



Heft

124

Soester Zeitschrift

Zeitschrift des Vereins
für Geschichte und
Heimatspflege Soest

herausgegeben von Norbert Wex
unter Mitarbeit von
Dirk Elbert und Ulrich Lör

Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest e.V.
gegründet am 7. Februar 1881 als Verein für die Geschichte von Soest und der Börde
vereinigt am 25. Januar 1973 mit dem Verein für Heimatpflege,
gegründet am 6. Mai 1904

Vorsitzende:
Ilse Maas-Steinhoff, Nottebohmweg 23, 59494 Soest

Geschäftsführung:
Dr. Norbert Wex, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest

Kassenführung:
Bettina Steinfeld-Hösel, Michelsweg 3, 59494 Soest

Tauschstelle, Archiv und Bibliothek: Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest,
Telefon (02921) 663 96-12, -14, -17, Telefax (02921) 663 96-99
E-Mail: stadtarchiv@soest.de, Internet: www.geschichtsverein-soest.de
Konto: Sparkasse Soest Nr. 300 5147 (BLZ 414 500 75)

Jahresbeitrag 20,- Euro

Redaktionskollegium:
Dirk Elbert, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest
Dr. Ulrich Lör, Kleine Helle 1, 59494 Soest
Stadtarchivar Dr. Norbert Wex, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest.

Jeder Verfasser verantwortet selbst den Inhalt seines Beitrags.
Beiträge für Heft 125 bitte bis zum 31. März 2013 ankündigen.
Mitgliedern und Tauschpartnern stehen ältere Hefte dieser Zeitschrift bis Heft 90 (1978) beim
Stadtarchiv zum verbilligten Preis von 5,- Euro zur Verfügung, solange der Vorrat reicht.

ISSN 0176-3946
Titel: drebusch:design
Satz und Druck: Althoff Druck, Soest
Westfälische Verlagsbuchhandlung Mocker & Jahn Soest 2008

Inhalt:

Ulrich Löer: In memoriam Gerhard Köhn (1936-2011)	5
Friedrich-Wilhelm Landwehr: Klarstellung	11
Frederik Heinze: Archäologische Untersuchungen in der Paulikirche	13
Wilfried Vollmer: Dinker - „eine Stelle, die von Wasser benetzt wird“ oder „Wegscheide an der Thingstätte“? Zu einer neuen Deutung des Ortsnamens	19
Dirk Hülsemann: Der Petrus-Schlüssel auf Soester Münzen	25
Tobias Daniels: Die Soester Fehde im diplomatischen Wirken und den historiographischen Werken des Enea Silvio Piccolomini (Papst Pius II.)	35
Julia Trinkert: Eine unbekannte Stadtansicht Soests auf der Lübecker Patroklustafel	55
Nils Lenke, Nicolas Roudet: „Spam“ im 16. Jahrhundert? Ein Brief des Mathematicus Nicolaus Rensberger im Stadtarchiv Soest und seine Hintergründe	67
Norbert Wex: Ein Schreibheft Friedrichs des Großen im Stadtarchiv Soest	77
Norbert Wex: Friedrich der Große und das Ende des Soester Mittelalters	87
Andreas Elsner: Soester Bürger als französische Geiseln im Siebenjährigen Krieg (1756-1763)	99
Axel Heimsoth: Der Eisenbahnstreit zwischen Soest und Hamm in der Mitte des 19. Jahrhunderts	116
Roland Götz: Ferdinand Freiligrath und Soest und Frankreich	139
Petra Senne: Soester Badekultur des 19. Jahrhunderts	165
Walter Weihs: Wilhelm Morgner - das neue Werkverzeichnis der Gemälde	173
Heinz-Dieter Heimann: Gedeutete Geschichte – deponierte Erinnerung: 100 Jahre Burghofmuseum	181
Gerhard Aumüller, Manfred Balzer, Bärbel Cöppicus-Wex, Dirk Elbert, Hans-Georg Gaffron, Roland Götz, Markus Goldbeck, Robin Köhler, Ulrich Löer, Ilse Maas-Steinhoff, Wolfgang Stelbrink, Annette Werntze Neuerscheinungen - Anzeigen und Besprechungen	199
Ilse Maas-Steinhoff: Jahresbericht des Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest e. V. für das Jahr 2010	237
Ilse Maas-Steinhoff: Jahresbericht des Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest e. V. für das Jahr 2011	243

Verzeichnis der Autoren

Prof. Dr. Gerhard Aumüller, Universität Marburg, Behring-Bibliothek, Medizingeschichte,
Bahnhofstr. 7, 35032 Marburg
Prof. Dr. Manfred Balzer, Gartenstiege 17, 48161 Münster
Dr. Bärbel Cöppicus-Wex, Weslerner Weg 43, 59494 Soest
Dr. Tobias Daniels, Bibliotheca Hertziana, Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte,
Via Gregoriana 28, 00187 Roma, Italien
Dirk Elbert, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest
Andreas Elsner, Deiringsen, Am Katzenloch 17, 59494 Soest
Dr. Hans-Georg Gaffron, Gerhard-Klotz-Str. 1, 59494 Soest
Dr. Roland Götz, Recklingsen, Nehler Heide 23, 59514 Welver
Markus Goldbeck M. A., Historisches Seminar der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster,
Domplatz 20-22, 48143 Münster
Prof. Dr. Heinz Dieter Heimann, Antoniusstr. 26, 33106 Paderborn-Elsen
Dr. Axel Heimsoth, Stiftung Ruhr Museum, Fritz-Schupp-Str. 15, 45141 Essen
Frederik Heinze M. A., Stadtarchäologie Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest
Dirk Hülsemann, Immermannwall 27, 59494 Soest
Robin Köhler M. A., Universität Wien, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte,
Universitätsring 1, A-1010 Wien, Österreich
Dr.-Ing. Friedrich-Wilhelm Landwehr, Kohlbrink 7, 59494 Soest
Dr. Nils Lenke, Blumenstraße 50, 53359 Rheinbach
Dr. Ulrich Löer, Kleine Helle 1, 59494 Soest
Ilse Maas-Steinhoff, Nottebohmweg 23, 59494 Soest
Dr. Nicolas Roudet, 26, rue de la Lamproie, 67000 Strasbourg, Frankreich
Prof. Dr. Petra Senne, Fachhochschule Dortmund, Fachbereich Wirtschaft,
Emil-Figge-Str. 44, 44227 Dortmund
Dr. Wolfgang Stelbrink, Elisabeth-Rathus-Weg 19, 59494 Soest
Julia Trinkert M. A., Kirchhofallee 81, 24114 Kiel
Wilfried Vollmer, Weslarn, Dorfstr. 51, 59505 Bad Sassendorf
Walter Weihs, Ulricherstr. 8, 59494 Soest
Dr. Annette Werntze, Kunstmuseum Wilhelm-Morgner-Haus, Thomästr. 1, 59494 Soest
Dr. Norbert Wex, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest

ULRICH LÖER

IN MEMORIAM GERHARD KÖHN (1936-2011)

Mit der Aufgabe, das Gedächtnis der Stadt Soest zu garantieren und die stadtgeschichtliche Erinnerung ins Werk zu setzen, war Gerhard Köhn von 1971 bis 2001 betraut. Zu intensiv war seine Bindung an das Archiv, als dass er sich im zehnjährigen Ruhestand von ihm hätte lösen können. Hatte er doch das reichste Stadtarchiv Westfalens 1975 vom südlichen Rathausflügel in das „Haus zum Spiegel“ umgesiedelt.



Für seine beiden Aufgaben, das Sammeln und Ordnen von historischen Überresten im Sinne des Speicherns und das Erzählen und Schreiben von Geschichte, brachte Köhn günstige Erfahrungen mit. Während seines Geschichts- und Germanistikstudiums in Hamburg betreute er ehrenamtlich das Archiv seiner Heimatstadt Glückstadt. Nach dem Studium arbeitete er an der Bibliothek des literaturwissenschaftlichen Seminars der Universität Hamburg. Hier promovierte er 1970 mit einer Arbeit über die Bevölkerungsentwicklung in Glückstadt im 17. Jahrhundert. Der Geschichte Glückstadts fühlte sich Köhn zeitlebens verbunden. Er publizierte im Laufe der Jahre mehrere Aufsätze und Bücher mit Themen der schleswig-holsteinischen Stadt¹.

Eine dritte biographische Erfahrung sollte sich auch in Soest auswirken. Als ehemaliger örtlicher Juso-Vorsitzender und SPD-Stadtvertreter in Glückstadt war es für ihn selbstverständlich, die im Archiv gewonnenen historischen Kenntnisse in die Öffentlichkeit zu bringen, sie als Argument in der politischen Diskussion vor Ort zu verwenden. Dies gelang Köhn

1 Gerhard Köhn: Die Bevölkerung der Residenz, Festung und Exulantenstadt Glückstadt von der Gründung 1616 bis zum Endausbau 1652: Methoden und Möglichkeiten einer historisch-demographischen Untersuchung mit Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung. 2 Bde., Neumünster 1974.

überzeugend und gelegentlich „frech“, wie die Westfalenpost schrieb², wenn er zum jährlichen Philippsessen das Wort ergriff und durch die Inszenierung stadtgeschichtlicher Begebenheiten Bürgermeister und Rat einen Spiegel vorhielt. Im Kreis der Soester SPD-Parteigenossen galt Gerhard Köhn als kompetenter Gesprächspartner, der die kommunalpolitischen Projekte der 70er und 80er Jahre leidenschaftlich und kritisch mitdiskutierte.

Wenden wir uns der eigentlichen Aufgabe des Stadtarchivars zu. Gerhard Köhn folgte schon früh dem Trend, Fotos aus dem städtischen Horizont systematisch sammeln und identifizieren zu lassen. Hier bewegte er sich als Vorreiter für die bald und allorten überaus kräftig aufblühende Alltagsgeschichte. Auch das Sammeln von Nachlässen von Firmen oder von bedeutenden Persönlichkeiten galt als Ausweis eines aktiven Archivars. Zu dessen Speicher-Funktion gehört vorrangig die Erschließung der bewahrten Archivbestände durch Findbücher, Inventare oder Register. Für die Verzeichnung des gesamten Altbestandes, d. h. der Urkunden und Akten vom 12. Jahrhundert bis 1800, gewann er den Münsteraner Staatsarchivdirektor Wilhelm Kohl, der 1983 ein Inventar mit über 11000 Nummern vorlegte, das in allen westfälischen Archiven die Soester Geschichte präsent hält³. Ebenfalls konnte Köhn Wilhelm Kohl bewegen, das Nequambuch, den kunsthistorisch bedeutsamsten Schatz des Archivs, in einer repräsentativen Gestaltung und fachwissenschaftlich kommentiert herauszugeben⁴. Mit der Anregung und Werkstellung der erstmaligen wissenschaftlichen Erfassung und Beschreibung der mittelalterlichen Handschriften und Handschriftenfragmente, Überreste aus dem Soester Minoriten- und Dominikanerkloster, durch Norbert Eickermann und Bernd Michael erwies Köhn der Mittelalterforschung über Westfalen hinaus einen großen Dienst. Das Handschriftenzentrum der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin ermöglichte 1990 die Drucklegung dieses Katalogs⁵.

Mit der Abschrift der „Annales oder Jahrbücher der weitberühmten Stadt Soest“ von dem Chronisten Ludwig Rademacher (+1750) (gemeinsam

2 Westfalenpost vom 7.2.1996.

3 Wilhelm Kohl (Bearb.): Inventar des Stadtarchivs Soest: Bestand A (Inventare der nicht-staatlichen Archive Westfalens NF 9), Münster 1983.

4 Wilhelm Kohl (Hrsg.): Das Soester Nequambuch, Neuausgabe des Acht- und Schwurbuchs der Stadt Soest (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XIV). Wiesbaden 1980.

5 Bernd Michael (Bearb.): Die mittelalterlichen Handschriften der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek Soest. Wiesbaden 1990.

mit Dirk Elbert)⁶, mit der Dokumentation aller jüdischen Familien in Soest und ihres Schicksals von 1770 bis 1933⁷ und mit der Zusammenstellung von Tagebüchern, Berichten und Fotos zur „Erinnerung an die Bombardierungen und das Kriegsende in Soest vor 50 Jahren“⁸ betrat Köhn im Sinne des Speicherns einen zweiten Weg der Erschließung frühneuzeitlicher und zeitgeschichtlicher Quellen seines Archivs. Begleitet waren diese Editionen von der Publikation von Einzelfunden, mochte es sich um die Einführung des Weihnachtsbaums in Soest, um die Allerheiligenkirmes oder um Königs- und Kaiserbesuche in Soest im 19. Jahrhundert handeln⁹.

Aktive Erinnerungsarbeit, das zweite, nicht vorrangige Arbeitsfeld des Archivars, leistete Gerhard Köhn, wenn er Jubiläen oder auch Geburtstage bedeutender Personen zum Anlass einer historischen Betrachtung und auch einer politischen Stellungnahme nahm. 800 Jahre Philippsessen, 150 Jahre Badeanstalt, 125 Jahre Soester Anzeiger, 100 Jahre SPD-Ortsverein und manche weiteren Jubiläen forderten Köhn heraus¹⁰, die Ursprungssituationen archivalisch zu erhellen und über die weiteren Wege und Irrwege aufzuklären. So gerieten z. B. der Deutschordensmeister Wolter von Plettenberg, der Borgelner Pfarrer und Geschichtsvereinsvorsitzende Adolf Clarenbach, der erste Bundespräsident Theodor Heuss, der Danziger Senator und Soester Bürgermeister Hubertus Schwartz und der Soester Künstler Fritz Viegeler ins Visier des Archivars¹¹.

Dem erinnernden Erzählen und Darstellen, kurzum der städtischen Geschichtsforschung und -schreibung fühlte sich Gerhard Köhn in dreifacher Weise verpflichtet. Eine geschlossene historische Darstellung, mit sprechenden Dokumenten illustriert, legte er 1998 vor unter dem Titel „Der Dreißigjährige Krieg in Stadt und Land – zum Beispiel in Soest / Westfalen und in der Soester Börde“¹². Bereits 1981 kündigte er sein Interesse an

6 Annales oder Jahrbücher der Uhr-alten und weitberühmten Stadt Soest / Ludwig Eberhard Rademacher (1695-1750), hrsg. von Gerhard Köhn unter Mitarbeit von Dirk Elbert (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Soest. 22). Bd. 1-4, Soest 1999.

7 Michael Brocke, Gerhard Köhn: Der jüdische Friedhof in Soest – Die jüdische Gemeinde Soest. Soest 1993.

8 Bomben auf Soest. Tagebücher, Berichte, Dokumente und Fotos zur Erinnerung an die Bombardierungen und das Kriegsende vor 50 Jahren, zusammengestellt von Gerhard Köhn. Soest 1994 (Soester Zeitschrift (künftig abgekürzt SZ) 106, 1994).

9 SZ 86, 1974; Neue Soester Stadtgeschichten. Soest 2008.

10 Neue Soester Stadtgeschichten. Soest 2008; Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest 28, 1998; SZ 85, 1973; 100 Jahre SPD Soest. Soest 1974.

11 SZ 116, 204; Unser Westfalen 2005; Mitteilungen (wie Anm. 10) 38, 2008; SZ 122/123, 2010/ 2011.

12 Gerhard Köhn: Der Dreißigjährige Krieg in Stadt und Land – zum Beispiel in Soest/Westfalen und in der Soester Börde. Soest 1998.

der Soester Geschichtsforschung an, wenn er deren Ursprüngen und ersten Erfolgen im 19. Jahrhundert nachging: „Von der Soester Gesellschaft patriotischer Freunde und Liebhaber der vaterländischen Geschichte 1784 zum Soester Geschichtsverein 1881“¹³.

Als Gerhard Köhn auf Anregung von Bürgermeister Helmut Busmann 1985 einen Ratsbeschluss über eine fünfbandige große Stadtgeschichte erreichte, galt es, auswärtige Gelehrte und Institutionen zur Mitarbeit an Soester Geschichtsschreibung zu gewinnen, thematische Absprachen unter den Autoren zu treffen, Manuskripte zu korrigieren, die Manuskripte aussagekräftig zu illustrieren und Verlagsverhandlungen zu führen. Hier zeigte sich erneut das Talent des Archivars zu moderieren und zu organisieren. Bis zu seiner Pensionierung erschienen die Bände 2 und 3. Es folgte Band 1 im Jahr 2010¹⁴. Die Bände 4 und 5 (19. und 20. Jahrhundert) sind weiterhin ein historiographisches Desiderat. Sie sind nicht überflüssig geworden, auch wenn Gerhard Köhn inzwischen sein fünfbandiges Werk „Soest in alten Bildern“ 1870-1939 vorgelegt hat¹⁵. Diese Bände werden mit ihrem äußerst umfangreichen Bildanteil, in der Regel um kurze Bildbeschreibungen ergänzt, manches Teilthema der großen Stadtgeschichte wie etwa die stadttopographischen und baulichen Gegebenheiten von Straßen, Plätzen und Häusern während der Kaiserzeit (Bd. 1) oder die Motorisierung aller Lebensbereiche nach der Jahrhundertwende illustrieren (Bd. 3). In den zwei Teilen des Bands 4 (1919-1939) werden die Fotos durch die Dokumentation von Plakaten, Zeitungsartikel und chronikalische Auflistungen ergänzt. Die Notwendigkeit einer späteren historiographischen Durchdringung der Zeit der Weimarer Republik und auch des Dritten Reiches überließ Köhn Bd. 5 der großen Stadtgeschichte. Wenn es ihm hauptsächlich um das „Ursachengeflecht für das Scheitern der Weimarer Republik“ ging, kündigte sich hier ein Dilemma für die Jahre 1933-1945 an. Können die verschiedenen Formen der Integration in das NS-System und der Resistenz, von innerer Distanz über Formen der Verweigerung bis zum aktiven Widerstand, angemessen erfasst und beurteilt werden, wenn sich die Zustimmungsbereitschaft des Bürgertums zu Programm und Ideologie der Nationalsozialisten und dann das Epochenjahr

13 In: Gerhard Köhn (Hrsg.): Soest. Stadt-Territorium-Reich. Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest. Soest 1981 (SZ 92/93, 1980/81).

14 Soest. Geschichte der Stadt. Hrsg. von Wilfried Ehbrecht und Gerhard Köhn in Verbindung mit Heinz-Dieter Heimann und Ellen Widder. Bde. 1-3, Soest 1995-2010.

15 Gerhard Köhn: Soest in alten Bildern. Bde. 1-4, Soest 1979-2006.

1933 geradezu zwangsläufig in der Weimarer Zeit anbahnten? Bereits das Inhaltsverzeichnis von Teil I lässt diese Frage aufkommen.

Mit dem Amt des Stadtarchivars sind in Soest die Geschäftsführung des Geschichtsvereins und die Herausgabe der Soester Zeitschrift verbunden. Das Jahresprogramm gestaltete Gerhard Köhn mit, indem er auswärtige Gelehrte, die er als Benutzer seines Archivs kennengelernt hatte, zu Vorträgen in Soest verpflichtete. Die Vorstandssitzungen profitierten von seiner Erfahrung mit der Stadtverwaltung und anderen Behörden. Im Redaktionskollegium der Soester Zeitschrift, über lange Jahre von Marga Koske und dem Verfasser des Nachrufs mitbesetzt, wurde gut informiert und zielstrebig und entspannt diskutiert. Im Jahre 1981 gelang Gerhard Köhn die Herausgabe der Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest mit Beiträgen zur Stadt-, Landes- und Hansegeschichte¹⁶. Bereits der Titel dieser Festschrift „Soest. Stadt - Territorium - Reich“ kündigte den offenen Blickwinkel der fachhistorischen Beiträge an. Neue Einsichten zu Stichworten und Problemen wie Landesherrschaft, Fürstenpolitik, Lateinschule, Reformation, Hanse, Gilden, Juden, Mundart, mittelalterliche Architektur, romanische und gotische Wandmalerei, Stadterweiterung und Heimatschutzarchitektur machten Soest in verschiedenen historischen Disziplinen bekannt und sicherten der Stadt einen Platz in historischen Handbüchern und Lexika nicht nur westfälischer Provenienz.

Der Aufgabe des Speicherns von Überresten und der Vermittlung von Botschaften, die Einzelfunde, historische Orte und Jubiläen aussenden, ist Gerhard Köhn in hohem Maße gerecht geworden. Durch die Beauftragung von Fachleuten zur Erschließung des Archivguts und die Engagierung von ausgewiesenen historischen Experten für die Festschrift 1981 und die große Soester Stadtgeschichte hat er dem Stadtarchiv ein tragfähiges Netzwerk und beachtliche Reputation in Westfalen geschaffen. Das Stadtarchiv hat nicht zuletzt auch durch das politische Engagement des Archivars seinen Platz in der Soester Öffentlichkeit gefunden. All dieses wäre Gerhard Köhn nicht möglich gewesen, hätte er sich nicht auf die Bibliothekarin Claudia Davidts und den Archivar Dirk Elbert, hochkompetente und hochmotivierte Mitarbeiter, stets verlassen können. Sie haben den gewohnten, vielfach angespannten Arbeitsrhythmus mitgetragen.

16 Festschrift 1981 (wie Anm. 13).

FRIEDRICH WILHELM LANDWEHR

KLARSTELLUNG

zur Vorbeugung eines möglicherweise im Raum stehenden Plagiatsvorwurfes im Verhältniss der Dissertation von Frau Dr. Eva Dietrich „Die westfälische Denkmalpflege der Nachkriegszeit“, Münster 2008, zu meinem Aufsatz mit der Überschrift „Die Anfänge der Planungen für den Wiederaufbau Soests“ im Doppelband 122/123 der Soester Zeitschrift unter dem Titel „Nachkriegszeit in Soest“. Hrsg. von Ilse Maas-Steinhoff. Soest 2011 (zugleich Band 60 der Soester Beiträge).

Im September 2009 habe ich mit der Archivarbeit für den oben genannten Aufsatz begonnen, die sich bis in das Frühjahr 2010 hinzog. Im Oktober 2010 habe ich die Arbeit, die ich in Berlin geschrieben habe, abgeliefert. Im Jahre 2008 ist die Dissertation von Frau Dr. Eva Dietrich „Die westfälische Denkmalpflege der Nachkriegszeit“ erschienen. Darin untersucht die Autorin neben der geschichtlichen, rechtlichen und personellen Situation der Denkmalpflege den Wiederaufbau von Dortmund, Soest und Münster unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten.

In dem Abschnitt über Soest beschreibt Frau Dietrich unter Nr. 3.1.1 „Der Stadtplan, die Stadtplanung und der Wiederaufbau“ und unter Nr. 3.2. „Die Notgemeinschaft 'Soest baut auf'“ die Wiederaufbaubemühungen nach dem Krieg.

Diese Texte decken sich inhaltlich weitgehend mit dem in meinem Aufsatz in den entsprechenden Abschnitten zeitlich später behandelten Stoff.

Hier drängt sich unmittelbar die Frage auf: Hat der Autor eine Quelle benutzt, ohne sie zu zitieren? Hat er also abgeschrieben und sich fremdes geistiges Eigentum angeeignet?

Dazu möchte ich folgendes erklären: Die als Band 48 der Reihe „Denkmalpflege und Forschung in Westfalen“ erschienene Dissertation von Frau Dietrich ist nach Auskunft von Herrn Dirk Elbert Ende 2009 vom Archiv angeschafft, mit einer Signatur versehen und im Computer registriert worden. Sie wurde dann vorübergehend in das Regal für Neueingänge - einem mir bis vor kurzem nicht bekannten Regal - untergebracht und auch zwischenzeitlich benutzt. Ob sie ausgeliehen worden ist, lässt sich nicht mehr nachvollziehen. Die Arbeit war mir nicht bekannt; ich konnte sie

daher nicht für meinen Aufsatz auswerten. Offensichtlich haben aber Frau Dietrich und ich zeitversetzt dieselben Akten des Archives genutzt.

Erst im Februar 2012 habe ich von der Existenz der Dissertation erfahren, nachdem mir Herr Dr. Wex eine Kopie der Kurzfassung des Soester Abschnittes von Frau Dietrich aus dem Buch „Zukunft braucht Herkunft“ zugeschickt hatte. In diesem Aufsatz war in einer Anmerkung ein Hinweis auf die Dissertation enthalten, die ich mir dann im Februar 2012 über den Buchhandel beschafft habe.

Unglückliche Umstände, wie zeitliche Parallelen bei der Beschaffung der Dissertation, Irrtümer von Archiv und Herausgeberin über den gegenseitigen Informationsstand der Beteiligten, aber auch der Umstand, dass ich den Aufsatz in Berlin verfasst habe, was auch zu Kommunikationsschwierigkeiten beigetragen haben mag, haben dazu geführt, dass mir die Dissertation von Frau Dietrich nicht bekannt war und ich sie daher nicht berücksichtigen konnte. Für meinen Aufsatz hätten sich wertvolle ergänzende Ansätze und Erkenntnisse ergeben können. Diese unglücklichen Umstände, die zu dieser unerfreulichen Situation geführt haben, tun mir sehr leid. Für den Inhalt meines Aufsatzes, den ich nach bestem Wissen und Gewissen auf der Grundlage der im Stadtarchiv vorhandenen Akten und sonstiger in den Fußnoten angegebener Quellen erarbeitet habe, trage ich selbstverständlich die volle Verantwortung.

Inzwischen ist der Kontakt zu Frau Dr. Dietrich hergestellt worden, der zukünftig für einen fachlichen Austausch mit der Bauverwaltung der Stadt Soest genutzt wird.

FREDERIK HEINZE

ARCHÄOLOGISCHE UNTERSUCHUNGEN IN DER PAULIKIRCHE

Im Rahmen der Umbauarbeiten im Herbst 2009 konnte die Stadtarchäologie Soest erstmals archäologische Untersuchungen in der evangelischen Pfarrkirche St. Pauli durchführen (Abb. 1). Hier sollte ein zum damaligen Zeitpunkt einmaliges Projekt in Westfalen verwirklicht werden, das durch eine Nutzungserweiterung der Kirche als Begräbnisstätte die Lebenden und die Toten unter einem Dach vereint. Im Westteil sollte ein Kolumbarium, bestehend aus acht Edelstahlstelen, entstehen, das Platz für 672 Urnenbegräbnisplätze in Einzel- und Doppelkammern bietet. Zugleich sollte durch die Anlage einer Kaverne im Zentrum der Stelen in der Mittelachse der Kirche, in die die Asche der Verstorbenen nach Ablauf der Liegezeit von mindestens 20 Jahren verbracht wird, deren ewige Ruhe gewährleistet werden (Abb. 2). Allerdings sollte die Paulikirche auch weiterhin als Gottesdienststätte genutzt werden, was man durch die Abtrennung des Kolumbariums vom östlichen Teil der Kirche durch eine künstlerisch gestaltete Glaswand erreichen wollte.



Abb. 1: St. Pauli in Soest.

Foto: F. Heinze/Stadtarchäologie Soest



Abb. 2: Das neue Kolumbarium mit den acht Stelen.

Foto: F. Heinze/Stadtarchäologie Soest

Im Gegensatz zu den meisten anderen Soester Kirchen hatten in der Paulikirche bis zu diesem Zeitpunkt noch keine archäologischen Untersuchungen stattgefunden und so boten die Umbauarbeiten die Gelegenheit, erstmals wissenschaftlich unter die Bodenplatten der etwa 300 m südlich vom ehemaligen Kern der karolingisch-ottonischen Befestigung gelegenen Kirche zu schauen¹.

Bei St. Pauli handelt es sich um eine dreischiffige, dreijochige gotische Hallenkirche mit einem mächtigen fünfgeschossigen Westturm, eingezogenem Hallenvorchor, kurzem Chorjoch und Chorpolygon. Dendrochronologische Untersuchungen belegen eine Errichtung von Turm und Langhaus im 14. Jahrhundert und eine Fertigstellung der Choranlage im 15. Jahrhundert².

Die Entstehung der St. Pauligemeinde als Pfarrei der Südhofe fällt in die Jahre um 1180, als der Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg eine neue Pfarreinteilung vornahm. Sicherlich hat zu dieser Zeit schon ein romanischer Vorgängerbau bestanden, von dem bei den aktuellen Grabungen vielleicht ein Fundamentrest angetroffen wurde. Erstmals urkundlich erwähnt wird St. Pauli 1229, als auf Befehl des Papstes Gregor IX. die sechs Pfarrer der Stadt zusammen mit ihren Gemeinden dem Patronat von St. Patrokli unterstellt wurden. Zu dieser Zeit muss die Kirche schon eine gewisse Bedeutung gehabt haben, denn in der oben genannten Urkunde steht sie in der Aufzählung an zweiter Stelle zwischen den bis dahin schon vorhandenen Kirchen St. Petri und St. Georg. Weitere besondere Bedeutung erlangte St. Pauli in der Reformationszeit, als der an ihr tätige Johann Kelberg hier erstmals in Soest evangelisch predigte und somit ab 1530 der Reformation den Weg bereitete³.

Als im September 2009 die Bauarbeiten begannen, wurden zunächst die Bodenplatten aus Grünsandstein an den Stellen entfernt, wo die acht Stellen errichtet werden sollten. Die Fundamentgruben wurden bis ca. 30 cm unter der Oberkante des Kirchenbodens ausgeschachtet. In fast allen Gruben fand sich unter den bis zu 10 cm dicken Bodenplatten eine Schicht aus festgestampftem Lehm mit Grünsandsteinbruch. In einer Grube im nördlichen Bereich zeigte sich unter der Lehmpackung eine ungefähr 4 cm dicke Holzkohlenschicht. Da auch Bodenplatten an Säulenfundamenten geöffnet

-
- 1 Frederik Heinze: Eine erste Grabung in der Soester Kirche St. Pauli. In: Archäologie in Westfalen-Lippe 1 (2009), S. 118-122.
 - 2 Dieter Eckstein/Klaus-D. Busse/Uwe Lobbedey: Dendrochronologische Datierungen in Kirchendachwerken der Hellwegzone und Untersuchungen zur Datierbarkeit von weit- und engringigem Holz. In: Westfälische Zeitschrift 141 (1991), S. 337-392.
 - 3 Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern. Bd. 3: Gotische Kirchen. Soest 1957 (Soester Beiträge 16), S. 57.

net wurden, bot sich hier ein Einblick in deren Konstruktion. Funde aus diesem Bereich waren unter anderem neuzeitliche Keramikscherben von Westerwälder Steinzeug oder Bleiruten von ehemaligen Fensterverglasungen⁴. Eine größere Untersuchungsfläche bot der Bereich, an dem die Kaverne angelegt werden sollte. Dafür wurde der Kirchenboden auf einer Fläche von ca. 2,90 m x 3,80 m aufgedeckt. Unter den Platten konnte die gleiche verdichtete Lehm-



Abb. 3: Das Steinpodest von Westen gesehen.
Foto: F. Heinze/Stadtarchäologie Soest

packung wie in den Fundamentgruben für die Stelen angetroffen werden. Darunter, ungefähr einen halben Meter unter der Oberkante des Kirchenbodens, traf man überraschenderweise auf eine Steinsetzung (Abb. 3). Dieses Podest war in ost-westlicher Richtung 1,44 m erhalten und in nord-südlicher Richtung 1,82 m breit. Konstruiert war es aus vermörtelten Grünsandsteinblöcken, die im südlichen Bereich teilweise nicht mehr erhalten waren, und es gründete auf unregelmäßig gesetzten, teilweise ebenfalls vermörtelten Bruchsteinen. Fest anhaftende Reste von Mörtel auf der Oberfläche des Podestes deuteten auf eine ehemals aufgehende Konstruktion hin. Nördlich und südlich an das Podest anschließend fand man Reste eines alten Kirchenbodens. Noch im 19. Jahrhundert hat hier im westlichen Teil der Kirche, wie auf frühen Fotografien dokumentiert, das Taufbecken gestanden und so ist es wahrscheinlich, dass es sich bei dem Steinpodest um die Reste des Taufbeckenfundamentes handelt⁵. Aus dem südwestlichen Bereich der geöffneten Fläche stammt eine durchlochte Keramikscherbe, bei der es sich vermutlich um das Fragment eines so genannten Gluttopfes handelt. Diese Gefäße wurden mit Holzkoh-

4 Heinze (wie Anm. 1), S. 119.

5 Ebd., S. 110.



Abb. 4: Die Bestattungen westlich des Steinpodestes. Deutlich zu erkennen ist das ausgebrochene Bruchsteinfundament.
Foto: F. Heinze/Stadtarchäologie Soest



Abb. 5: Detailaufnahme der Doppelbestattung. Foto: F. Heinze/Stadtarchäologie Soest

le oder Glut vom Herd befüllt, um auch in unbeheizten Räumen etwas Heizkomfort zu haben. Vergleichbare Stücke sind aus dem frühen 18. Jahrhundert bekannt⁶.

Da das Podest erhalten werden sollte, gingen die Ausschachtungsarbeiten westlich davon auf einer Fläche von 3,22 m x 1,28 m weiter⁷. Nach mehreren Verfüllschichten stieß man in 1,20 m bis 1,60 m Tiefe unter der Oberkante des Kirchenbodens auf sechs west-ost-orientierte Körpergräber, die allerdings nur in den unteren Extremitäten erfasst werden konnten (Abb. 4). Im Norden des Schnittes fand sich die Bestattung eines Erwachsenen, der fast komplett vom Becken abwärts erhalten war. Eine Hand des Toten konnte noch im Beckenbereich angetroffen werden, was darauf hinweist, dass die Arme bei der Bestattung auf dem Unterleib gefaltet waren. Etwas südlich und nur wenige Zentimeter tiefer trat eine Doppelbestattung zu Tage. Einen Erwachsenen hatte man vermutlich zeitgleich mit einem Kind zwischen den Oberschenkeln bestattet (Abb. 5). Südlich dieser Doppelbestattung lagen noch drei weitere Skelette, eins von einem Kind und

zwei von Erwachsenen. Auf Wunsch des Presbyteriums wurden die Skelette nicht geborgen, sondern verblieben in situ.

Grabbeigaben oder Sargreste konnten bei keiner der Bestattungen nachgewiesen werden⁸. Im Spätmittelalter nahmen Bestattungen im Kirchenin-

6 Andreas Heege: Einbeck im Mittelalter. Eine archäologisch-historische Spurensuche. Oldenburg 2002, S. 208ff.

7 Heinze (wie Anm. 1), S. 110.

8 Ebd., S. 121.

nenraum trotz eines fortbestehenden Verbotes wieder zu. Ein umfangreicher Katalog legalisierter Ausnahmen erlaubte Angehörigen des Klerus, frommen Laien, Stiftern und Patronatsherren jeweils mit ihren Familien sowie weiteren Personen mit besonderer Genehmigung des Bischofs eine Kirchengrablege⁹.

Die vielleicht spätmittelalterlichen Gräber lagen auf einem vermutlich nord-südlich verlaufenden Fundament aus unvermörtelten Grünsandsteinen auf, das man für die Bestattungen ausgebrochen hatte. Im südlichen Bereich des Schnittes war das Fundament sogar bis zum gewachsenen Löss, der in 1,60 m Tiefe unter der Oberkante des Kirchenbodens angetroffen wurde, ausgebrochen. Die ursprüngliche konstruktive Funktion und der Verlauf der Steinsetzung konnten aufgrund des kleinen Untersuchungsbereiches nicht geklärt werden¹⁰. Dennoch scheint die Existenz eines anders dimensionierten Vorgängerbaus der heute stehenden Paulikirche nunmehr sicher zu sein, Form und Größe bleiben jedoch bis auf weiteres im Unklaren¹¹.

9 Barbara Scholkmann: Die Kirche als Bestattungsplatz. Zur Interpretation von Bestattungen im Kirchenraum. In: Jörg Jarnut, Matthias Wemhoff (Hrsg.): Erinnerungskultur im Bestattungsritual. Archäologisch-Historisches Forum. München 2003, S. 189-218.

10 Heinze (wie Anm. 1), S. 121.

11 Walter Melzer: Soest – Von den Anfängen zur mittelalterlichen Großstadt. In: Wilfried Ehbrecht (Hrsg.): Soest. Geschichte der Stadt. Bd. 1: Der Weg ins städtische Mittelalter. Topographie, Herrschaft, Gesellschaft. Soest 2010 (Soester Beiträge 52), S. 39 - 146.

WILFRIED VOLLMER

DINKER - „EINE STELLE, DIE VON WASSER BENETZT WIRD“ ODER „WEGSCHEIDE AN DER THINGSTÄTTE“ ?

ZU EINER NEUEN DEUTUNG DES ORTSNAMENS

Eine zuverlässige Deutung des Ortsnamens Dinker bereitet seit langem Schwierigkeiten. Ältere Erklärungsversuche gehen mehr oder weniger selbstverständlich von einer alten Thingstätte aus. Der erste Bestandteil des Namens wird dabei auf den Wortstamm dinc, ding, thing (gehegtes Gericht, Gerichts-, Vollversammlung) zurückgeführt¹. Im Jahre 1817 berichtet Pfarrer Busch in seinen Erinnerungen: „Dinker soll in älteren Zeiten Dingden geheißten haben und auch so geschrieben sein. Diese Benennung wird wahrscheinlich herrühren von Ding oder Thing, d. h. einem Gerichte oder Orte, wo Gericht gehalten wird“².

Der Soester Stadtarchivar Eduard Vogeler (1851-1915) stellt fest: Dinker „soll seinen Namen von der alten Dingstätte zum Friggensteen erhalten haben.“ Von ihr leite sich der Name „Dinker“ ab³. Hugo Rothert gibt 1905 zu bedenken: „Je schwerer der Name eines Ortes zu deuten ist, desto älter ist er. Bei der Deutung des Namens Dinker ist man bis zu den Tenchteren abgeirrt⁴. Wahrscheinlich hängt er mit dem Thing des alten Rechts zusammen.“⁵ Paul Stein erinnert 1934 in seinem Heimatbuch der Name „Dinker“ aufgrund der hier lebendigen mündlichen Überlieferungen an das ehemalige alte „Volksthing“ an diesem Ort⁶.

- 1 Vgl. Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache, 18. Aufl. Berlin 1960, S. 133, s. v. ding; Lutz Mackensen: Ursprung der Wörter. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Wiesbaden 1985, S. 100, s. v. Ding. Siehe auch Ernst Förstemann: Altdritisches Namensbuch. München 1967, Bd. 2, Sp. 1028, mit ausdrücklichen Hinweis auf „Dinker, Kr. Soest, mit alter Dingstätte“.
- 2 Carl Busch: Erinnerungen aus den ältern und neuern Zeiten des Kirchspiels Dinker. Soest 1855, S. 5.
- 3 Eduard Vogeler: Aeltere Nachrichten über Dinker. In: Soester Zeitschrift 15 (1896/97), S. 41-53, hier S 41.
- 4 Die westgermanischen Tenchterer überschritten 56 v. Chr. den Rhein bei Kleve, wurden wenige Monate später als Eindringliche in das Römische Imperium von Cäsar (wahrscheinlich bei Koblenz) zurückgeschlagen. Die Überlebenden siedelten sich nördlich der Lippe an.
- 5 Hugo Rothert: Zur Kirchengeschichte der ‚ehrenreichen‘ Stadt Soest. Gütersloh 1905, S. 26f.
- 6 Paul Stein: Dinker. Ein Heimatbuch für das Kirchspiel. Dinker 1934, S. 9.

Hermann Jellinghaus⁷ fasst 1923 den Ortsnamen „Dinker“ als ein aus zwei Wortstämmen zusammengesetztes Wort auf, dessen erster Bestandteil der Begriff für die altsächsische Versamlungs- und Gerichtsstätte Thing sei, der zweite eine Bezeichnung für ‚Höhe‘ (here, hari), „das einen (ursprünglich) scharfen, länglichen, kleinen Höhenzug benenne“. Ähnlich argumentiert Hugo Schoppmann in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts.⁸ Demnach bezeichne „Dinker“ eine „Thing-/ Versamlungsstätte auf der Höhe.“

Jüngere Untersuchungen verfolgen einen anderen Deutungsansatz. Hans Bahlow etwa kritisiert 1965 die Auffassung, in der Silbe dink einen Hinweis auf eine altgermanische Thingstätte zu sehen, und setzt dem entgegen: Es sei offenkundig, „dass dink vielmehr ein Wasserwort sein muss.“ So sei auch „Dinker a. d. Ahse (der vorgerm. Arsene) zwischen Soest und Hamm mit prähist. R-Suffix“ zu deuten⁹. 1994 erschienen die namenskundlichen Studien von Jürgen Udolph und jüngst, 2009, „im Auftrage der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen“ als erster Band der Westfälischen Ortsnamenbücher, die Ortsnamen des Kreises Soest, verfasst von den Germanisten Michael Flöer und Claudia Maria Korsmeier¹⁰. Sie bieten eine ähnliche Deutung des Namens „Dinker“ wie Bahlow: Der Name „Dinker“ bestehe aus einem indogermanischen Wortstamm *teng, ‚benetzen, anfeuchten‘ (davon auch das deutsche Wort „tunken“) und dem angehängten Wortbildungselement -r (r-Suffix), das im Germanischen regelmäßig für die Bildung von Ortsnamen verwendet wurde. „Dinker“ sei demnach eine Ableitung aus einem einzelnen Wortstamm (Derivationsbildung) mithilfe einer Nachsilbe (Suffix) und bedeute: „Stelle, die vom Wasser benetzt wird“¹¹. Begründet wird diese Ableitung mit dem Hinweis: „Eine Bezeichnung für ‚benetzen, befeuchten‘ ist als Motivationsgrundlage für Dinker wegen der Lage im Überflutungsgebiet der Ahse

7 Hermann Jellinghaus: Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern, 3. Aufl., Osnabrück 1923, S. 83.

8 Hugo Schoppmann: Die Flurnamen des Kreises Soest, 2 Teile. Soest 1936-40 (Veröffentlichungen der Volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für Westfälische Landes- und Volkskunde 4,1), S. 35.

9 Hans Bahlow: Deutschlands geographische Namenwelt. Etymologisches Lexikon der Fluß- und Ortsnamen alteuropäischer Herkunft. Frankfurt a. M. 1965. – Der Verlauf des Höhenprofils vom Dinker Berg zum Ahsetal bietet für die These keine Anhaltspunkte. Das vorgegebene Gefälle von der Anhöhe nordöstlich des Dorfes zum Tal ließ das Oberflächenwasser immer schnell ablaufen und zu keiner Zeit in dem Ort Dinker sich sammeln oder ihn gar versumpfen, worauf die Silbe dink als „Wasserwort“ hätte hinweisen können. Bahlows Erklärung kann nicht überzeugen.

10 Michael Flöer/Claudia Korsmeier: Die Ortsnamen des Kreises Soest. Bielefeld 2009 (Westfälisches Ortsnamensbuch, Bd. 1). Jürgen Udolph: Namenkundliche Studien zum Germanenproblem. Berlin/New York 1994.

11 Flöer/Korsmeier (wie Anm. 10), S. 121.

plausibel.“ Mit dieser Herleitung schließen sich Flöer und Korsmeier in vollem Umfang der Argumentation Jürgens Udolphs von 1994 an, der dies allerdings noch unter dem Vorbehalt einer gut begründeten Meinung stellte¹². – Diese Neuerscheinungen geben Anlass, erneut über die Herkunft und Bedeutung des Namens „Dinker“ nachzudenken. Betrachtet man die Frage zunächst nur im sprachhistorischen Rahmen, so ist Flöer und Korsmeier bzw. Udolph zuzugestehen, dass die Ableitung aus einem einzelnen Wortstamm mithilfe des erwähnten r-Suffixes möglich ist: Sie kommt im Nordwesten Deutschlands, im altsächsischen Gebiet, relativ häufig vor. In der näheren Umgebung wird Welper dazugezählt; bekannte Namen mit dieser Bildungsform sind Wetter an der Ruhr, Salzgitter, Drewer bei Rüthen oder Höxter¹³.

Richtig ist auch der Hinweis, dass das k in „Dinker“ die Ableitung von thing (Förstemann u. a.) ausschließt, wenn man die Derivatbildung mit r-Suffix annimmt. Auch der von Jellinghaus und Schoppmann¹⁴ vorgeschlagenen Kompositumbildung mit here, hari als zweiten Bestandteil kann man nicht folgen¹⁵. In beiden Fällen sprechen die Gesetzmäßigkeiten des Lautwandels dagegen: Eine willkürliche Verschiebung vom stimmhaften Verschlusslaut g zum stimmlosen k kommt nicht vor. Wäre also „Dinker“ von thing + r-Suffix oder als Kompositum von thing + here, hari gebildet, lautete der Name heute in beiden Fällen *Dinger. Damit ist der Fall aber noch nicht entschieden. Denn es besteht, auch rein sprachlich betrachtet, durchaus die Möglichkeit einer Kompositumbildung mit thing. Geographische und historische Gründe lassen zudem diese Möglichkeit als die wahrscheinlichere erweisen. Zunächst sprachlich: Flöer und Korsmeier haben die Zusammensetzung eines Wortes mit thing (Kompositumbildung) vorschnell ausgeschlossen. Denn wie auch Udolph betont, sind nicht alle Ortsnamen auf -er von vornherein mit r-Nachsilbe (Suffix) gebildet. Bekannte Beispiele finden sich dafür in der Ortsbezeichnung „Münster“ (von lat. monasterium), oder in „Hannover“ eine Zusammensetzung mit -ufer (Kompositum). Zudem sind Ortsnamen mit thing keineswegs selten: Das Streuungsgebiet ist breiter als die r-Suffix-Namen. Neben England,

12 Deutlich an Formulierungen wie „scheitert m. E.“, „man vergleiche eher“, „am besten zu verbinden mit“ (S. 173), „fern bleibt eher“ (S. 591).

13 Udolph (wie Anm. 10), S. 194, 176, 177f.

14 Hermann Jellinghaus: Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern. Osnabrück 1923³, S. 83.

15 Zu dem von Udolph und Flöer/Korsmeier entwickelten sprachhistorischen Argument kommt auch hier ein geographisches: Das Höhenprofil Dinker Berg – Dinker (mit Kirche und Kirchplatz) – Urstromtal der Ahse lässt diese Deutung nicht zu. Die Lage einer ehemaligen Thingstätte ist nur am Ort der Kirche denkbar. Diese liegt weder im Urstromtal der Ahse noch auf dem Höhenzug.

Dänemark und Skandinavien, die entsprechende Namen bieten, gibt es gerade auch im deutschen Nordwesten eine ganze Reihe von Beispielen¹⁶. Des Weiteren ist zu bedenken: Im Althochdeutschen ist die sogenannte „eigentliche Kompositumbildung“ (d. h. eine nicht aus der Zusammenrückung einer Genitivform mit Bezugswort entstandene Wortneubildung) mit substantivischen Wortstämmen als Determinativkompositum (in dem der erste Bestandteil den zweiten näher bestimmt) häufig und üblich¹⁷, auch bei Ortsnamen mit thing¹⁸. Ein Kompositum mit thing ist also alles andere als außergewöhnlich für Ortsnamen. Auch eine Herleitung des k im Namen „Dinker“ ist leicht möglich: Wenn man annimmt, dass es durch den zweiten Wortstamm motiviert ist, würde es in der kontrahierten Form, in der die ältesten Schreibungen des Namens überliefert sind (thinkere, 1166 und 1221), fortbestehen. Einen entsprechenden Vorschlag habe ich 2005 mit ker, kere (ahd. für ‚Wegscheide‘) gemacht¹⁹, nach dem „Dinker“ zwanglos aus thing-ker, ‚Wegscheide an der Thingstätte‘, abgeleitet werden kann. Rein sprachgeschichtlich betrachtet sind beide Vorschläge möglich: *teng + r-Suffix (mit der Bedeutung: ‚Stelle, die vom Wasser benetzt wird‘) und thing + ker (mit der Bedeutung: ‚Wegscheide an der Thingstätte‘). Flöer und Korsmeier suchen für ihre in einem rein sprachgeschichtlichen Rahmen erhobene Namensdeutung topographische Unterstützung (s. o.). Dies ist aber gerade nicht der Fall. Die Deutung scheitert an den topographischen Gegebenheiten. Denn der Ortskern von Dinker (Kirche und Kirchplatz) liegt gerade nicht an einer „Stelle, die vom Wasser benetzt wird“, nicht im Überschwemmungsgebiet der Ahse, sondern merklich höher. Im Pfarrarchiv Dinker gibt es durch die Jahrhunderte keinen Hinweis auf eine Überschwemmung durch den kleinen Fluss. Die Stadt Hamm dagegen ist z. B. seit ihrer Gründung 1226 immer wieder von der Ahse „überflutet“ worden. – Zu undifferenziert ist auch der weitere topographische Hinweis: „Die ursprüngliche Lage des Haupthofs Klotinghof im Süden des heutigen Orts, auf dessen Grund auch die Kirche errichtet wurde“²⁰, stützt diese Annahme.“ Mit Beleg bei Hömberg ist dazu anzumerken: Die Lage des Adelssitzes ist zu keiner Zeit an einen anderen Ort verlegt

16 S. die Verbreitungskarte bei Udolph (wie Anm. 10), S. 598.

17 Vgl. etwa Damaris Nübling: Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Tübingen 2006, S. 83f.; Eckhard Meineke / Judith Scherdt: Einführung in das Althochdeutsche. Paderborn 2001, S. 288ff.

18 Vgl. zahlreiche Beispiele bei Udolph (wie Anm. 10), S. 589-593, allein für den deutschsprachigen Bereich.

19 Wilfried Vollmer: Zur Ausbreitung des Evangeliums und den Anfängen des Kirchspiels Dinker. Norderstedt 2005, S. 71ff.

20 Albert K. Hömberg, Geschichtliche Nachrichten über Adelssitze und Rittergüter im Herzogtum Westfalen. Bd. 19, Münster 1979, S. 32.

worden. Er lag in der Tat am nördlichen Rande des ‚Überflutungsgebiets der Ahse‘ und war auf einem mühevoll von Menschenhand geschaffenen Erdhügel errichtet, dadurch frei von Überflutungen des Urstromtales und zum Schutz vor feindlichen Überfällen von doppelten Gräften umgeben²¹. Aber der Kirchgrund (mitsamt dem Kirchplatz als Ortskern) liegt höher, wohl an dem Ort des alten Thingplatzes. Aus den Unterlagen des Pfarrarchivs Dinker geht nicht hervor, dass der Klotinghof allein die Kirche als Eigenkirche errichtet und besessen hat. Alle neun Adelssitze im Kirchspiel Dinker hatten gleiche Rechte, Anteile und Pflichten an ihrer Kirche. Ein Argument für die Ortsnamenserklärung aus *teng lässt sich daraus nicht leiten²². Diese Überlegungen führen nun zu den wichtigen geographischen und historischen Aspekten der Namensgebung. Im frühen Mittelalter stieß in Dinker der Weg von Scheidingen im Süden, der Grenze zwischen Engern und Westfalen, durch das weiterhin sumpfige und unpassierbare Urstromtal der Ahse auf den Weg vom Marker Raum nach Soest. Die besondere Burgenlandschaft²³ um diese Weggabelung herum (mehrere Befestigungsanlagen auf ungewöhnlich engem Raum), die nur als Ansiedlung fränkischer Ritter zum militärischen Schutz eines bedeutsamen Ortes verständlich ist²⁴, spricht für eine alte Thingstätte. Die Burganlagen deuten augenscheinlich auf folgendes Geschehen hin: Um diesen Platz ist während der Unterjochung und Christianisierung der Sachsen jahrelang erbittert gerungen worden. Um schließlich jeden weiteren Aufstand an diesem von den Sachsen als heiligen Ort verehrten Thingplatz im Keim zu ersticken, erhielten christliche Ritter der Franken den militärischen Auftrag, den Zugang zum ehemaligen Thingplatz zu kontrollieren. Das schließlich mit großem Aufwand sehr eng angelegte Netz von Burgen am heutigen Ahseweg bei Dinker²⁵ weist hin auf eine anhaltende verbissene Schwertmission Karls des Großen. Auch im Bereich des ‚Thingplatzes an der Wegscheide‘ zwischen Nord und Süd und West und Ost hat er – wie es die *Translatio S. Libori* formuliert – „gleichsam mit eiserner Zunge

21 Nach dem Auszug des Katasters für Dinker aus dem Jahre 1913 betrug die Grundfläche des Burghügels etwa 1000 m². Er wird sich nicht wesentlich von der nur wenige hundert Meter gut erhaltenen Burgstelle Galen unterscheiden haben. Näheres zu Galen bei Hans Werner Peine: *Burgen und Schlösser*. In: Vera Brieske (Bearb.): *Der Kreis Soest*. Stuttgart 2001 (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 39), S. 139 f.

22 Auch die Ortsnamen „Nord- und Süddinker“ bieten keine Anhaltspunkte für die Deutung „Stelle, die vom Wasser benetzt wird“: Beide Orte haben einen deutlichen Abstand von der Ahseniederung.

23 Udo Recker: *Die Burgenlandschaft bei Dinker und Welver*. In: Brieske (wie Anm. 21), S. 232-234.

24 Einzelheiten bei Vollmer (wie Anm. 19), S. 200ff.

25 Vgl. ebd., S. 200ff.

gepredigt“²⁶. Einen zwingenden Beweis für die eine oder andere Herleitung des Ortsnamens „Dinker“ gibt es nicht. Aber die besonderen geographischen Bedingungen und die auffällige Burgenlandschaft legen es nahe, nicht der rein sprachgeschichtlich begründeten Herleitung von Flöer und Korsmeier aus *teng + r-Suffix mit dem Ergebnis „Stelle, die vom Wasser benetzt wird“ zu folgen, sondern bei der Deutung des Ortsnamens Dinker der kontrahierten Form thing + ker mit der Bedeutung „Wegscheide an der Thingstätte“ den Vorzug zu geben.

26 Vgl. Ernst Schubert: Die Capitulatio de patribus Saxoniae. In: Dieter Brosius u. a. (Hrsg.): Geschichte in der Region. Hannover 1993, S. 3-28, hier S. 9.

DIRK HÜLSEMANN

DER PETRUSSCHLÜSSEL AUF SOESTER MÜNZEN

Das Vorkommen des Soester Petruschlüssels im Stadtbild hat Othmar Rütting im Jahr 2006 umfassend geschildert. Seine bewusste Aussparung des Münzwesens¹ soll hiermit nachgeholt und sein Aufsatz ergänzt werden.

Um eigene Münzen gestalten und prägen zu können, waren besondere Voraussetzungen, nämlich Verhandlungen und Beschlüsse des Soester Rates, notwendig. Die vorhandenen Münzen, ob mit oder ohne Gegenstempel, sind daher metallene Urkunden. Wer diese Dokumente aufmerksam liest, wird feststellen, dass wir zwei Fragen des genannten Beitrags beantworten können, nämlich seit wann der Schlüssel städtisches Hoheitszeichen ist und ob der Schlüssel korrekt senkrecht pfahlweise oder schräg steht.

Die Soester Pfennigmünzen, geprägt unter der Herrschaft der Ottonen-Kaiser des 11. und 12. Jahrhunderts und der Kölner Erzbischöfe des 12. bis 14. Jahrhunderts, sind weitgehend Kopien der Kölner Münzen. Sogar der Stadtname S[ancta] COLONIA ist auf der Rückseite eingeprägt. Man erkannte die Soester Münzen nur an einem mitgeprägtem „Gerstenkorn“ (Abb. 1)².

Als zu Beginn des 13. Jahrhunderts Kirchengebäude die Rückseite der Münzen zierten, wandelte sich das Soes-



Abb. 1: Ein-Pfennig-Stück um 1190 mit dem „Soester Zeichen“ oben rechts

- 1 Othmar Rütting: Der Soester Petruschlüssel - von der ersten Siegeldarstellung bis zum modernen Schlüsseldesign. In: Norbert Wex (Hrsg.): Soester Schau-Plätze. Historische Orte neu erinnert. Soest 2006 (Soester Beiträge 59), S. 37-45, hier S. 44.
- 2 Peter Berghaus: Streifzug durch die Soester Münzgeschichte, Teil I: Soester Münzen der deutschen Könige und der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter. In: Volksbank Soest: Bericht über das Geschäftsjahr 1967, Soest o. J., S. 24, Walter Hävernack: Die Münzen und Medaillen von Köln. Bd. 1, Köln 1935, S. 210-249, hier S. 215. Peter Ilisch: Soest als Münzstätte der Erzbischöfe von Köln. In: Wilfried Ehbrecht (Hrsg.): Soest - Geschichte der Stadt, Bd. 1: Der Weg ins städtische Mittelalter - Topographie, Herrschaft, Gesellschaft. Soest 2010, S. 289-310, hier S. 294, spricht von einem „schleifenartigen Anhang“.

ter Zeichen. Im mittleren Torbogen wurde eine Art Schlüsselloch mitgeprägt³. Mit der Umwandlung zum Schlüsselloch haben wir wahrscheinlich das Bindeglied zum Soester Schlüssel.

Es gab jedoch keine Schlüsseldarstellungen, so dass der Numismatiker Hans Krusy annahm, dass bis 1370 der Schlüssel noch nicht als Soester Kennzeichen verwendet wurde⁴.

Soest und viele andere Städte hatten noch nicht die technische Möglichkeit, größeres Geld zu prägen. Man behalf sich im Allgemeinen mit auswärtigem Geld, das man nach Wert kennzeichnete. Dies geschah durch eine Kennzeichnung der fremden Münzen mit einem freistehenden Schlüssel. Warum nicht auf das bekannte Gerstenkorn zurückgegriffen wurde, weiß man nicht.



Abb. 2: Soester Gegenstempel auf einem Prager Groschen, nach 1419, Ø 26 mm

Soest hatte im Jahre 1370 noch nicht mit der Gegenstempelung begonnen, sondern erst später, als das Gerstenkorn und das Schlüsselloch als Hoheitszeichen vermutlich vergessen waren und der Schlüssel zum Stadtwappen-Zeichen wurde. Die erste urkundliche Erwähnung des „Soester Pagiments“ aus dem Jahr 1419 verrät uns nichts darüber: „Das Pagiment wurde von dem Münzmeister ponderiert und die Groschen, Burgunder und anderes Geld mit dem Soester Schlüssel bezeichnet, weil er nach Soester Wert zu gering⁵.“

Die Schlüssel wurden auf Meißner und Prager Groschen, niederländischen Münzen, verschiedenen Schillingen und Pfennigen, Stübern, Weißgroschen und Witten bis zum Jahre 1500 punziert (Abb. 2). Krusy listet für Soest 47 Schlüssel-Stempel auf, ein Zeichen, welche Mühe sich der Rat als Münzpolizei⁶ gab, um seine Bürger vor minderwertigem Geld zu schützen⁷.

3 Die Kennzeichnung als „Schlüsselloch“ stammt von mir. Andere Numismatiker sprechen weiterhin vom „Soester Zeichen“.

4 Hans Krusy: Gegenstempel auf Münzen des Mittelalters. Frankfurt/Main 1974, S. 233ff. und Tafeln 9f.

5 Ratsprotokoll vom 6. April 1419. Abgedr. bei Theodor Ilgen (Bearb.): Die Chroniken der westfälischen und niederrheinischen Städte. Bd. 3: Soest und Duisburg. Leipzig 1895, S. 28. Zitat nach Krusy (wie Anm. 4), S. 233.

6 Hans Krusy: Beiträge zur Münzgeschichte der Stadt Soest. Teil II: Das fremde Geld. In: Soester Zeitschrift (im Folgenden abgekürzt SZ) 87 (1975), S. 13-17, hier S. 13.

7 Vgl. dazu die Veröffentlichungen von Krusy (wie Anm. 4 u. 5), dazu ders.: Beiträge zur

Im größten Münzfund mit Gegenstempeln, der nach 1489 in die Erde von Hassel bei Cappenberg kam, finden sich 23 verschiedene Soester Gegenstempel⁸.

Die Schlüssel weisen kleine bis sehr große Unterschiede auf. Der Bart ist von den 47 Stück 15 Mal nach links und 22 Mal nach rechts ausgerichtet. 10 Mal ist ein doppelbärtiger Schlüssel abgebildet. Alle Schlüsselbärte haben aber nicht das Aussehen unseres heutigen Schlüssels. Krusy begründet die Vielzahl der Schlüsselformen damit, dass die endgültige Form erst 1570 fest stand. Hier bezieht er sich auf Hubertus Schwartz:

„Die Farben des Stadtwappens, roter Schlüssel im silbernen Felde, sind seit Jahrhunderten die gleichen, Varianten in der Farbe kommen nicht vor. Auf den späteren vielfachen Darstellungen des Schlüsselwappens werden seit dem 15. Jahrhundert die Einschnitte des Schlüsselbartes in Form von sechs Kreuzen und zwei kleineren Einschnitten wiedergegeben. Diese Ausbildung des Schlüsselbartes, die anfangs noch hie und da gewisse Freiheiten erfährt, steht seit etwa 1570 fest und wird von da an bis in die Gegenwart streng festgehalten.“⁹

Schwartz geht in diesem Falle wohl von dem Wappen der früheren Lateinschule am Vreithof aus, das in einer Kartusche über den Schildhaltern die Jahreszahl 1570 zeigte.

Dennoch wurde nach 1370 schon der heutige Soester Schlüssel zum ersten Mal in dieser Stellung in Silber geprägt.

Wie kam es dazu?

Soest war stolz, den Angriff des Kölner Erzbischofs in der Soester Fehde 1447 abgewehrt zu haben. Jungherzog Johann von Kleve hatte der Stadt alle Rechte bestätigt¹⁰, worunter sicher auch das Münzrecht war. Bereits im Jahre 1469 trafen sich die Städte Münster, Osnabrück, Dortmund und Soest in Soest, um über Münzangelegenheiten zu sprechen. Verhandelte man hier nochmals über die Gegenstempelung der fremden Münzen oder schon über die geplanten neuen Münzen der vier westfälischen Hanse-Vororte¹¹?

Münzgeschichte der Stadt Soest. Teil VI: Gegenstempelverzeichnis. In: SZ 89 (1977), S. 94-97.

8 Hans Krusy: Der Münzfund von Hassel bei Cappenberg. In: Jahrbuch des Vereins für Orts- und Heimatkunde in der Grafschaft Mark 55 (1952), S. 1-55.

9 Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern. Bd. 1: Profane Denkmäler. Soest 1955 (Soester wiss. Beiträge. 14), S. 39f.

10 Sog. Pactum ducale secundum vom 23. Juni 1444, Stadtarchiv Soest A 127.

11 Peter Ilisch: Münz- und Währungsgeschichte der Stadt Soest. In: Ellen Widder (Hrsg.): Soest - Geschichte der Stadt. Bd. 3: Zwischen Bürgerstolz und Fürstenstaat. Soest in der Frühen Neuzeit. Soest 1995, S. 249-268, hier S. 250.

Jedenfalls wurde 1480 Kerstyn von Herbag aus Wesel vom Rat der Stadt Soest als Münzmeister angenommen¹². Seine erste Aufgabe bestand darin, sich die Reinoldipfennige von Dortmund anzusehen und sie zu wiegen. Nach diesem Vorbild sollte er die neuen Soester Münzen prägen¹³. Die vier Münzeinheiten zu 4 Pf., 2 Pf., 1 Pf. und ¼ Pfennig zeigen auf der Vorderseite analog zu Dortmunder Vorbildern den Heiligen Patroklus statt Reinoldus und auf der Rückseite den Soester Schlüssel anstelle des Adlers auf einem Spitzschild, nur beim ¼ Pfennig steht der Schlüssel frei, losgelöst vom Schild.

War dieser Schlüssel schon bekannt oder nicht?

Wie wir weiter oben gesehen haben, gab es das Stadtwappen mit Soester Schlüssel schon nach 1370, als beschlossen wurde, den Schlüssel als Gegenstempel zu nutzen. Diese waren aber allesamt in der Gestaltung unterschiedlich. Hatte sich also der fremde Meister Kerstyn eine Vorlage für den Schlüssel erbeten? Oder schickte ihn der Soester Rat in die Wiesenkirche, damit er sich das mittlere Kirchenfenster im Hauptchor von 1350/52 ansehen sollte¹⁴?



Abb. 3: Originalabschläge vom 4-Pfennig- (Ø 22 mm) und vom 2-Pfennig-Stück (Ø 16 mm), 1480

- 12 Alfred Noss: Die Münzen der Grafen und Herzöge von Kleve. München 1931, S. 110-117. Der Vertrag wird aufbewahrt im Stadtarchiv Soest, A Nr. 5388.
- 13 Peter Berghaus: Streifzug durch die Soester Münzgeschichte, Teil III: Die Münzen der Stadt Soest. In: Volksbank Soest: Bericht über das Geschäftsjahr 1970, Soest o. J., S. 23.
- 14 Diese Datierung wird bei Rütting (wie Anm. 1) angegeben. Bei Elisabeth Landolt-Wegener: Die Glasmalereien im Hauptchor der Wiesenkirche. Münster 1959, S. 28-32, wird das Jahr 1357 genannt. Die Zeitangabe „etwa 1370“ wird bei Peter Veddeler: Wappen - Siegel - Flaggen. Die kommunalen Hoheitszeichen der Landschaftsverbandes, der Kreise, Städte und Gemeinden in Westfalen-Lippe. Münster 2003 (Westfälische Siegel und Wappen. 5), S. 220, angegeben.

Oder hat er dem Goldschmied bei Auftragserteilung, die Stempel zu gravieren¹⁵, auch den Entwurf überlassen? Sicher kannte dieser die Wappen in den Fenstern der Wiesenkirche.

Wir wissen aber sehr wohl, dass Meister Kerstyn zum ersten Mal den Schlüssel als Hoheitszeichen im Jahre 1480 so gestaltet hat, wie wir ihn heute noch kennen.

Betrachtet man die Schlüssel der Münzen genauer¹⁶, fällt nur eine Variante beim 4-Pfennig-Stück auf (Abb. 3). Dem Schlüsselbart fehlen die vier kleinen Einschnitte links und rechts. Dies mögen die von Schwartz erwähnten Freiheiten in der Bartgestaltung sein. Diese Form sehen wir ebenfalls beim Soester Stadtzepter von 1707 im Burghofmuseum, dem aber zusätzlich noch die Einschnitte oben und unten fehlen. Um diese Unterschiede sehen zu können, darf man aber nicht das Logo des Geschichtsvereins zur Hand nehmen, denn hier wurden die Einschnitte nachträglich eingezeichnet.

In der weiteren Soester Münzgeschichte¹⁷ sind die ab 1559 hergestellten Kupfermünzen anzuführen (Abb. 4), von 1661 bis 1749 ausschließlich als 3-Pfennig -Stücke geprägt. Diese städtischen Münzen wurden als Wechselgeld benötigt¹⁸.

Bis auf eine Münze, die keinen Schlüssel zeigt, wurde ausnahmslos bis zur Stilllegung der Münzprägung im Jahre 1749 auf allen restlichen 160 Münzarten der Soester Schlüssel pfahlweise abgebildet.

Von Beginn der Soester Kupferprägung 1559 bis 1725 steht der Schlüssel frei ohne Schild. Danach steht der Schlüssel auf einer ovalen Kartusche, aus der man einen ovalen Schild mit Ranken umher entwickelte (Abb. 5). Diese Rahmenform hielt man bis 1749 bei.



Abb. 4: 2-Pfennig-Münze, 1620, Unikum, Ø 15 mm



Abb. 5: 3-Pfennig-Stück, 1726, Ø 19 mm

15 Berghaus (wie Anm. 13), S. 23.

16 Hans Krusy: Beiträge zur Soester Münzgeschichte, Teil VII: Münzenverzeichnis. In: SZ 91 (1979), S. 72-132, hier S. 73, Nr. 1, Abb. S. 106. Eine Münze ist im Osthofentormuseum ausgestellt.

17 Krusy, Gegenstempelverzeichnis (wie Anm. 6). Vgl. dazu auch Ilisch (wie Anm. 11).

18 Hans Krusy: Beiträge zur Münzgeschichte der Stadt Soest. Teil IV: Die Kupferprägung. In: SZ 88 (1976), S. 36-46.



Abb. 6: 3-Pfennig-Stücke (Ø 20 mm), links aus Kupfer; rechts aus Silber, 1727, mit Krone von einem Stempel

Aus gegebenem Anlass unterbrach man diese Schlüsseldarstellungen in den Jahren 1727 - 1731. Der ovale Schild wandelte sich bei einigen Stücken in eine barocke Tartsche, über der sich eine Krone befindet (Abb. 6).

Um 1727 fing dann der Rat der Stadt Soest an, für sich selbst Silberabschläge prägen zu lassen¹⁹, die nur Erinnerungswert besaßen, aber kein Zahlungsmittel darstellten. Die silbernen Dreipfennigstücke erfüllten die Verantwortlichen sicherlich mit Stolz, erinnerten sie doch daran,



Abb. 7: Stempel mit linksgekehrtem Schlüssel auf einem 1-Heller-Stück 1559, Ø 14 mm

dass man das alte Münzrecht innerhalb der bröckelnden Stadtmauer behalten konnte.

Die Schlüsselbärte der Kupfermünzen von Soest zeigen bei 13 Münzen nach rechts, sonst immer nach links und sind gestaltet wie die von Meister Kerstyn von Herbag. Betrachten wir die Schlüsselbärte jedoch genauer, finden wir nur wenige Ausnahmen (Abb. 7).

Bei dem Einpfennigstück von 1559 hat der Schlüssel einen Doppelbart. Bei den zwei Hellerstücken der Jahre 1559 und 1562 wurde nur ein halber Bart geprägt²⁰. Es mag daran gelegen haben, dass sich in den Anfangsjahren die Stempelschneider an die Gegenstempel vorhandener Münzen orientierten, vielleicht benutzte man sie bis 1562 als Vorlage. Das spätere Gepräge weist wieder die Merkmale der Prägestempel von 1480 auf. Bei drei Hellervarianten ohne Jahr, die Krusy vorsichtig in die Jahre 1595/99 legt²¹, verkleinert sich der Bart derart, dass das obere und untere Kreuz miteinander verschmelzen. Hier könnte der Grund im kleinen Durchmesser der Münze von 10 mm liegen. Warum Krusy diese fünf letztege-

¹⁹ Krusy (wie Anm. 16), S. 94-101.

²⁰ Ebd., S. 75, Nr. 5-7.

²¹ Krusy (wie Anm. 16), S. 79, Nr. 32.

nannten Stücke nach Soest legt, ist nicht bekannt. Bei nur vier Münzen verkümmert der charakteristische Bart zu vier X-förmigen Ornamenten (Abb. 8). Es bleibt zu prüfen, ob diese Prägungen zeitgenössische Fälschungen sind, denn die Stempelschneider der damaligen Münzen waren namhafte einheimische Goldschmiede wie Heinrich Holtkamp, Gottfried Nase, Jorgen in dem Brande, Hermann Schoneberg, Johann Schotte, Goswin Schönberg, Gerhard Peter Brölemann, und Johann Dietrich Schoof²², die sehr wohl wussten, wie der Stadtschlüssel auszusehen hatte.

1638 zog der Rat alle Soester 6-Pfennig-Stücke ein und ließ sie mit einem Gegenstempel versehen:

Weil sich unter den sechs pfennings stücken viell falscher nachschlegge gefunden, und der sechslinge zu viell geworden, als hatt man sie dieß jar eingefordert und denjenigen, welche weitergelten solten, ein besonder zeichen mit einem kleinen stempel, darauf ein klein Schlüssel mit der zal 38 gestanden, auf der Seiten, da die VI steht, gegeben.²³

Dieser Stempel (Abb. 9) zeigt den Schlüssel mit allen heutigen Einschnitten, entweder auf einer runden Fläche oder wieder heraldisch richtig auf dem Spitzschild,



Abb. 8: Schlüssel mit X-förmigem Bart, 3-Pfennig-Stück von 1736, Ø 20 mm



Abb. 9: 3-Pfennig-Stück mit vollständigem Bart, Gegenstempel von 1638, Ø 21 mm



Abb. 10: Schlüsseldarstellungen auf Münzen, v. l. Bremen (1372), Stade (1480), Worms (1510)

22 Krusy (wie Anm. 18), S. 44f.: Hubertus Schwartz: Die alten Soester Kupfermünzen. In: ders.: Gesammelte Aufsätze. Soest 1963 (Soester wiss. Beiträge. 24), S. 150-152.

23 Krusy (wie Anm. 18), S. 44.

pfahlweise mit richtigem Bart und Knauf. Betrachten wir kurz die Stadtwappen auf den Münzen anderer Städte mit nur einem Schlüssel auf dem Schild (Abb. 10). Bremen, Stade und Worms führen ein solches Wappen. Die Münzen machen deutlich, dass man die einzelnen Wappen nicht verwechseln konnte.

Weiter oben habe ich dargelegt, dass Soest seit 1480 den Schlüssel pfahlweise den Bart nach rechts bis 1749 führt. Bremen führt seit 1372 den Schlüssel immer in gleicher Weise schräg mit Bart nach links oben, bis heute. Stade führt den Schlüssel 1480 pfahlweise mit Bart nach links bis 1618. Worms führt den Schlüssel 1510 schräg mit Bart nach rechts bis 1618. Nach dem 30jährigen Krieg erfahren die Wappendarstellungen eine Veränderung. Ganz ungewöhnlich bei Stade, der Schlüssel steht weiterhin gerade, aber der Bart ist mal links, mal rechts, ohne dass man eine Gesetzmäßigkeit erkennen kann. Noch heute steht der Bart beim Landkreis Stade links und beim Stadtwappen rechts²⁴. Der Wormser Schlüssel wird schräg bis gerade dargestellt²⁵. In dieser Zeit sind die Wappen auf den Münzen der Städte Soest, Stade und Worms leicht zu verwechseln. Seit 1892 steht der Wormser Schlüssel aber wieder schräg und ist zusätzlich mit einem Stern belegt²⁶. Der Bremer Schlüssel hat durch alle Wirren des Weltgeschehens keine Gestaltungsänderung erfahren.

Rüttings Abschlussfrage, ob die senkrechte oder schräge Pfahlstellung des Schlüssels zu bevorzugen sei, kann ich, nach der Münzlage zu urteilen, eindeutig beantworten: Meister Kerstyn von Herbag gestaltete ihn im Jahre 1480 in einer senkrechten und pfahlweisen Stellung. Vom Preußenkönig wurde dieses Münzbild 1713 als Bestandteil der Privilegien bestätigt und lief so bis zum Jahre 1749 als Münzwappen von Soest um. Der Vergleich mit den Ursprungswappen der anderen drei Städte zeigte, dass die pfahlweise Stellung des Schlüssels mit Bart die korrekte Stellung ist. Auch sprechen die anderen Soester Schlüssel, die Rütting anführt, wie zum Beispiel die zwei Kirchenfenster in der Wiesenkirche, die eventuell als Vorlage dienten, oder die silberne Botenbüchse des frühen 18. Jahrhunderts sowie das aus der selben Zeit stammende Stadtzepter für die rechtsseitige Stellung des Schlüsselbarts. Des Weiteren sind alle Stempelmarken der Soester Goldschmiede und die der Zinngießer mit der geraden

24 <http://www.landkreis-stade.de/internet/page.php?typ=2&site=901000126>, zuletzt aufgerufen am 22.10.2012; http://www.stadt-stade.info/uploads/Ortsrecht/01_allgem_verw/Hauptsatzung2009.pdf, zuletzt aufgerufen am 22.10.2012

25 Paul Joseph: Die Münzen von Worms nebst einer münzgeschichtlichen Einleitung. Darmstadt 1906

26 http://www.worms.de/deutsch/kultur/wir_ueber_uns/stadtgeschichte.php?navid=125, zuletzt aufgerufen am 22.10.2012.

Pfahlstellung des Schlüssels dargestellt. Die wenigen bekannten schrägen Soester Schlüssel sind allesamt Gestaltungsmerkmale des ausgehenden Barocks und frühen Rokoko, die durch die Einführung der Kartuschen- oder Tartschenform bedingt sind. Die Wappenkunde schreibt dazu: „[...] erhielt die Tartsche durch Gestaltung der Schildfläche sowie Auszackung und Rollung der Ränder ein bizarres Aussehen, das dann später die Kartuschen des Barocks und Rokoko beeinflusste.“²⁷

Die gerade Stellung des Schlüssels forderte gerade dazu heraus, ihn umzustoßen, da man ihn nicht taillieren oder anders verformen konnte.

Warum nun 1911 auch die schräge Stellung des Schlüssels offiziell in Arnsberg genehmigt wurde, resultiert aus der Überprüfung des Wappens 1909 durch die Stadt Soest²⁸.

Am 22. Mai 1917 beschloss der Rat der Stadt Soest, die Kleingeldersatzmarken mit dem Stadtwappen zu versehen²⁹. Auf diesen achteckigen Zinkmünzen ist zum ersten und einzigen Mal der schräg gestellte Schlüssel auf Soester Münzen zu sehen (Abb. 11).



Abb. 11: Kleingeldersatzmarke (50 Pfennig) 1917, Rohzink, mit schräggestelltem Schlüssel (Ø 26 mm)

Pieper merkte hierzu 1934 an: „[...] irrig wählte man dafür den Soester Schlüssel (Stadtwappen) schräg gestellt“³⁰.

Auch Krusy bemerkte bei der Beschreibung des Notgeldes von 1917: „Stadtwappen mit schräg liegendem Schlüssel, wie es einige Jahrzehnte im Widerspruch mit der historischen Entwicklung, 1917 noch geführt wurde.“³¹

Die Neuauflage des Notgeldes von 1920 zeigt uns wider Erwarten alle Spielarten des pfahlweisen Schlüssels (Abb. 12). Die Erklärung liegt darin, dass der Soester Künstler Heinrich Schlieff und der Heimatnumismatiker Pieper bei der Gestaltung des Geldes zusammengearbeitet haben. Wie oben gesehen war Pieper völlig zu Recht gegen die Schrägstellung und wollte möglicherweise an diesen vier Münzwerten verdeutlichen, dass alle vorhandenen Münzvarianten den pfahlweisen Schlüssel zeigen.

27 Adolf Matthias Hildebrandt (Begr.): Wappenfibel. Handbuch der Heraldik. Hrsg. vom „Herald“, Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften. 17. Aufl., Neustadt a. d. Aisch 1981, S. 48.

28 Veddeler (wie Anm. 14), S. 220.

29 Krusy (wie Anm. 16), S. 125.

30 Willi Pieper: Susatum in nummis. Ein Blatt zur Geschichte der Ehrenreichen. Soest 1934 (= SZ 51), S. 152.

31 Krusy (wie Anm. 16), S. 130.



Abb. 12: Notgeld der Stadt Soest mit mehreren Spielarten von Schlüssel und Knauf, Aluminium (v. l. Diagonale 21 mm, 24 mm, Ø 22 mm, 24 mm)

Meine Quintessenz aus dieser Betrachtung der Soester Münzen und vorhandener Dokumente sieht folgendermaßen aus:

Beide Soester Varianten sind nach 1911 offiziell möglich, doch ist meines Erachtens die senkrechte Stellung des Schlüssels die korrekte Form, so wie es auch in § 2 Abs. 2 der aktuellen Hauptsatzung der Stadt Soest festgestellt ist³². Zu Verwechslungen mit dem Stader Wappen braucht es dennoch nicht zu kommen. Der Schlüssel ist silbern auf blauem Grund, der Soester Schlüssel ist rot auf silbernem Grund. Um ein farbiges Wappen schwarz-weiß darzustellen, werden die heraldischen Farben durch ein Linienmuster ersetzt. Das Stader Wappen erhält so ein waagerecht gestreiftes Schild für blau mit einem weißen Schlüssel, und der rote Soester Schlüssel wird mit senkrechten Linien dargestellt, weiß der Schild.

Bei der heute üblichen Spielart des Signets, die nur dem künstlerischen Design folgen muss, hat man dagegen alle Freiheiten zur Gestaltung. Die Stadt Soest begann in den 1980-er Jahren, den Schlüssel schräg rechts zu stellen, jedoch noch in den heraldisch richtigen Farben, rot in silber. Die Gesellschaft für Wirtschaftsförderung übernahm die Schrägstellung, kehrte jedoch die Farben um. Somit wird der Stellung des Schlüssels heute freier Lauf gelassen. Sogar auf dem Einband der Soester Stadtgeschichte findet sich der Schlüssel silber auf rot und in einer Linksschrägstellung. Etwas mehr Fingerspitzengefühl im Umgang mit den althergebrachten Wappenformen und -farben wäre hier angebracht.

32 http://www.soest.de/buergerservice_politik/ortsrecht/Hauptsatzung_der_Stadt_Soest_2010_06_02.pdf, zuletzt aufgerufen am 15.10.2012.

TOBIAS DANIELS

DIE SOESTER FEHDE IM DIPLOMATISCHEN WIRKEN UND DEN HISTORIOGRAPHISCHEN WERKEN DES ENEA SILVIO PICCOLOMINI (PAPST PIUS II.)

1. Einleitung

An mehreren Punkten seiner glänzenden diplomatischen Karriere und seines vielseitigen literarischen Schaffens ist Enea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II., mit der Soester Fehde in Berührung gekommen. Der 1993 in dieser Zeitschrift erschienene Essay Dirk Schümers zielte unter dem in Anspielung auf Wolf-Herbert Deus gewählten Titel „Die Stadt der Wegelagerer – Papst Pius II. und die letzten Nachwehen der Soester Fehde“¹ vor allem auf Pius' *Commentarii* ab, jenes berühmte, autobiographisch akzentuierte historiographische Alterswerk, in dessen drittem Buch der greise Papst unter anderem die Verhandlungen des Johann von Kleve mit einer kurkölnischen Delegation vor ihm auf dem Tag zu Mantua des Jahres 1459² darstellt und in diesem Rahmen eine kurze Rückschau auf die Soester Fehde bietet³.

Inzwischen hat die internationale Piccolomini-Forschung einen bemerkenswerten Boom erlebt und gerade auf dem Gebiet der Editionen gewaltige Fortschritte gemacht (wobei festzuhalten ist, dass, wie Picco-

-
- 1 Dirk Schümer: Die Stadt der Wegelagerer – Papst Pius II. und die letzten Nachwehen der Soester Fehde. In: Soester Zeitschrift 105 (1993), S. 70-80. Vgl. Wolf-Herbert Deus: Die Soester Fehde. Festschrift der Stadt Soest zum 500. Jahrestage der Beendigung der Soester Fehde am 27. April 1949. Soest 1949 (Soester wissenschaftliche Beiträge 2), Kapitel 14: „Die Nachwehen der Fehde 1449 bis 1463“.
 - 2 Eine moderne Darstellung fehlt, zumal für den deutschen Sprachraum. Indessen ist immer noch zu konsultieren: Giovanni Battista Picotti: La Dieta di Mantova e la politica de' Veneziani. Venedig 1912 (Ristampa anastatica, a cura di Gian Maria Varanini. Introduzione di Riccardo Fubini, Trient 1996). Vgl. auch Johannes Helmuth: Pius II. und die Türken. In: Bodo Guthmüller / Wilhelm Kühlmann (Hg.): Europa und die Türken in der Renaissance. Tübingen 2000, S. 79-138. Das Wirken Thomas Pirckheimers als päpstlicher Referendar auf dem Tag ist nun dargestellt bei Georg Strack: Thomas Pirckheimer (1418-1473). Gelehrter Rat und Frühhumanist. Husum 2010 (Historische Studien 496), S. 103-130. Zu den wettinischen Aktivitäten in Mantua: Tobias Daniels / Marek Wejwoda: Heinrich Leubing als Diplomat in sächsischen Diensten. In: Neues Archiv für Sächsische Geschichte 82 (2011), S. 61-108.
 - 3 Vgl. ergänzend: Georg Voigt: Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius der Zweite und sein Zeitalter. Bd. 3, Berlin 1863 (ND 1967), S. 60f.

lomini-Spezialist Johannes Helmrath konstatierte, eine wünschenswerte internationale Koordination der Einzelvorhaben oftmals fehlte⁴). Große Verdienste hat sich hierbei der niederländische Latinist Adrianus van Heck erworben, der sich seit seiner Erstausgabe der *Commentarii* (1984) aus dem Autograph des Papstes⁵ in regelmäßigen Abständen mit immer neuen Publikationen einer Gesamtedition der Werke des Humanisten annähert. In Deutschland wird die Herausgabe der Werke des Piccolomini insbesondere bei den *Monumenta Germaniae Historica* in München unter der Leitung von Claudia Märthl vorangetrieben. Zuletzt ist innerhalb dieses Projekts eine monumentale Edition der *Historia Austriacalis* durch Julia Knödler und Martin Wagendorfer entstanden, die ein lange bestehendes Desiderat der Forschung in beeindruckender Weise voll und ganz einlöst und höchsten editorischen Maßstäben gerecht wird⁶. Die skizzierten Entwicklungen erlauben es nunmehr in weit leichter Weise, das gigantische Gesamtwerk Enea Silvios umfassender zu überblicken⁷, als dies noch vor 20 Jahren möglich war.

Unter diesen Prämissen soll hier nochmals auf breiterer Quellenbasis ein Blick auf das Thema „Enea Silvio Piccolomini und die Soester Fehde“ geworfen werden, um die Einschätzung des historischen Ereignisses durch den Renaissancediplomaten und -papst genauer zu beleuchten, aber auch, um einige Aufschlüsse über seine Arbeitsweise als Historiograph⁸

-
- 4 Johannes Helmrath: Rezension zu: Frank Günther/Paul Metzger/Albrecht Hartmann (Hrsg.): Enea Silvio Piccolomini. Europa. Heidelberg 2005. In: H-Soz-u-Kult, 06.09.2006, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2006-3-167>>, Aufruf am 15.11.2012.
 - 5 Adrianus van Heck (Hrsg.): Pii II. *Commentarii rerum memorabilium que temporibus suis contigerunt*. 2 Bde., Città del Vaticano 1984, (Studi e Testi, 312 und 313). Im Folgenden werde ich bei Zitaten aus den Werken van Hecks „u“ und „v“ zum besseren Verständnis normalisieren. – Schümer hingegen wählte eine schon 1993 veraltete Ausgabe von Giuseppe Bernetti. Vgl. Schümer (wie Anm. 1), S. 80.
 - 6 Eneas Silvius Piccolomini: *Historia Austriacalis*, Teil 1: Einleitung von Martin Wagendorfer, 1. Redaktion, hg. von Julia Knödler. Hannover 2009 (Monumenta Germaniae Historica, Scriptores Rerum Germanicarum, Nova Series, XXIV, Pars I); Teil 2: 2. und 3. Redaktion, hg. von Martin Wagendorfer. Hannover 2009.
 - 7 Einen guten Überblick bietet jetzt Riccardo Fubini: Enea Silvio Piccolomini nei suoi rapporti con la cultura del tempo. In: Fabrizio Nevola (Hrsg.): Pio II Piccolomini, il Papa del Rinascimento. Atti del Convegno internazionale di studi (5-7 maggio 2005). Siena 2009, S. 131-150.
 - 8 Vgl. Francesco Tateo: Lo stile storiografico di Enea Silvio Piccolomini. In: Luisa Secchi Tarugi (Hrsg.): Pio II umanista europeo. Atti del XVII convegno internazionale (Chianciano-Pienza) 18-21 luglio 2005. Florenz 2007 (Quaderni della rassegna. 49), S. 113-118; Claudia Märthl: Wie schreibt ein Papst Geschichte? Zum Umgang mit den Vorlagen in den „*Commentarii*“ Pius II. In: Rudolf Schieffer / Jaroslav Wenta (Hrsg.): Die Hofgeschichtsschreibung im mittelalterlichen Europa: Projekte und Forschungsprobleme. Torún 2006, S. 233-251; Ernst Birk: Enea Silvio de' Piccolomini als Geschichtsschreiber. In: Theologische Quartalschrift 76 (1894), S. 577-597.

zu erlangen. Es wird sich dabei erweisen, dass die *Commentarii* nicht die Hauptquelle sind, anhand der diese Fragen beantwortet werden können.

2. Der Diplomat und die Soester Fehde

Interesse für einen bedeutenden territorialen Konflikt im Nordwesten des Reichs mochte dem Sienesen aus seiner persönlichen Biographie⁹ erwachsen, verbrachte er doch den längsten Abschnitt seiner bewegten Vita nördlich der Alpen¹⁰. Die schriftstellerische Beschäftigung Piccolomini mit diesem zunächst fremden geographischen Raum zeigte sich schon in seiner an Leonardo Brunis Lob der Stadt Florenz orientierten Beschreibung der Stadt Basel *Descriptio altera urbis Basileae* des Jahres 1438, in welcher der junge Konzilsgesandte Piccolomini den geographischen Raum Deutschlands entlang des Rheins erfasste, dem Raum Westfalen allerdings noch keine Aufmerksamkeit schenkte¹¹. Diese ersten Annäherungen sollten ihn bis zu seinen berühmten Werken *Germania*¹² und der genannten *Historia Austriacalis* tragen, in denen auch die Soester Fehde eine Rolle spielte.

-
- 9 Zu kaum einer Persönlichkeit des 15. Jahrhunderts dürfte die Literatur ausdifferenzierter sein als zu Piccolomini. Es sei daher nur verwiesen auf: Johannes Helmuth: Art. Pius II., Papst. In: Neue deutsche Biographie 20. Berlin 2001, S. 492ff.
 - 10 Vgl. hierzu die verschiedenen Beiträge in dem Tagungsband von Franz Fuchs (Hrsg.): Enea Silvio Piccolomini nördlich der Alpen. Akten des interdisziplinären Symposions vom 18. bis 19. November 2005 an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Wiesbaden 2007 (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung; 22).
 - 11 Rudolf Wolk (Hrsg.): Der Briefwechsel des Eneas Silvius Piccolomini, Abt. 1: Briefe aus der Laienzeit (1431-1445), Bd. 1: Privatbriefe. Wien 1909 (Fontes Rerum Austriacarum, Abt. 2: Diplomataria et acta 61), Nr. 28, S. 84-95 und Nr. 29, S. 95f.; Alfred Hartmann (Hrsg.): Enea Silvio Piccolomini: Descriptio altera urbis Basileae (1438). In: Akademie der Wissenschaften Wien/Antiquarische Gesellschaft Basel (Hrsg.): Concilium Basiliense. Studien und Quellen zur Geschichte des Concils von Basel. Bd. 8: Heinrich Dannenbauer (Hrsg.): Acten, Rechnungen und Protokolle. Die Handakten des Konzilspräsidenten Cesarini. Enea Silvio, Descriptio Altera Urbis Basileae (1438). Stallrechnungen des Kardinals Ludwig Aleman aus dem Jahre 1445, Procès-verbal des conférences tenues en 1447 à Lyon et à Genève pour mettre fin au schisme de Bale. Repr. der Ausg. Basel 1936, Nendeln/Liechtenstein 1976, S. 187-204; Adrianus van Heck (Hrsg.): Eneae Silvii Piccolominei Epistolarium seculare, complectens De duobus amantibus, De naturis equorum, De curialium miseriis, post Rudolf Wolk iterum recognovit. Città del Vaticano 2007 (Studi e testi 439), Nr. 28, S. 86-96; vgl.: Maria Antonietta Terzoli: Enea Silvio Piccolomini e Basilea. In: Roberto Di Paola/Arianna Antoniutti/Marco Gallo (Hrsg.): Enea Silvio Piccolomini. Arte, storia e cultura nell'Europa di Pio II. Atti dei Convegni Internazionali di Studi 2003-2004. Rom 2006, S. 215-227.
 - 12 Aeneas Silvius: Germania, hrsg. von Adolf Schmidt, Köln/Graz 1962, sowie in deutscher Übersetzung: Enea Silvio Piccolomini: Deutschland. Der Brieftraktat an Martin Mayer, übersetzt und erläutert von Adolf Schmidt. Köln/Graz 1962.

Doch zunächst war Piccolomini als Diplomat – also gleichsam von Amts wegen – mit der Fehde befasst. Dies zeigt eine Durchsicht seines Briefwechsels: Als sich der Konflikt anbahnte, stand Piccolomini in Diensten des 1442 in Aachen zum Römischen König gekrönten Friedrich von Habsburg¹³, dessen Kaiserkrönung in Rom 1452 der Humanist beiwohnte¹⁴. Hof und Kanzlei eines Herrschers, zumal des Römischen Königs und Kaisers, waren, auch wenn sie wie im Fall Friedrichs „an den Rand des Reiches“¹⁵ gerückt waren, ein Zentrum, in dem Informationen verschiedenster Herkunft auf kommunikativen Kanälen zusammenliefen¹⁶. Als Rat des Habsburgers war Piccolomini in ein Netzwerk von Personenkontakten eingebunden, welches intensiven Informationsaustausch ermöglichte. Briefkontakt war die Basis des Wirkens der Gesandten, und Piccolomini war ein Meister in dieser diplomatischen Technik¹⁷.

In dem überlieferten Korpus finden sich zwei der ‚amtlichen‘ Briefe, in denen die Soester Fehde Gegenstand des kommunikativen Austauschs der Gesandten ist: Am 11. Dezember 1443, also am Vorabend der militärischen Auseinandersetzung, schrieb Piccolomini an den königlichen Kanzler Kaspar Schlick¹⁸. Er antwortete ihm auf dessen (nicht erhaltenen) Brief in der Angelegenheit des Kölner Erzbischofs Dietrich von Moers (*in facto archiepiscopi Coloniensis*). Schon einiges habe er Schlick in einem anderen (wiederum leider nicht erhaltenen) Brief darüber mitgeteilt; nun aber Folgendes: Es sei eine Gesandtschaft der Soester am Kaiserhof gewesen, die man zum Einlenken bewegt habe, doch habe man keine Zugeständnisse von ihnen erreichen können. Ein Gerichtstermin, der schon anberaumt

13 Auch zu ihm ist die Literatur außerordentlich differenziert, weshalb nur verwiesen sei auf den neuesten Lexikonartikel des Spezialisten Heinrich Koller: Art. Friedrich III. (1415-1493). In: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, 2., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage, hrsg. von Albrecht Cordes, Heiner Lück, Dieter Werkmüller und Ruth Schmidt-Wiegand (im Folgenden abgekürzt HRG), Bd. 1. Berlin 2008, Sp. 1842-1844.

14 Zum Romzug unverzichtbar: Achim Thomas Hack: Ein anonymes Romzugsbericht von 1452 (PS-Enenkel) mit zugehörigen Personenlisten (Teilnehmerlisten, Ritterschlagslisten, römische Einzugsordnung). Stuttgart 2007.

15 Paul-Joachim Heinig: Kaiser Friedrich III. Hof, Regierung und Politik, 3 Bde. Köln/Weimar/Wien 1997 (Beihefte der Regesta Imperii. 17), hier Bd. 1, S. 38.

16 Für den Hof Friedrichs III. grundlegend ist die o. g. Studie von Heinig (wie Anm. 15).

17 Vgl. etwa: Simone Drücke: Aeneas Silvius Piccolomini als humanistischer Epistolograph. Mit einer Edition der frühneuhochdeutschen Übersetzung von Aeneas' Brief an Wilhelm von Stein. In: Nikolaus Staubach (Hrsg.): Rom und das Reich vor der Reformation. Frankfurt a. M. 2004, S. 271-288; sowie noch immer: Voigt (wie Anm. 3), Bd. 2. Berlin 1862, S. 277-283 („Achstes Capitel. Enea silvio als Epistolograph.“). Auch: Josef Koch: Nikolaus von Kues als Mensch nach dem Briefwechsel und persönlichen Aufzeichnungen. In: ders. (Hrsg.): Humanismus, Mystik und Kunst in der Welt des Mittelalters. Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters, Bd. 3. Leiden/Köln 1959, S. 56-75, hier S. 56.

18 Zu ihm zuletzt: Franz Fuchs: Art. Schlick, Kaspar. In: Neue deutsche Biographie, Bd. 23. Berlin 2007, S. 77f.

gewesen war, sei verschoben worden, und die Soester hätten noch weitere Gerichtsverfahren¹⁹.

Ungefähr ein Jahr später befand sich Enea Silvio in Nürnberg, wo eine Reichsversammlung abgehalten wurde, auf der unter anderem der Konflikt des Konzils von Basel mit Papst Eugen IV. und die deutsche Position dazu verhandelt wurde²⁰. Am 22. September 1444 schrieb Piccolomini aus der Reichsstadt an den aus Minden gebürtigen königlichen Protonotar Johann Gers²¹, in den Angelegenheiten der Kirche (*in factis ecclesie*) sei man noch zu keiner Entscheidung gekommen. Vier der Kurfürsten – der Mainzer und Trierer Erzbischof, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg – seien anwesend, doch der Pfalzgraf sei wegen der Armagnaken verhindert. Auch der Kölner Erzbischof sei mit der Belagerung der Soester beschäftigt und habe daher nicht kommen können (*Coloniensis archiepiscopus, in obsidione Susatensium occupatus, venire hucusque non potuit*)²². In seiner Geschichte des Basler Konzils, die in Form eines Brieftraktats an Juan de' Carvajal²³ gekleidet ist, schrieb Enea 1450, der in der kriegerischen Auseinandersetzung mit den Soestern

19 Wolkan I, 1 (wie Anm. 11), Nr. 103, S. 240-44, hier: S. 240f.: Eneas ad dominum cancellarium. Magnifice et generose domine mi precipue. contigit mihi erga litteras vestras sicut et vobis erga meas. nam et ultime prime fuerunt et prime novissime. id vero accidit eorum culpa, quibus commisse sunt deferende. ego tamen suo ordine singulis respondebo. Epistolarum vestrarum quatuor me devenerunt. prima est, quam in facto Coloniensis archiepiscopi scripsistis. ad hanc rescripsi jam aliquid, nunc plenius rem suscipite. erant hic usque ad purificationem. rogati sunt Susatenses, suspensioni ut resignarent parerenturque iudicium fieri, nichilque ab eis obtentum est. quod ubi Colonienses viderunt, scientes regi non licere vim facere, rursus dilationem ad diem juridicam post Letare postularunt obtinueruntque. habent et aliam causam contra Susatenses, (Anm. 1: Cod.: Sutanenses) quam dominus rex commisit ad instantiam archiepiscopi uni ex ducibus Brunsvicensibus illis, qui super electoratu dudum litigavit, unde ipsi contenti revertentur existimantes, se quod justum erat obtinuisse, et in eo gratias agunt. – Vgl. Deutsche Reichstagsakten (künftig abgekürzt: RTA), Ältere Reihe, Bd. 17, hrsg. von Walter Kaemmerer. Stuttgart/Göttingen 1939 (ND 1969), Nr. 106, S. 217f., und Epistolarium seculare (wie Anm. 11), Nr. 103, S. 220-224, hier: 220f. Zu dem Verfahren vor dem Kammergericht vgl. RTA 17 (wie oben), S. 232.

20 Akten in RTA 17 (wie Anm. 19).

21 Zu ihm: Heinig: Friedrich III. (wie Anm. 15), Bd. 1, S. 704f.

22 Wolkan I, 1 (wie Anm. 11), Nr. 157, S. 434-438, hier S. 438; vgl. RTA 17 (wie Anm. 19), Nr. 233, S. 508f. und van Heck (wie Anm. 11), Nr. 157, S. 377-380, hier: 379: „...in factis ecclesie nulla est adhuc recepta conclusio. sunt hic quatuor electores, Maguntinus, Treverensis, dux Saxoniae et marchio Brandenburgensis. Palatinus propter Armeniacos indultum habet, ne veniat tueaturque patriam. Coloniensis archiepiscopus, in obsidione Susatensium occupatus, venire hucusque non potuit, sed nunc per oratores regis factis induciis venturus dicitur. sunt hic ambarum partium oratores et quisque suam rem tuetur.”

23 Vgl. zu ihm: Bruno W. Häuptli: Art. Carvajal, Juan (um 1400-1469). In: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 23. Nordhausen 2004, Sp. 207-210.

gebundene Erzbischof sei am 8. Oktober 1444 schließlich doch noch als letzter in Nürnberg eingetroffen²⁴.

Es sind lediglich diese wenigen Schriftstücke, welche unmittelbaren Kontakt des Diplomaten Piccolomini mit dem Kasus zeigen – allerdings auch seine marginale Involvierung, wobei immer berücksichtigt werden muss, dass selbst der so reich erhaltene Briefwechsel des Enea Silvio nur ein Teil des einstmals tatsächlich produzierten Outputs ist: In den *Commentarii* etwa wird Enea von Schwierigkeiten berichten, die ihm die Soester Fehde 1448 bei der Ausführung seiner Gesandtentätigkeit bereitete: Er sei damals gemeinsam mit Hartung Molitoris von Kappel²⁵ zur Regelung des Rechtsverhältnisses des Reichs zum Römischen Stuhl vom Römischen König als Vertreter nach Aschaffenburg geschickt worden, unter anderem, um den Kölner Erzbischof dahin zu bringen, dass er die Obödienz gegenüber dem neuen Papst Nikolaus V. bestätige²⁶. Rückblickend schreibt Pius II. in den *Commentarii*, da der Kölner Erzbischof in jener Zeit gegen die Soester – Rebellen seiner Kirche – Krieg geführt habe, sei es dem Enea im Verfolg des Aschaffener Konvents aufgrund der Unsicherheit der Gegend schwer gefallen, den Erzbischof in der Sache zu erreichen. Daher habe er von der rheinischen Domstadt aus, wo er letztlich 20 Tage verbrachte, brieflich mit dem Prälaten verhandelt, habe aber dann doch erreicht, was sein Herr wollte²⁷.

24 Rudolf Wolkan (Hrsg.): Der Briefwechsel des Eneas Silvius Piccolomini, II. Abteilung: Briefe als Priester und als Bischof von Triest. Wien 1912 (Fontes Rerum Austriacarum; 2. Abteilung, Bd. 67), Nr. 44, S. 164-228, hier: S. 205f.: „ultimus omnium advenit Theodericus Coloniensis, qui tunc cum Susatensibus bellum gerebat (Anm. a: *Eneas fügt am Rande hinzu*: in kalendis octobris ad annum.“. Vgl. RTA 17 (wie Anm. 19), Nr. 235, S. 510.

25 Zur Person: Hack (wie Anm. 14), S. 158; Heinig (wie Anm. 15), Bd. 1, S. 111-118.

26 Hierzu jetzt auch: Tobias Daniels: „Ingredere, benedicte domini“. Persuasionsstrategien in zwei universitären Begrüßungsreden an apostolische Legaten (Wien, 1387 und Köln, 1449). In: Zeitschrift für Kirchengeschichte 122,1 (2012), S. 4-38.

27 *Commentarii* (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 66: Inter hec imperator apud Aschaffenburgium, quod est oppidum maguntinensis ecclesie supra Muganum, conventum prelatorum et principum indixerat eoque cum Artungo iurisconsulto Eneam misit, qui maguntinum presulem et alios Francfordienses particeps federis in obedientia Nicolai pape confirmarent atque ad eam rem traherent Ludovicum comitem Palatinum Rheni et coloniensem archiepiscopum; neque incassum labor cessit. in conventu decreta sunt que cesar optavit interque sacrificandum Nicolaus pontifex maximus Germanorum declaratus est deoque pro sua salute supplicatum. Palatinus etsi Felicis filiam uxorem habebat, in reverentiam tamen devotionemque Nicolai descendit. coloniensis archiepiscopus eo tempore adversus Susatenses, ecclesie sue rebelles, bellum gerebat; cumque insecurem ad eum iter esset inter dissonas gentes, Eneas Colonie manens litteris secum egit et is facturum se omnia sponondit que cesar optavit atque aurum expensarum, quas viginti diebus Agrippine Colonie Eneas fecerat, ultro ei ad Viennam misit. – Vgl. Voigt (wie Anm. 3), Bd. 1. Berlin 1856 (ND 1967), S. 415.

Es bleibt an dieser Stelle festzuhalten, dass die historiographische Darstellung der Soester Fehde bei Piccolomini, von der nun zu handeln ist, nicht jene eines unbeteiligten Beobachters ist, sondern in eigener Erfahrung auf Grundlage der diplomatischen Tätigkeit des Autors wurzelt.

3. Zwischen Diplomatie und Historiographie: Die Soester Fehde in der Ausgestaltung der Rede des Johannes von Lieser auf dem Regensburger Reichstag durch Enea Silvio in De dieta Ratisponensi und Piccolominis Blick auf die Herrschaftspraxis Friedrichs III.

In einem Werk, das ähnlich wie die genannte Geschichte des Basler Konzils im Übergang zwischen diplomatischem Gesandtschaftsbericht und Geschichtswerk anzusiedeln ist, kommt Enea in bemerkenswerter Weise auf die Soester Problematik zurück: Es handelt sich um *De dieta Ratisponensi*²⁸, einen Traktat, den Enea in die Form eines Briefes an Johannes Vitez, den Bischof von Großwardein und „Vater des ungarischen Humanismus“²⁹, kleidete. Sein Gegenstand ist die Reichsversammlung zu Regensburg, welche im Frühjahr 1454 in Reaktion auf die Eroberung Konstantinopels durch Mehmed den Eroberer im Jahr 1453 auf kaiserliches Ausschreiben hin abgehalten worden war, um eine militärische Initiative gegen die so entstandene Bedrohung der Christenheit, die man empfand, zu organisieren³⁰. Auf dieser Reichsversammlung hatte der gelehrte Rat³¹ (auch Piccolomini war letztlich einer von ihnen) Johannes Hofmann

28 Rudolf Wolkan (Hrsg.): Der Briefwechsel des Enea Silvius Piccolomini, III. Abteilung: Briefe als Bischof von Siena. Bd. 1: Briefe von seiner Erhebung zum Bischof von Siena bis zum Ausgang des Regensburger Reichstages (23. September 1450-1. Juni 1454). Wien 1918 (Fontes Rerum Austriacum, 2. Abteilung, Bd. 68), Nr. 291, S. 492-56; RTA (wie Anm. 19), Bd. 19,1: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Friederich III., fünfte Abteilung, erste Hälfte. 1453-1454, bearb. von Helmut Weigel und Henny Grüneisen. Göttingen 1969, S. 29f. Edition ebd., passim. – Zu einer früheren autographen Version, die eine Neuausgabe als Desiderat erscheinen lässt, siehe Anm. 72.

29 Johannes Helmuth: *Vestigia Aeneae imitari*. Enea Silvio Piccolomini als „Apostel“ des Humanismus. Formen und Wege seiner Diffusion. In: ders./Ulrich Muhlack/Gerrit Walther (Hrsg.): Diffusion des Humanismus. Studien zur nationalen Geschichtsschreibung europäischer Humanisten. Göttingen 2002, S. 99-141, hier S. 120.

30 Die Akten des Tages in RTA 19,1 (wie Anm. 28).

31 Zu gelehrten Räten grundlegend: Hartmut Boockmann: Zur Mentalität spätmittelalterlicher gelehrter Räte. In: Historische Zeitschrift 233 (1981), S. 295-316. Vgl. ferner Uwe Schirmer: Art. Gelehrte Räte. In: HRG (wie Anm. 13), Bd. 2. Berlin 2009, Sp. 23-27; Peter Moraw: Über gelehrte Juristen im deutschen Spätmittelalter. In: ders.: Gesammelte Beiträge zur Deutschen und Europäischen Universitätsgeschichte. Strukturen – Personen – Entwicklungen. Leiden 2008, S. 435-464; Malte Prietzel: Das Heilige Römische Reich im Spätmittelalter. Darmstadt 2004, S. 99f., und im Kontext der Soester Fehde: Heinz-Dieter Heimann: Die Soester Fehde. Geschichte einer erstrittenen Stadtfreiheit. Soest 2003, S. 29.

von Lieser (ca. 1399-1459)³² als Vertreter des Erzbischofs von Trier, Jakob von Sierck³³, in Anknüpfung an vorherige Verhandlungen³⁴, eine Rede gehalten und darin gefordert, der „Türkenhilfe“ sei eine Ordnung des Reichs voranzustellen. Von der Rede besitzen wir einerseits deutschsprachige aktenmäßige Aufzeichnungen³⁵, andererseits den erwähnten Bericht des Enea, der diese zur Vorlage hat.

Ein detaillierter Vergleich der Dokumente zeigt, dass Enea, der in Regensburg Gesandter Kaiser Friedrichs III. war, mit seiner Vorlage recht frei umgegangen war und einige Partien der Rede hinzu schrieb. Dies gilt auch für eine Passage, in der Johannes (in der Version des Enea), um die Schwäche der Zentralgewalt im Reich zu illustrieren, verschiedene Konflikte aufzählt, die nicht mehr durch sie geregelt werden. Dabei spart er auch Soest nicht aus und fragt rhetorisch, was er bei all dem Unheil denn noch von den Soestern berichten solle³⁶.

32 Der Verfasser dieser Studie bereitet eine Monographie über den gelehrten Rat vor. Bestes Biogramm: Wolfgang Voss: Dietrich von Erbach - Erzbischof von Mainz (1434-1459). Studien zur Reichs-, Kirchen- und Landespolitik sowie zu den erzbischöflichen Räten. Mainz 2004 (Quellen und Abhandlungen zur Mittelrheinischen Kirchengeschichte. 112), S. 342-347 und passim.

33 Zu ihm Ignaz Miller: Jakob von Sierck. Mainz 1983 (Quellen und Abhandlungen zur Mittelrheinischen Kirchengeschichte. 45).

34 Siehe einstweilen: Helmut Weigel: Kaiser, Kurfürst und Jurist. Friedrich III., Erzbischof Jakob von Trier und Dr. Johannes von Lysura im Vorspiel zum Regensburger Reichstag. In: Aus Reichstagen des 15. und 16. Jahrhunderts. Festgabe dargebracht der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens von den Herausgebern der Deutschen Reichstagsakten, Göttingen 1958 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Schrift 5), S. 80-115.

35 Die Überlieferung der Kanzlei des Albrecht Achilles in Ansbach befindet sich in: Nürnberg, Staatsarchiv, Rep. 136: Ansbacher Reichstagsakten (so genanntes „Kaiserliches Buch“), Bd. 2, fol. 14r-16v und ebd., Bd. 2a, fol. 14r-17r. Bd. 2a ist eine Reinschrift von Bd. 2. Die Überlieferung der Kanzlei Ludwigs des Reichen findet sich in München, Bayerische Staatsbibliothek, cgm 1586, fol. 178r-181v (a) und ebd., clm 9503, fol. 354r-355r (Auszüge). Zur Überlieferung vgl. RTA 19,1 (wie Anm. 28), S. 243f. („cgm 9503“ ist dort zu korrigieren, s. o.) Bewusst haben die Editoren der RTA nicht alle Varianten berücksichtigt, vgl. ebd., S. 244. Durch die (notwendige) Orientierung der Edition der RTA 19,1 (wie Anm. 28) an der Nürnberger Überlieferung ist allerdings die anderweitig dialektal eingefärbte Version der Münchener Überlieferung gleichsam „glattgebügelt“ worden. Die Rede ist als Mitschrift demzufolge in der „dialektalen Brechung“ der Kanzleisprache des Albrecht Achilles rezipiert worden. – Edition: RTA 19,1 (wie Anm. 28), 29,3, S. 243-247, sowie Lorenz Weinrich (Hrsg.): Quellen zur Reichsreform im Spätmittelalter. Darmstadt 2001, Nr. 34, S. 309-15.

36 Das Zitat im Zusammenhang: Wolkan III, 1 (wie Anm. 28), Nr. 291, S. 535; RTA 19,1 (wie Anm. 28), Nr. 29,2,d, S. 242: „ecce nunc adversus Prutenos lata sententia est; at illi, dum iubentur obedire, religioni magis insultant, vetustos dominos domo pellunt neque sedis apostolice censuras neque imperii decreta formidant. possem multa in medium afferre mandata cesarum Sigismundi Albeti ac Federici, que memoria nostra incassum prodire. ecclesiam Traiectensem pluribus annis et contra Romani pontificis iussiones et adversus

Die Soester Problematik wird hier wie dort neben bedeutende Konflikte des Reichs gestellt: in der Bearbeitung der Rede des Johannes von Lieser u. a. neben den auf dem Regensburger Tag verhandelten Konflikt des Deutschen Ordens im Ostteil des Reichs und die Probleme der Kirchen Utrecht und Münster; ein rhetorisch eindrucksvolles Panorama der Missstände im Reich, welches allerdings bei näherem Hinsehen eher in der Perspektive dessen entworfen zu sein scheint, der von der Warte der kaiserlichen Position auf es schaut. Dass aber die Soester Fehde dem Redaktor Piccolomini als ein Argument zu passen schien, mit dem sich Reformen im Reich fordern ließen – denn darauf zielte die tatsächlich gehaltene Rede des Trierer Gesandten Lieser in der bekannten kurfürstlich-oligarchischen Stoßrichtung seines Auftraggebers Jakob von Sierck³⁷ ab – zeigt deutlich die reichspolitische Relevanz, welche der kaiserliche Rat dem Fehdegeschehen in dem laut Heinig betont „königsfernen“³⁸ Nordwesten des Reichs beimaß.

Ein anderer Aspekt, um den es Piccolomini ging, wird auch aus einer Passage seiner zweiten Antwortrede „Optasset“ an die ungarischen Gesandten auf der Reichsversammlung zu Wiener Neustadt am 25. April 1455 deutlich, für deren Ausarbeitung er ganz offensichtlich seine Regensburger Materialien benutzte, denn die Rede weist eindeutige sprachliche Entsprechungen auf, unter denen auch der Verweis auf die Soester Fehde zu nennen ist³⁹. In der „Optasset“-Rede jedoch zielte Piccolomini

imperium cesaris vidimus occupatam. nunc quoque Monasteriensis ecclesia quo iure teneatur, non ignoratis. quid Susatenses referam, ecclesie Coloniensis notissimam cladem? quid illi vel summi pontificis anathema vel nostri cesaris bannum extimuerit?“

- 37 Prägnant, auf der monographischen Arbeit aufbauend: Ignaz Miller: Der Trierer Erzbischof Jakob von Sierck und seine Reichspolitik. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 48 (1984), S. 86-101.
- 38 Heinig (wie Anm. 15), Bd. 3, Sp. 1296. - Die bekannte Klassifizierung des Reichs in königsnahe und königsferne Landschaften entnimmt Heinig seinem Lehrer Peter Moraw, der die Begriffe geprägt hat. Siehe etwa: Peter Moraw: Die Verwaltung des Königtums und des Reiches und ihre Rahmenbedingungen. In: Kurt Jeserich / Christoph von Unruh / Hans Pohl (Hrsg.): Deutsche Verwaltungsgeschichte, Bd. 1. Stuttgart 1983, S.22-65, hier S. 24.
- 39 Kritische Edition in: Johannes Helmrath: Die Reichstagsreden des Enea Silvio Piccolomini 1454/1455. Studien zu Reichstag und Rhetorik, Habil. masch.. Köln 1994, S. 492-501, hier S. 499f.: „... expedit eciam controversias inter serenissimum regem vestrum et illustrissimum Burgundie ducem super ducatu Lutsemburgensi; similiter et contenciones illas super ecclesia Monasteriensi ac diferencias inter dominum Colmiensem et civitatem eius Susatiensem et alias circa partes Reni pendentes amovere et in ceteris partibus Almanie quibuscumque litibus finem imponere, illis presertim, que ad exercitum conficiendum impedimento esse possunt.“. Ältere Edition, aufgrund der Handschrift Lucca, Biblioteca capitolare Feliniana, Ms. 544, fol. 101v-103r: Giovanni Domenico Mansi (Hrsg.): Pii II. P. M. olim Aeneae Sylvii Piccolomini Senensis Orationes Politicae, Et Ecclesiasticae, Pars I: Orationes habitas in Vita privata continens, Lucca 1755, S. 330-33, hier: S. 331. – Eine Neuedition bereitet Frau Dr. Gabriele Annas (Frankfurt) im Rahmen des Bandes 19,3 der Deutschen

weniger auf eine Reformierung der Zustände im Reich ab, als vielmehr darauf, die Basis für einen Kreuzzug gegen die Türken zu schaffen.

Doch gereichte die Soester Fehde dem Sienesen zu weiterer Kritik an den Verhältnissen im Reich, wie ein Seitenblick auf die *Historia Austriacalis* zeigt: Hier lässt er im Rahmen der antikaiserlichen Opposition des Jahres 1452 den Aufständischen Ulrich Eitzinger⁴⁰ in einem Schreiben an den Hofmarschall Johannes Ungnad⁴¹, wiederum unter vielen anderen „monita“, in Anspielung auf die ausgebliebene königliche Waffenhilfe für die Kölner bei der Belagerung Soests im Jahr 1447 provokativ fragen:

„Warum ist der Kölner [Erzbischof], der dem Kaiser höchst freundschaftlich gesinnt war, ihm entfremdet, wenn nicht darum, weil der Kaiser, von deiner Beratung geleitet, keinerlei Hilfe gegen die Soester leistete?“⁴²

Man mag wie im Fall der oben genannten Rede des Trierer Gesandten Zweifel anmelden, ob dies tatsächlich die Worte Eitzingers waren, dessen Machtzentrum insbesondere im Burgenland lag⁴³. Die Stoßrichtung des Historiographen Piccolomini jedoch ist deutlich erkennbar: Es ist Kritik an einer „reichsfernen“⁴⁴ Regierungspraxis des Kaisers, an einem mangelnden, auch militärischen, Hineinwirken der Zentralgewalt in das Reich, das in Entfremdung des Herrschers von den Untertanen ausgeartet war⁴⁵.

Reichstagsakten, Ältere Reihe, vor. Vgl. auch Jessika Nowak: Ein Kardinal im Zeitalter der Renaissance. Tübingen 2011 (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, Bd. 59), S. 203.

40 Zu ihm und seiner Familie: Heinig (wie Anm. 15), Bd. 1, S. 264-269 und passim (Register Bd. 3, S. 1672). Zur Sache: Christine Reinle: Ulrich Riederer (ca. 1406-1462). Gelehrter Rat im Dienste Kaiser Friedrichs III., Diss., Mannheim 1993, S. 313-341.

41 Zur Person: Hack (wie Anm. 14), S. 209; Heinig (wie Anm. 15), passim (Register Bd. 3, S. 1776).

42 *Historia Austriacalis* (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 226f.: „Accipe igitur meliorem mentem, respice consilia tua, si quod unquam bonum consilium cesari dedisti. Tuo consilio res Athesina perdit, Goritiae negotium neglectum, Hungari alienati, Bohemi comoti, nosque a vobis defecimus. Quid consulisti in facto Ludovici senioris Bavarie? Quomodo illum senem a filio obsessum liberasti? Quomodo res Suicenses duxisti? Tuo suasu perdit sunt Turicenses. Coloniensis, qui cesari amicissimus fuit, cur alienatus est, nisi quia tuo consilio ductus cesar nullum ei contra Suicenses auxilium tulit?...“; vgl., leicht stilistisch abgewandelt in der zweiten und dritten Redaktion, ebd., Bd. 2, S. 692f.: „Reduc in memoriam male consulta consilia tua. Amicissimus caesaris Coloniensis antistes alienatus est, cum sibi te suadente contra Susatenses negatum est auxilium....“.

43 Heinig (wie Anm. 15), Bd. 1, S. 264.

44 Zum Begriff: Gabriele Annas, Hoftag – Gemeiner Tag – Reichstag. Studien zur strukturellen Entwicklung deutscher Reichsversammlungen des späten Mittelalters (1349 – 1471), Buch und CD-Rom. Göttingen 2004, I, S. 189f.

45 Vgl. hier auch, wiederum mit Bezug auf Piccolomini, Matthias G. Fischer: Reichsreform und „Ewiger Landfrieden“. Über die Entwicklung des Fehderechts im 15. Jahrhundert bis zum absoluten Fehdeverbot von 1495. Aalen 2007 (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. NF 34), S. 183.

*4. Von der Historia Austriallis zu den Commentarii – Kontinuitäten
in der Bewertung und Darstellung des historischen Ereignisses
bei Piccolomini*

Seit dem Jahr 1454 ist die Soester Fehde im Werk des Enea Silvio Piccolomini deutlich präsent. Von *De dieta Ratisponensi* (1454) und der *Historia Austriallis* (1453-58) ausgehend, lässt sich eine Linie zu den Schriften *Germania* (1457), *De Europa* (1458) und schließlich zu den *Commentarii* (1461) ziehen⁴⁶.

In der ersten Redaktion der *Historia Austriallis* erwähnt Piccolomini zunächst den Schiedsspruch von Maastricht (27. April 1449), der durch den päpstlichen Legaten Juan de' Carvajal⁴⁷ und Nikolaus von Kues zwischen Johann I. von Kleve und Dietrich von Moers vermittelt wurde und die Kampfhandlungen beendete⁴⁸. Eine zweite Aussage fällt im Zusammenhang eines Gesprächs, das Enea laut eigenem Bericht 1452 bei der Rückkehr des Kaisers vom Romzug über die Möglichkeiten der Landesverteidigung in Anbetracht des Eitzinger-Aufstands mit ihm führte. Auf die Frage des Kaisers, wie er seine Truppen verstärken könne, antwortet ihm sein Rat Piccolomini, er solle auf keinen Fall die häretischen böhmischen Söldner engagieren, denn Gott wünsche solches nicht⁴⁹. In der zweiten und dritten Redaktion des Geschichtswerks ruft Enea in wörtlicher Rede aus:

„Hüte dich davor, dich mit den häretischen Böhmen zu verbinden, denn Gott billigt es nicht.“⁵⁰

Enea lässt den Kaiser antworten, er wolle dies ja auch nur tun, wenn es die Notwendigkeit absolut erfordere, und erinnert dabei an den Fall des Kölner Erzbischofs, der, obwohl er ein Prälat war, dennoch die Hussiten gegen die Soester zu Hilfe gerufen habe, ebenso wie sich die Markgrafen von Brandenburg und die Herzöge von Sachsen ihrer bedient hätten⁵¹. Dieses stehe ihm nicht weniger zu als jenen, so der Kaiser in der zweiten

46 Vgl. in Bezug auf Bayern: Claudia Märkl: *Liberalitas Baioarica*. Enea Silvio Piccolomini und Bayern. In: Heinz Dopsch / Stephan Freund / Alois Schmid (Hrsg.): *Bayern und Italien. Politik, Kultur, Kommunikation (8.-15. Jahrhundert)*. Festschrift für Kurt Reindel zum 75. Geburtstag. München 2001, S. 237-260.

47 Zur Person siehe Anm. 23.

48 *Historia Austriallis* (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 48. Zur Sache: Daniels (wie Anm. 26), S. 21.

49 *Historia Austriallis* (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 215.

50 Ebd., Bd. 2, S. 647: „Cui episcopus“ „cave“, inquit, „ne quos Bohemorum eretico tibi adiungas; neque enim id Deo gratum est.“

51 Ebd., Bd. 1, S. 216: „Ad ea cesar non se inquit vocaturos Bohemos, nisi necessitas urgeat, videri sibi non licere minus quam Coloniensi pontifici, qui, quamvis esset ecclesiasticus, tamen Hussitas in auxilium suum contra Susatenses adduxerat. Marchiones quoque Brandenburgenses atque Saxonie duces Ussitis auxiliatoribus usos esse.“

und dritten Redaktion der *Historia Austrialis*⁵². Enea antwortet dem Kaiser, er erinnere sich aber auch, dass Papst Nikolaus V. den Markgrafen von Brandenburg im Jubeljahr (1450) heftig dafür getadelt habe, als dieser in Rom war. In der drastischeren Version der zweiten und dritten Redaktion der *Historia Austrialis* sind es *durioribus verbis* des Papstes, und das Handeln des Kölners wird als *perverse* qualifiziert⁵³. Der Kaiser entgegnet, daran habe er gedacht und beim Papst schon um Erlaubnis nachgesucht⁵⁴.

Skeptische Aufmerksamkeit für den Einsatz von böhmischen Soldrittern⁵⁵ – bei Enea Silvio ist es theologisch motivierte Ablehnung der böhmischen Häretiker – verbindet die Wahrnehmung des Enea Silvio etwa mit jener des Frankfurter Gesandten Walter von Schwarzenberg, der zur Belagerung vom 19. bis 21. Juli 1447 in seinen Aufzeichnungen festhielt:

Item, anno domini xliii^c xlvii jare bracht myn here von Kollen, der waz eyner von Morß, eyn groß folck uber die stat von Súst, und waren herczog Wihelm, langgrave von Doringen, und viel siner hern, ritter und knecht, und darzu eyn groß mynge uz den landen Beheym und Paland, und waren uff drissig dusend werhafftiger manen, und dar zu hatt myn here von Kollen auch eyn groß folck uz sinen gestift vor Sust, und legerten sich vor Sust in der ern[te], anno xlvii, und der eyn party der andern fast schaden mit schießen und uff eynen mitwochen vor Sant Marien Madalenen tag <19. Juli> dez morgens, da der tag an brach, myn here von Kollen mit synen ritter und knecht und anderen an eyne ende der stat, und herczog Wilhelm obgenant mit syme heere auch ane eyne andern ende, und dan der von Sternberg⁵⁶ und ander Behemische heren mit yrem heere und fol-

52 Ebd., Bd. 2, S. 674f.

53 Ebd., S. 675.

54 Ebd., Bd. 1, S. 216; vgl. ebd., Bd. 2, S. 675.

55 Vgl. Heinz Quirin: Studien zur Reichspolitik König Friedrichs III. Von den Trierer Verträgen bis zum Beginn des süddeutschen Städtekrieges (1445-1448), Habil. masch., Berlin 1963, S. 1: „Die Aufmerksamkeit galt ‚den leufen des Behemer folkes‘, dessen Zug ins Westfälische gegen die Reichsstadt Soest jetzt jedermann bewegte...“. Quellen zu diesem Aspekt: Heinz-Dieter Heimann / Uwe Tresp (Hrsg.): Thüringische und böhmische Söldner in der Soester Fehde. Quellen zum landesherrlichen Militärwesen im 15. Jahrhundert aus thüringischen und sächsischen Archiven. Potsdam 2002, S. 16ff. und passim. – Darstellungen: Heimann: (wie Anm. 31), S. 41-64, und Joseph Hansen: Westfalen und Rheinland im 15. Jahrhundert, Bd. 1: Die Soester Fehde, Stuttgart 1888 (Publicationen aus den k. preußischen Staatsarchiven, 34) (ND Osnabrück 1965), S. 101*-110*. Mit Bezug auf die *Historia Austrialis* in älterer Edition auch kurz: Matthias Lentz: Schmähbriefe und Schandbilder: Realität, Fiktionalität und Visualität spätmittelalterlicher Normenkonflikte. In: Klaus Schreiner / Gabriella Signori (Hrsg.): Bilder, Texte, Rituale. Wirklichkeitsbezug und Wirklichkeitskonstruktion politisch-rechtlicher Kommunikationsmedien in Stadt- und Adelsgesellschaften des späten Mittelalters. Berlin 2000 (ZHF Beiheft 24), S. 35-67, hier S. 35-38.

56 Zdenko von Sternberg.

ck an dem dritten ende, gingen zu storm an die stat Sust und mochten ir nicht angewinnen, sonder die obgenant dry partyen namen an dem storme großen schaden und musten widder sic[h] treden, und uff den fritag nehist <21. Juli> dar noch wulden die fremden lude niet lenger beliben⁵⁷ und ridden heymwert durch die graffschafft von Waldeck.⁵⁸

dye drieiben unkristliche ding, kommentiert der Frankfurter Gesandte an anderer Stelle⁵⁹. Bei Enea wird sich diese skeptische Haltung (gepaart mit Respekt für die militärische Kraft der Söldner) als historiographisches Leitmotiv erweisen. In der *Germania* lesen wir⁶⁰:

„Die Stadt Soest, die zu unserer Zeit gegen die Kölner Kirche rebelliert hat, belagerte er [Dietrich von Moers, T. D.] mit großen Heeresverbänden, doch obwohl Wilhelm, Herzog von Sachsen, mit einer mächtigen Schar von Böhmen unter den Belagerern Tage und Nächte den Kampf nicht ruhen ließ, konnte er sie mit keiner Gewalt überwinden und beugen.“⁶¹

In dem historisch-topographischen Werk *De Europa*, in dem Piccolomini u. a. einen expliziten Bezug zur *Historia Austriacalis* herstellt, indem er schreibt, Österreich müsse er an dieser Stelle nur wenig beschreiben, da er ihm ein eigenes Geschichtswerk gewidmet habe⁶², findet sich eine Beschreibung Soests und der Soester Fehde, die den Ausführungen in der *Germania* sehr nahe kommt:

57 Im Ms. folgt gestrichen: „da“.

58 Frankfurt, UB, Ms. Germ. Fol. 2, fol. 280v; künftig gedruckt in: Tobias Daniels: Frankfurt und das Reich in den Aufzeichnungen Walther von Schwarzenbergs des Jungen. Politik, Nachrichtenräume, Familiensinn und Historiographie am Ausgang des Mittelalters. In: Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde 2012, Edition Nr. 32. – Zur Rezeptionsgeschichte der Soester Fehde: Heimann (wie Anm. 31), und Volker Honemann: Gründe und Begründungen für den Ausbruch der Soester Fehde in den zeitgenössischen Quellen. In: Horst Brunner (Hrsg.): Der Krieg im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Wiesbaden 1999, S. 217-227.

59 Notiz zu dem so genannten „Sächsischen Bruderkrieg“ des Jahres 1450 (künftig gedruckt als Nr. 34 in meinem o. g. Beitrag): „Anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo waz eyn groser hartter krieg zwischen zwein gebrudern mit namen herczog Friderich von Sassen und langrave Wilhelm von Doringen, syme bruder, und hÿrit ir eyner dem andern mit arger macht, und hatte langrave Wilhelm viele folkis von Beheim by ym, dye drieiben unkristliche ding.“

60 Zu dem Städtetkatalog in der *Germania*: Christopher B. Krebs: *Negotiatio Germaniae*. Tacitus' *Germania* und Enea Silvio Piccolomini, Giannantonio Campano, Conrad Celtis und Heinrich Bebel. Göttingen 2005, S. 148.

61 *Germania* (wie Anm. 12), Nr. II,14, S. 54f.: „oppidum Susatense, quod tempestate nostra cum ecclesia coloniensi rebellasset, magnis obsessum copiis, quamvis Saxonie dux Vilhelmus cum potenti manu Bohemorum inter obsessores dies noctesque pugnam cieret, nulla vi superari flecti potuit.“ Vgl. Schümer (wie Anm. 1), S. 72.

62 Enea Silvii Piccolominei postea Pii PP II *De Europa*, hg. von Adrian van Heck. Città del Vaticano 2001 (*Studi e Testi*; 398), Nr. 72, S. 102: „Austriam describere hoc loco haud necessarium existimamus, de qua propriam historiam edidimus.“

„In dieser Provinz [Westfalen, T. D.] fielen die Soester zu unserer Zeit von der Kölner Kirche ab, und trotz eines lang andauernden Krieges, mit dem man sie plagte, vielen Niederlagen, die sie erlitten, und einer äußerst hartnäckigen Belagerung, mit der sie angegriffen wurden, kehrten sie nicht in den Gehorsam [der Kölner Kirche] zurück. Aus diesem Grund stritten Dietrich, Erzbischof von Köln, der für den Fürsten der Westfalen gehalten wird⁶³, und Johannes, Herzog von Kleve, in nicht geringem Hass gegeneinander: Als die Soester Zuflucht bei der Unterstützung des Klevers genommen hatten, rief der Kölner die Herzöge von Sachsen und eine nicht kleine Schar von Böhmen zur Hilfe.“⁶⁴

Enea schließt sofort an:

„Auch in Münster, einer Stadt in derselben Provinz, wurde um die Kirche, die Walram, Bruder des Dietrich, ihm pflichtig zu sein glaubte, hart gekämpft. In diesem Krieg, in dem viele Feinde erschlagen wurden, wurde einer der Fürsten von Braunschweig, der Anführer der Truppen war, als Geisel genommen und der Herrschaft des Kölner Erzbischofs unterstellt.“⁶⁵

Bemerkenswert neben der wiederholten Erwähnung der böhmischen Truppenkontingente und der Einbettung des Konflikts in den Gegensatz von Kurköln und Kleve, dem in der Beschreibung des Tags zu Mantua in den *Commentarii* neuerdings Aktualität zukommen wird, erscheint in *De Europa* auch der Umstand, dass Piccolomini, wie in seiner Ausarbeitung der Regensburgener Rede des Johannes von Lieser in *De dieta Ratisponensi*,

63 Die lateinische Formulierung ist hier wohl bewusst mehrdeutig. Siehe unten im Haupttext.

64 De Europa (wie Anm. 55), Nr. 126, S. 145f.: „In hac provincia [i. e. Vesfalia. T. D.] nostro tempore Susatenses ab Ecclesia Coloniensi descivere nec diutino vexati bello multisque cladibus affecti et obsidione pertinacissima oppugnati ad obedientiam rediere. cuius rei causa et Theodericus coloniensis antistes, qui Vestfalorum princeps habetur, et Ioannes dux clivensis non parvis inter se odiis contendere, cum Susatenses ad Clivensium opes confugissent, Coloniensis Saxonie duces et non parvam Bohemorum manum in auxilium accersisset.“

65 De Europa (wie Anm. 62), Nr. 126, S. 145f.: „apud Monasterium quoque, eiusdem provincie civitatem, propter ecclesiam, quam Valramus, Theoderici frater, sibi debitam existimabat, acriter dimicatum est. in quo bello multis hostium cesis unus ex principibus brunsvicensibus, qui dux copiarum fuit, interceptus est et in potestatem coloniensis antistitis factus.“ – Der o. g. Fürst von Braunschweig ist Herzog Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, der auf Seiten der Hoya'schen Partei gegen die Moerser zu Felde zog und in der Schlacht von Varlar am 18. Juli 1454 in kölnische Gefangenschaft geriet. Dietrich von Moers trug seinem illustren Gefangenen in der Folgezeit das Bistum Münster an, doch zu einer Übernahme durch den Braunschweiger sollte es bekanntlich nicht kommen. Siehe: Joseph Hansen: Westfalen und Rheinland im 15. Jahrhundert, Bd. 2: Die Münsterische Stiftsfehde. Leipzig 1890 (Publicationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. 42) (ND Osnabrück 1965), S. 106*-121*, sowie die Dokumente auf S. 331, 304f., 358, 361 und 371. – Zu Walram von Moers: Alois Schröer: Art. Moers, Walram Graf von. In: Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches, 1448 bis 1648. Ein biographisches Lexikon. Hrsg. von Erwin Gatz unter Mitwirkung von Clemens Brodtkorb. Berlin 1996, S. 485-487.

aber auch in der *Germania*, den Soester Konflikt mit der Münsterischen Stiftsfehde in Verbindung setzt, und zwar nicht ohne süffisanten Unterton hinsichtlich der territorialen Ambitionen des Kölner Erzbischofs, denn *qui Vestfalorum princeps habetur* ist keineswegs gleichbedeutend mit *qui Vestfalorum princeps est!*⁶⁶ Hier demonstriert Enea Silvio nicht nur seine exzellenten Lateinkenntnisse als Humanist, sondern auch seinen Hang zum ironisch mehrdeutigen Kommentar: Der (kaum übersetzbare) Unterton der Formulierung ist eindeutig zu verstehen, denn die Übersetzungs- bzw. Deutungsmöglichkeiten changieren nicht zufällig zwischen: „der als Fürst der Westfalen galt/gehalten wird“, „der Fürst der Westfalen sein/werden wollte“ und „der sich für den Fürst der Westfalen hielt“!

Als aufschlussreich erweisen sich hier auch die späteren Beschreibungen Westfalens in der *Descriptio provinciarum Alamanorum* (1479/80) des päpstlichen Kollektors Marinus de Fregeno, die von Piccolominis *Germania* und *De Europa* inspiriert ist. Er schreibt einmal, in der Provinz⁶⁷ *Westfalia* kenne er keinen nennenswerten weltlichen Fürsten (*nullum notabilem principem saecularem scio*); ein anderes Mal, es gebe hier außer dem Bischof von Münster, der dem Kaiser verbunden sei, keinen Herrn, den man wirklich Fürst nennen könne; doch gleich zweimal betont er, dass in jener Provinz die Kölner Kirche viele Städte habe, deren zuvor-derste und beste (*potissimum ac validius*) die edle Stadt Soest sei (*nobile oppidum Sosatium*)⁶⁸. Die Erwähnung Soests in einem Vademecum eines

66 Vgl. auch Tobias Daniels / Thomas Woelki: Ein Kölner Official für Paderborn. Ein unbekanntes Kapitel aus dem Paderborner Inkorporationsstreit im 15. Jahrhundert und die Politik des Basler Konzils. In: Westfälische Zeitschrift 161 (2011), S. 163-183, hier S. 171f.

67 Zu dem Begriff „Provinz“: Robert Charles Figueira: The medieval papal legate and his province: geographical limits of jurisdiction. In: ders. (Hrsg.): Plenitude of power: the doctrines and exercise of authority in the Middle Ages ; essays in memory of Robert Louis Benson. Aldershot u. a. 2006, S. 73-105, hier S. 76.

68 Klaus Voigt: Der Kollektor Marinus de Fregeno und seine „Descriptio provinciarum Alamanorum“. In: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 48 (1968), S. 148-206. Zu Westfalen: Z. 190, Z. 279-290: „Ultra Saxoniam ad occidentem iacet Wesfalia, in qua nullum notabilem principem saecularem scio. Potior inter saeculares est comes de Lippia vir strenuus et in militia satis expertus [= Bernhard VII. Graf zur Lippe]. Sunt praeterea in ea terra complures alii comites et nobiles non tamen potentes, quorum pars alteri parti adversatur, et maxima parte temporis mutuo certamine commiscuntur. Boni bellatores ab omnibus habentur. Sunt insuper in Wesfalia aliqui episcopi temporale dominium habentes, quorum potissimus est episcopus Monasteriensis, quem administratorem Bremensis ecclesiae esse superius dixi. Hic ex suo proprio episcopatu satis potens est in armis, quatuor vel plures comites suae ecclesiae feudotarios habet. Ceteri episcopi illius terrae non sunt inter potentes quasi principes reputandi, licet Paterbornensis mediocriter potens sit. In hac etiam terra ecclesia Coloniensis complura oppida habet, quorum potissimum ac validius est Sosatium.“ – S. 195, Z. 465-470: „In Wesfalia quatuor civitates sunt videlicet Monasterium, Ossenaborgk, Pateborn et Mindia. Prima ampla et potens est suo proprio episcopo subdita. Aliae tres medium tenent. In hac etiam terra situm

päpstlichen Gesandten, welches die *Descriptio* darstellt, ist bemerkenswert und mag gut auf die Soester Fehde und Piccolominis Darstellung zurückgehen. Es zeigt sich hier klar, wie in humanistischer Topographie und Historiographie das historische Ereignis dem Ort „fama“ verlieht⁶⁹. Andererseits ist in dieser 30 Jahre späteren Beschreibung Deutschlands der Bischof von Münster der eigentliche Machtfaktor.

Zurück zu Piccolomini: Auf den Vorgang der Fehde selbst bezogen entspricht seine Tendenz, den regionalen Konflikt in größeren Zusammenhängen zu erkennen, den Ergebnissen der Verfassungs- und Fehdeforschung⁷⁰. Doch lohnt an dieser Stelle noch ein weiterer kurzer Blick auf die lateinischen Wendungen des italienischen Humanisten, da er ein bemerkenswertes Geflecht intertextueller Verbindungen offenbart:

Es zeigt sich, dass Piccolomini schon in der *Germania* und der dicht darauf folgend komponierten *De Europa* recht ähnliche sprachliche Versatzstücke benutzt hat: Eine zweite Passage in der *Germania*, in welcher die Soester Fehde in einer Beschreibung des Dietrichs von Moers auftaucht, lautet:

*Theodericus, qui coloniensi ecclesie iam super sex et quadraginta presidet annos et contra Susatenses, qui a se desciverant, multa et magna prelia vario eventu gessit [...]*⁷¹.

est nobile oppidum Sosatium, quod ecclesiae Coloniensi subditum est, iure tamen Imperiali gaudet.” – S. 198, Z. 576-583: „Administrator metropolitanae ecclesiae Bremensis in Saxonia sitae, qui est episcopus Monasteriensis, potentior cunctis in Westvalia, probus et potens praesul est. Credo, quod sit Imperatori devotus, nisi aliquis rancor inter eos exortus fuit, dum ipse episcopus una cum aliis dominis Alamaneae in exercitu Imperatoris fuit contra ducem Burgundiae iam defunctum. In Westvalia non sunt alii domini, qui principes vocari possint vel sint.”

- 69 Ein gutes Beispiel dafür ist die *Descriptio seu potius summa rerum Germanicarum* des Humanisten Pandolfo Collenuccio aus Pesaro (ca. 1500, aber erst 1546 gedruckt). In ihr taucht unversehens die Stadt Neuss auf, verbunden mit der Belagerung durch Karl den Kühnen von Burgund: Venedig, Biblioteca Marciana, Misc. 2682.6, fol. c[4]r: Hussia(!) (Rectius: Nussia. Gemeint ist Neuss! [T. D.]) munitissimum oppidum Coloniae succedit, obsidione Caroli Burgundi nobile, quam fortiter foeliciterque eius Ciues aetate nostra pertulerunt, Vetustum est, et Nouesium quondam dictum...“. Vgl. die Edition von Alfredo Saviotti: Pandolfo Collenuccio: Umanista Pesarese del Sec. XV, Pisa 1888, S. 314. Zur Entstehung des Werks: Paolo Negri: Milano, Ferrara e Impero durante l'impresa di Carlo VIII in Italia. In: Archivio Storico Lombardo 44 (1917), S. 423-571, 570f. Auch Konrad Celtis spielt eventuell in einem Teil seines *Panegyris ad duces Bavariae* vom Jahr 1492 auf die Belagerung von Neuss durch Karl den Kühnen an. Vgl. Joachim Gruber (Hrsg.): Conradi Celtis Protucii Panegyris ad duces Bavariae, Wiesbaden 2003, S. 6, Z. 18f., und S. 65. Vgl. auch die späteren Rezeptionen bei Johannes Cochlaeus: *Brevis Germanie Descriptio* (1512), hg. von Karl Langosch. Darmstadt 1960, VIII, 34, S. 156 liest man: „Oppida prope Coloniā. In ripa Rheni subiacet inferne quidem oppidum Nussia, longa Caroli obsidione clarum [...]“.

70 Vgl. Fischer (wie Anm. 45), S. 144.

71 *Germania* (wie Anm. 12) Nr. II, 23, S. 61. Übersetzt: Dietrich, welcher der Kölner Kirche

Sie erinnert nicht wenig an *In hac provincia nostro tempore Susatenses ab Ecclesia Coloniensi descivere* in *De Europa*, ebenso wie es ein Vergleich der Wendung *cum potenti manu Bohemorum (Germania)* mit *non parvam Bohemorum manum (De Europa)* verdeutlicht.

Zieht man die *Commentarii* hinzu, so verstärkt sich der Eindruck der intertextuellen Verbindungen. Die Schilderung des Ausgangs der vermeintlichen Vorgeschichte der Fehde(n) Soests in den *Commentarii: ad obedientiam redactum* stimmt mit der Darstellung des Durchhaltens der Soester in *De Europa* überein: *nec...ad obedientiam rediere*. In der Beschreibung des Verlaufs der Belagerung rekurrieren die *Commentarii* mit *expugnare tamen non potuit oppidanis cum presidio ducis summa vi resistentibus* erkennbar auf die sprachliche Ausgestaltung eben jener Passage in der *Germania: nulla vi superari flecti potuit*.

Der hier beobachtete Befund ist geradezu typisch für Piccolomini und soll in einem kurzen Seitenblick nochmals in Hinsicht auf die Rede des Johannes von Lieser in Regensburg betrachtet werden. Will man ergründen, warum Enea den oben zitierten Passus, der sowohl in der Version „letzter Hand“ als auch in einem noch ungedruckten, eigenhändigen und zudem früheren Entwurf des Piccolomini in der Biblioteca Apostolica Vaticana auftaucht⁷², dem Johannes von Lieser wahrscheinlich in den Mund legte, so ist zu berücksichtigen, dass der Sieneser zu der Zeit, als er *De dieta Ratisponensi* verfasste, gleichzeitig mit der monumentalen *Historia Austriacalis* beschäftigt war. In der Tat lassen sich zwischen den beiden historiographischen Werken einige weitere Parallelen aufzeigen, wie etwa die Verwendung mancher lateinischer Zitate und Wendungen⁷³, die der Autor in beide Werke einbaute, andererseits auch die parallele Verwendung ganzer Textpassagen: So gestaltete Piccolomini eine Rede des gelehrten Rats Dr. Gregor Heimburg⁷⁴ für die Nürnberger in deren Prozess am Kaiserhof im Jahr 1452 in der *Historia Austriacalis* in großen Anteilen mit eben jenen

schon über 46 Jahre vorsteht und gegen die Soester, die von ihm abfielen, viele große Schlachten mit wechselndem Erfolg schlug...

- 72 Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, Vat. lat. 7082, fol. 61r-94v, hier: fol. 81r-v. – Zu diesem Kodex: Martin Wagendorfer: Ein von der Hand des Eneas Silvius Piccolomini geschriebenes Exzerpt aus dem Liber certarum historiarum Johannis von Viktring (BAV, Vat. lat. 7082, fol. 96). In: Römische Historische Mitteilungen 47 (2005), S. 81-121, sowie ders.: Die Schrift des Eneas Silvius Piccolomini. Città del Vaticano 2008 (Studi e testi. 441), S. 161f.
- 73 Nur hinsichtlich der *Commentarii*, aber dennoch auch hierfür erhellend: Norbert Seeber: Enea Vergilianus. Vergilisches in den „Kommentaren“ des Enea Silvio Piccolomini (Pius II.). Innsbruck 1997 (Commentationes Aenipontanae. 30).
- 74 Zu ihm: Marek Wejwoda: Art. Gregor Heimburg. In: Sächsische Biografie, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V., bearb. von Martina Schattkowsky, Online-Ausgabe: <http://www.isgv.de/saebi/> (8.8.2010).

Worten aus, die man in *De dieta Ratisponensi* aus dem Mund des Johannes von Lieser vernimmt. Die Beispiele ließen sich vermehren.

Kehren wir aber zum Schluss zu den *Commentarii* zurück. Bei der dort gebotenen Darstellung der Soester Fehde fällt auf, dass Pius II. zu Beginn auch die langen Verhandlungen der Soester am Kaiserhof erwähnt, die in den 1440er-Jahren auch Gegenstand seines Briefwechsels mit Kaspar Schlick waren:

„Doch unter dem Erzbischof Dietrich [von Moers] [haben sie] eine schlimmere Rebellion angezettelt, über die [beide Parteien] recht lange am Hof Kaiser Friedrichs [III.] stritten [...]“⁷⁵.

Wir fassen hier also – über den oben erwähnten Umstand hinaus, dass sich Piccolomini in den *Commentarii* früherer Werke zur Gestaltung seiner Darstellung bediente – auch eine konkrete Verbindung zu seinem diplomatischen Wirken während der Fehdejahre.

Aufs Ganze gesehen zeigt sich, dass sich die *Commentarii* in gewisser Weise als Synthese der Erfahrungen aus dem diplomatischen Wirken sowie den verstreuten Äußerungen, die sich in den früheren Werken des Sienesen finden, lesen lassen. Im gleichen Zug allerdings wird klar, dass sie nicht dasjenige Werk sind, durch dessen Analyse man den Bewertungen Piccolominis zur Soester Fehde am nächsten kommt. Am pointiertesten erscheinen in unserem Fall hingegen jene Äußerungen, die fast beiläufig in die eng verbundenen Werke *De dieta Ratisponensi* und *Historia Austriacalis* eingeflochten sind.

5. Ausblick

Betrachtet man die Verbindung Piccolominis zur Soester Fehde mit Blick auf sein gesamtes Wirken, so erscheint es keineswegs zufällig, dass der Sieneser sich mit dem Ereignis befasste, sondern es ergab sich aus seiner di-

75 *Commentarii* (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 187: „verum sub Theoderico presule gravior rebellio facta, propter quam non parvo tempore in curia Federici Cesaris litigatum est. sed cum damnati Susatenses iudicia eluderent, Theodericus ad arma recurrit vocatisque in auxilium Bohemis et maximis copiis congregatis susatensem agrum ferro et igne vastavit ipsamque urbem durissima cinxit obsidione; illi ad clivensem ducem defecere, cuius paulo ante fecimus mentionem.“ Die Übersetzung Schümers erweist sich an dieser Stelle als fatal sinnentstellend. Vgl. Schümer (wie Anm. 1), S. 76f.: „Das Volk [!] der Stadt Soest verlor den Fall, ignorierte den Richterspruch aber völlig, dergestalt, daß der Kaiser [!!!] zu den Waffen griff und, nachdem er die Böhmen zu Hilfe gerufen und gewaltige Kräfte zusammengezogen hatte, das Land von Soest mit Eisen und Feuer verwüstete. Und er schnürte [!] die Stadt mit einer äußerst harten Belagerung ein. Soest wandte sich an den Herzog von Kleve, von dem wir gerade redeten.“ – Vor dem Hintergrund dieser Übersetzung sind denn auch die Einschätzungen Schümers auf S. 74 zu bewerten, die an dieser Stelle nicht wiederholt werden sollen.

plomatischen Tätigkeit. Die literarisch-historiographische Beschäftigung mit der Materie erwuchs aus der Laufbahn des Autors als Gesandtem.

Dass Enea die Fehde in seine schriftstellerischen Werke eingliederte, mag man in vieler Hinsicht als bemerkenswert empfinden, aber es ist auch dem Anspruch seines literarischen Projekts geschuldet: *Historia Austrialis, Germania, De Europa, Commentarii* – all diese Werke haben in ihren verschiedenen Zugriffen und Zuschnitten einen gewissen Totalitätsanspruch: Möglichst jedes Detail dessen, was dem italienischen Humanisten, der so lange nördlich der Alpen gewirkt hatte, in dieser Zeit widerfahren war und ihm in der Beschreibung der Geschichte seiner Lebenszeit erwähnenswert erschien, sollte in ihnen Aufnahme finden. Dies macht seine Werke zu einer unverzichtbaren Quelle für die „deutsche“ Geschichte im 15. Jahrhundert, und es spricht für Piccolominis Gespür für die Tendenzen seiner Zeit, dass er die Soester Fehde – wie beschrieben – im Zusammenhang mit der Gefahr einer Erosion der Reichsgewalt von innen und mit einer Bedrohung des Reichs von außen durch die „Ungläubigen“ sah, seien es die Böhmen oder die Eroberer Konstantinopels.

Unter den vielen Perlen, die das literarische Wirken dieser Ausnahmegehalt des 15. Jahrhunderts hervorgebracht hat, glitzert die Beschäftigung des Enea mit Soest nicht in den außergewöhnlichsten Farben, doch hat sie sich auch als geeignet erwiesen, um ein fundamentales Gestaltungsprinzip des Historiographen Piccolomini deutlich zu machen: die Wiederverwertung von Textpassagen in Briefen und komplexeren Abhandlungen in neuen Werken. Im Fall der Soester Fehde führte dies von Text zu Text nicht zu fundamentalen Neubewertungen, sondern in der Zusammenschau zu einem subtil nuancierten Gesamtbild, das dann wiederum Mosaikstein eines größeren Panoramas wurde: des kollektiven Gedächtnisses.

JULIA TRINKERT

EINE UNBEKANNTE STADTANSICHT SOESTS
AUF DER LÜBECKER PATROKLUSTAFEL

In der Palmsonntagnacht des 28. März 1942 wurde die Lübecker Marienkirche bei einem Luftangriff schwer getroffen. Der Innenraum brannte daraufhin fast vollständig aus. Zu den verlorenen Kunstwerken gehörte auch die zwischen 1490 und 1500 entstandene Patroklustafel eines unbekannten Malers, die zu diesem Zeitpunkt wohl am vierten Nordpfeiler aufgehängt war¹. Eine Darstellung des hl. Patroklos, des Soester Stadtpatrons, ist in Lübeck einzigartig. Das Gemälde ist nur fotografisch überliefert und zeigt auf einer Einzeltafel den hl. Patroklos als jugendlichen Ritter, der mit erhobenem Schwert unter einer spitzbogigen Baldachinarchitektur steht, die zu einer befestigten Hofanlage gehört (Abb. 1). Von dieser führt ein gewundener Weg zu einer von einer Mauer umgebenen Stadt, in der zahlreiche Türme aufragen. Bei dieser handelt es sich nach gründlicher Untersuchung um die wohl älteste bekannte Stadtansicht Soests. Der folgende Beitrag befasst sich mit dieser Stadtdarstellung, analysiert sie in einem historischen Kontext von Stadtbildern auf spätmittelalterlichen Tafelmalereien und stellt die Frage nach der Funktion dieser frühen Soestvedute in ihrem Entstehungszusammenhang innerhalb eines



Abb. 1: Patroklustafel. Unbekannter Maler, um 1490-1500. Lübeck, Marienkirche, wohl an einem Nordpfeiler über einem Altar aufgehängt. 1942 verbrannt. Foto: Bildarchiv des Kunsthistorischen Institutes der CAU Kiel

1 Vgl. Fritz Hirsch/Gustav Schaumann/Friedrich Bruns (Hrsg.): Petrikirche, Marienkirche, Heil.-Geist-Hospital. Lübeck 1906 (Die Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck 2), S. 319, Anm. 1. Die Tafel hatte eine Höhe von 128 cm und eine Breite von 69 cm. Am oberen Rand war sie auf einer schmalen Rahmenleiste inschriftlich bezeichnet.



Abb. 2: Detail der Patroklustafel mit der Stadtansicht Soests, um 1490-1500.

Foto: Bildarchiv des Kunsthistorischen Institutes der CAU Kiel

komplexen Bildprogramm sowie einer kunsthistorischen Einordnung. Die gemalte Stadtansicht Soests verläuft hinter dem Schultergürtel des hl. Patrokli und erhebt sich in einer flachen Landschaft (Abb. 2). Das Haupt des Heiligen verdeckt den zentralen Bereich der Stadtsilhouette an der Stelle, an der die Stiftskirche St. Patrokli, die die Reliquien des Heiligen verwahrt, zu erwarten wäre. Die Stadt wird von einer Mauer umgeben, die durch einen Wehrturm, ein mit Zinnen bekröntes Tor sowie ein Wiekhaus gegliedert wird. Auf der linken Bildseite liegt im Durchblick zwischen einem hohen Felsen, zu dessen Füßen eine Wassermühle steht, und einer Säule der Baldachinarchitektur eine vierjochige gotische Kapelle mit Dachreiter außerhalb der Stadtmauer. Die gedrängte bauliche Situation auf der rechten Stadtseite um das Stadttor, auf das ein Weg zuführt, lässt zahlreiche Türme im Stadttinneren erkennen. Profanbauten können hingegen nicht ausgemacht werden.

Mittelalterliche Stadtbilder, wie wir es hier vor uns haben, finden sich üblicherweise im Hintergrund religiöser Tafelmalereien, vor allem von Passionsszenen und Kreuzigungsdarstellungen. Es lassen sich verschiedene Typen herausstellen, die sich im Laufe der Zeit wandeln. Im 15. Jahrhundert dominieren Profilansichten, zu denen auch die Ansicht auf der Patroklustafel gehört. Dabei können nur eingeschränkt Aufschlüsse über den Aufriss sowie die ungefähre Lage der Bauwerke gegeben werden. Der Betrachter steht leicht erhöht an einem fiktiven Aussichtspunkt im Architekturgehäuse des hl. Patrokli und blickt über dessen Schulter auf die befestigte Stadt, die sich in der Formgebung durch Überhöhungen der einzelnen Baustrukturen deutlich von ihrer Umgebung, einer flachen Landschaft, abgrenzt². Eine besondere Kategorie von spätmittelalterlichen

2 Vgl. Bernd Roeck: Stadtkunstwerke. In: Wolfgang Behringer/Bernd Roeck (Hrsg.): Das Bild der Stadt in der Neuzeit. 1400-1800. München 1999, S. 15-25, hier S. 24; Sergiusz Michalski: Vom Himmlischen Jerusalem bis zu den Veduten des 18. Jahrhunderts – Symbolik und Darstellungsparadigmen der Stadtprofilansichten. In: ebd., S. 46-55, hier S. 49.

Stadtansichten bildet die Kombination mit Einzeldarstellungen von Heiligen, die einen konkreten Bezug zur abgebildeten Stadt haben. Solche sind etwa für den hl. Auctor und Braunschweig in einer Miniatur um 1460 oder den hl. Georg und Rothenburg auf dem Hochaltarretabel von Friedrich Herlin in St. Jakobi zu Nördlingen (1462-65) bekannt³.

Bei der Auseinandersetzung mit Fragestellungen um die Authentizität und den Realitätsbezug von mittelalterlichen Stadtansichten muss stets quellenkritisch gearbeitet werden. Solche Darstellungen folgten nicht dem heutigen Anspruch an topographischer Genauigkeit, sondern dienten allein dem Blick der Zeitgenossen. Vor allem die Austauschbarkeit üblicher Motive, die eine fiktive Stadt bilden konnten, müssen betrachtet werden. Gemalte Ansichten geben daher keinen vergangenen baulichen Zustand wieder, eher passten die Maler das reale Vorbild zugunsten ihrer Bildkompositionen an⁴. Gerade in der Malerei des 15. Jahrhunderts war das vorrangige Ziel die Darstellung des religiösen Geschehens, weniger eine Naturtreue⁵. Bei der Wiedergabe von Städten veranschaulichten die Maler primär die Größe und Bedeutung des Ortes, entsprechend konnte der Rang von Einzelbauten hinsichtlich der Funktion des Gemäldes berücksichtigt werden⁶. Der in der Tradition der altniederländischen Malerei stehende Hamburger Maler Hans Bornemann malte erstmals in Nordwestdeutschland um 1444-47 Stadtveduten, denen ein Realitätsbezug zugesprochen werden kann. Auf der Ansicht der ersten Wandlung des Lambertiretabels in der Lüneburger Nikolaikirche gab er eine wirklichkeitsgetreue Profilansicht Lüneburgs wieder, die nicht mehr nur eine Zusammenstellung und bildparallele Reihung der bedeutendsten Bauwerke war⁷. Hier diente vor allem die vor den Toren der Stadt liegende Gertrudenkapelle zur Identifi-

-
- 3 Vgl. Bernd Roeck: Identität und Stadtbild. Zur Selbstdarstellung der deutschen Stadt im 15. und 16. Jahrhundert. In: Giorgio Chittolini/Peter Johanek (Hrsg.): *Aspetti e componenti dell'identità urbana in Italia e in Germania (secoli XIV-XVI) = Aspekte und Komponenten der städtischen Identität in Italien und Deutschland (14. - 16. Jahrhundert)*. [atti del convegno tenuto a Trento nei giorni 9-11 novembre 2000] (Annali dell'Istituto Storico Italo-Germanico in Trento Contributi 12). Berlin/Bologna 2003, S. 11-24, hier S. 14.
 - 4 Vgl. Bernd Roeck: Stadtdarstellungen der Frühen Neuzeit. Realität und Abbildung. In: ders. (Hrsg.): *Stadtbilder der Neuzeit*. [42. Arbeitstagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung in Zürich vom 14. - 16. November 2003]. Ostfildern 2006 (Stadt in der Geschichte 32), S. 19-39, hier S. 23.
 - 5 Vgl. Robert Suckale: *Die Erneuerung der Malkunst vor Dürer* 2 Bde. Petersberg 2009 (Schriftenreihe des Historischen Vereins Bamberg 44), S. 361.
 - 6 Vgl. Jochen Luckhardt: Die Ansichten von Soest bei Braun und Hogenberg. In: *Soester Zeitschrift* 96 (1984), S. 61-74.
 - 7 Vgl. Stephan Kemperdick: Die erste Generation. In: Till-Holger Borchert (Hrsg.): *Van Eyck bis Dürer. Altniederländische Meister und die Malerei in Mitteleuropa 1430-1530* [anlässlich der Ausstellung „Van Eyck bis Dürer“ im Groeningemuseum in Brügge vom 29. Oktober 2010 bis 30. Januar 2011]. Stuttgart 2010, S. 55-67, hier S. 59.

zierung einer realen Situation. Solche Chiffren verwendete der Maler der Patroklustafel auch für die Authentifizierung des Soester Stadtbildes. Gerade die vor dem Jakobitor 1402 errichtete Marienkapelle auf dem neuen Friedhof von Soest, die 1587 abgebrochen wurde, verifiziert die Ansicht als Vedute⁸. Solche Darstellungsstrategien verwenden detaillierte, teilweise miniaturhafte Wirklichkeitsfragmente und modifizieren sie für die gemalten Ansichten⁹. Die gedrängte bauliche Situation um das Grandweger-tor sowie die Lage der Kirchtürme deuten solche veränderten Größen- und Längenverhältnisse an. Sie sind keineswegs eine reale Wiedergabe der örtlichen Begebenheiten. So sollen die gestaffelten Türme auf der rechten Stadtseite wohl Alt-St. Thomae, Hohnekirche und Wiesenkirche zeigen, während hinter dem runden Wehrturm zwischen dem Schwert des Patroklus und dem Säulenkapitell mit aller Vorsicht die Paulikirche zu erahnen ist. Ob es sich bei dem Bach auf der linken Bildseite, der die Wassermühle antreibt, um den Kützelbach handeln kann, der zwischen Jakobitor und Ulrichertor durch die Stadt fließt, sei dahingestellt. Er könnte wie die flache Landschaft mit den vereinzelt stehenden Bäumen und Büschen, der sich windende Weg oder die hinter der Stadt erkennbaren Hügel zu einem formelhaften Landschaftsmotiv gehören. Vor allem der hohe Felsen am linken Bildrand ist in westfälischen Landschaftsformationen weniger zu erwarten. Solche Motive gehörten zum Repertoire eines spätmittelalterlichen Malers und entbehrten jedes Wirklichkeitsbezuges. Auch die Darstellung der Stadtbefestigung in ihren Details mit Mauern, Türmen und Toren stand seit dem Frühmittelalter für das Hauptmerkmal der *Stadt*¹⁰. So schrieb der Eisenacher Stadtschreiber Johannes Rothe um 1400: „Waz muren umb sich hat, / das heist eyn burgk ader eyn stat.“¹¹

Als früheste bekannte Stadtansichten Soests galten bisher die beiden Kupferstiche im Städtebuch *Civitates Orbis Terrarum* von Georg Braun und Frans Hogenberg, die 1581 und 1588 erschienen und zu den frühen Ansichtenwerken der Gattung von Stadtveduten gehören¹². Die Darstel-

8 Vgl. Luckhardt (wie Anm. 6), S. 68. Diese wurde von Bürgermeister Dietrich von Lunen und Ratsherr Arnold von Schotte, die zur Petri-Gemeinde gehörten, gestiftet; vgl. Bernd Ulrich Hucker: Der Köln-Soester Fernhändler Johann von Lunen (1415-1443) und die hansischen Gesellschaften Falbrecht & Co. und v. d. Hosen & Co. In: Gerhard Köhn (Hrsg.): Soest. Stadt – Territorium – Reich. Fs. zum 100jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest e. V. Soest 1981 (= Soester Zeitschrift 92/93 [1980/81]), S. 383-421; Marga Koske: Der „Neue Friedhof“ in Soest. In: Soester Zeitschrift 105 (1993), S. 47-53.

9 Vgl. Roeck (wie Anm. 4), S. 23.

10 Vgl. Peter Johanek: Die Mauer und die Heiligen – Stadtvorstellungen im Mittelalter. In: Behringer/Roeck (wie Anm. 2), S. 26-38, hier S. 28f.

11 Zitiert nach ebd., S. 30.

12 Vgl. Georg Braun: *Civitates orbis terrarum*. Bd. 3. T. 5/6 Kassel, Basel 1965 (Das Bild der



Abb. 3: Kupferstich von Soest, Profilsansicht aus Georg Braun und Frans Hogenberg, *Civitates Orbis Terrarum*, Bd. 3. Köln 1581. Foto: Stadtarchiv Soest

lung von 1581 schildert Soest in einer Profilsansicht (Abb. 3), während die später erschienene Version eine Kombination von Profilsansicht und Planansicht andeutet (Abb. 4)¹³. Aufgrund des Fehlens der Marienkapelle auf dem Stich von 1581, die jedoch erst 1587 abgebrochen wurde, stellt sich die Frage nach einer möglichen früheren Datierung der zweiten, großformatigeren Version von 1588¹⁴. Diese beiden frühen Stadtansichten wurden in der Folge zur Vorlage weiterer Stadtbilder, etwa für die Darstellung in Matthäus Merians *Topographia Westphaliae* von 1647, und begründeten laut Jörg Engelbrecht die frühneuzeitliche Bildtradition von Soest. Darüber hinaus wurde später vielfach eine Radierung von 1773 von Friedrich Christoph Müller rezipiert¹⁵.

Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts treten vermehrt idealisierte Stadtansichten auf, die als gemaltes Städtelob aufgefasst werden können und vor allem die Identifizierung des Auftraggebers und Betrachters mit der dargestellten Stadt beabsichtigen¹⁶. Dabei werden erstmals individualisierende Elemente verwendet, die in das religiöse Geschehen integriert werden oder vor dessen Folie es stattfindet¹⁷. Im 16. Jahrhundert wandelte sich schließlich das Bedürfnis nach topographischer Genauigkeit von

Welt 3). S. 37; Georg Braun: *Civitates orbis terrarum*. Bd. 4. Kassel, Basel 1965, S. 21; Luckhardt (wie Anm. 6), S. 61f.

13 Vgl. ebd.S. 71f.

14 Vgl. Braun, Bd. 4 (wie Anm. 12), S. 21. Diese wurde über Heinrich Rantzau vermittelt, vgl. ebd., S. XXXIX.

15 Vgl. Jörg Engelbrecht: Soest. In: Behringer/Roeck (wie Anm. 2), S. 365-370, hier S. 365f. Weitere bekannte historische Ansichten Soests sind die Radierung Francesco Vallegios (um 1600), die Radierung in Daniel Meissners *Thesaurus philo-politicus* (1623), zwei Holzschnitte im Soester Gesangbuch (1714 und 1789), das Prospekt von G. O. Schultze (1766) sowie mehrere Abbildungen im beginnenden 19. Jahrhundert. Vgl. insgesamt Jochen Luckhardt (Hrsg.): *Westfalia picta*. Erfassung westfälischer Ortsansichten vor 1900. Bd. 4: Kreis Soest, Kreis Unna, Stadt Hamm. Bielefeld 1989.

16 Vgl. Roeck (wie Anm. 4), S. 32f.

17 Vgl. Johanek (wie Anm. 10), S. 38.

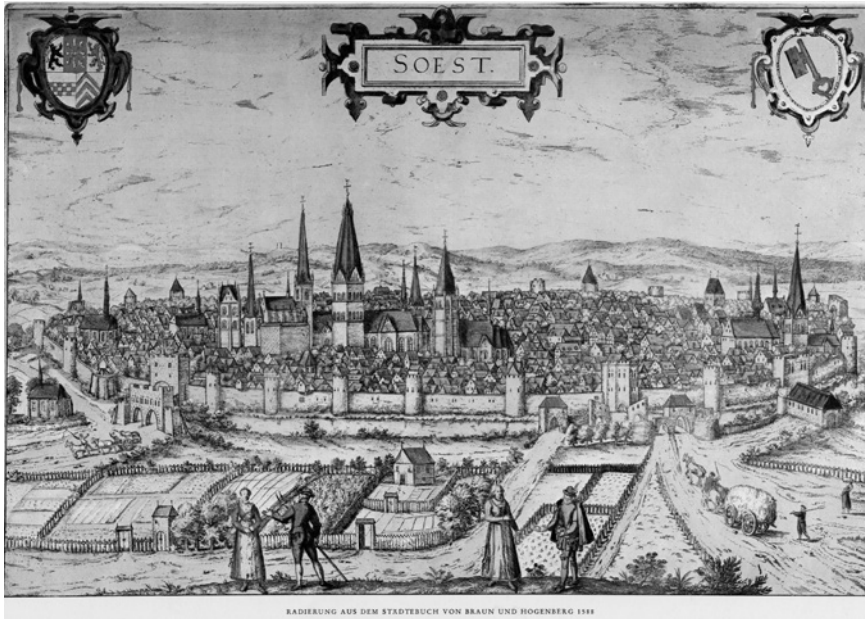


Abb. 4: Kupferstich von Soest, perspektivische Profilansicht aus Georg Braun und Frans Hogenberg, *Civitates Orbis Terrarum*, Bd. 4. Köln 1588. Foto: Stadtarchiv Soest

Stadtbildern. Dabei wurden weiterhin fiktive Details zur Ausschmückung und Bereicherung ergänzt¹⁸. In dieser Zeit entstanden erste Vogelschauansichten, die einen Eindruck von der Binnengliederung der Stadt geben sollten. Die Druckgraphik führte schließlich zu den ersten eigenständigen Stadtveduten, die vor allem zur Illustration von Sammelwerken wie der Schedelschen Weltchronik von 1493 dienten¹⁹.

Die Forschung hat Darstellungen des hl. Patroklos und seine Funktion als Patron Soests gründlich untersucht. Der Typus des Ritterheiligen mit erhobenem Schwert und Adlerwappen begegnet erstmals am Reliquien-schrein von 1313/30. Seit dem 15. Jahrhundert erscheint er häufig als jugendlicher Ritter in einem kostbaren Harnisch. In der Folge der Soester Fehde von 1449 wurden zahlreiche Stiftungen zu Ehren des Patroklos vorgenommen; seitdem wurde ihm auch die Funktion des Stadtrölands zugewiesen. So repräsentierte er das Selbstverständnis der Soester Bürgerschaft, die ihre Eigenständigkeit sowie Recht und Freiheit erfolgreich gegen den Herrschaftswillen der Kölner Erzbischöfe verteidigt hatte²⁰. Ei-

18 Vgl. Roeck (wie Anm. 4), S. 26-32.

19 Vgl. Johanek (wie Anm. 10), S. 38.

20 Vgl. v. a. Beate Weifenbach: Patroklos – Patron und kampfbereiter Beschützer der Stadt Soest. In: Ilse Maas-Steinhoff (Hrsg.): *Stadtbürger im Schutz ihrer Heiligen*. Essen 2003, S. 11-28; Ulrich Lör: Vom Märtyrer zum Schutzpatron. Zur Überlieferung der Vita des hl.

ne solche Einzeldarstellung des Soester Stadtheiligen in der Marienkirche zu Lübeck, der städtischen Pfarrkirche, wirkt daher ungewöhnlich. Eine Erklärung liefert die mögliche Auftraggeberschaft eines Soester Bürgers, der in der Zeit der umfassenden Neuausstattung im hohen Chor und den östlich anschließenden Scheitelkapellen durch die gesellschaftlich führenden, ratsfähigen Familien der Stadt die Patroklustafel für einen Nebentalar stiftete²¹. Aufgrund der Bildkomposition, des Betrachterstandpunktes sowie der Lichtführung und Spiegelungen auf dem Harnisch des Heiligen ist eine Aufhängung an einer Pfeilervorlage über einem Altar, der sich an der Nordseite des Langhauses befand, wahrscheinlich.

Die primäre Funktion von Stadtansichten auf religiösen Tafelgemälden des 15. Jahrhunderts war die Gestaltung des Hintergrundes in der Absicht, eine „Weltstadt“ als göttliche Schöpfung darzustellen und gleichzeitig ein Symbol Jerusalems in das Bildgeschehen zu integrieren. Gerade Jerusalem galt als Idealbild einer Stadt und illustrierte die mittelalterliche Vorstellung von Gottes Reich, das einer mit Mauern befestigten Stadt glich²². Dabei verwendeten die Maler typische Chiffren für Darstellungen des Himmlischen Jerusalems wie eine Mauer mit zwölf Stadttürmen, einen markanten Sakralbau in der Mitte des quadratischen oder runden Stadtgrundrisses sowie Zinnen auf der Mauer. Symbolisch konnte auch nur ein von zwei Türmen flankiertes und mit einem Kreuz bekröntes Stadttor gezeigt werden. Dieses wurde zugleich häufig auch als Symbol Roms gedeutet, der irdischen Entsprechung des Himmlischen Reiches sowie Ort der frühchristlichen Heiligen, der Reliquien und Kirchtürme²³.

Die Soestansicht auf der Patroklustafel kann somit stellvertretend für Jerusalem verstanden werden, bei der die Türme der Stadtsilhouette auch hier als christliche Symbole für die Stadt stehen²⁴. Gleichzeitig sollte der Betrachter das Heilsgeschehen vor dem inneren Auge an einen ihm gut bekannten Ort verlegen, um sich in die Andacht vertiefen zu können²⁵.

Patroklus und seiner Reliquientranslation. In: Philipp Demandt (Red.): *Capsa gloriosi martiris beati Patrocli nostri patroni*. Der Schrein des hl. Patroklus aus Soest. Berlin 2004 (Patrimonia 280), S. 15-20, hier S. 19. – Einzelnachweise in Wolf-Herbert Deus: *Ikonographie des hl. Patroklus*. In: *Soester Zeitschrift* 70 (1957), S. 39-74, mit mehreren Nachträgen.

21 Diese Neuausstattung ist zwischen 1492 und 1524 anzusetzen, vgl. Uwe Albrecht: *Auf den Spuren eines verlorenen Denkmalensembles. Die spätgotische Chorausstattung der Lübecker Marienkirche*. In: Anna Moraht-Fromm (Hrsg.): *Kunst und Liturgie. Choranlagen des Spätmittelalters – ihre Architektur, Ausstattung und Nutzung* [Blaubeurer Tagung über „Kunst und Liturgie im Spätmittelalter“ (September 2001)]. Ostfildern 2003, S. 113-139, hier S. 135.

22 Vgl. Johanek (wie Anm. 10), S. 30.

23 Vgl. Michalski (wie Anm. 2), S. 46; Johanek (wie Anm. 10), S. 31.

24 Vgl. Michalski (wie Anm. 2), S. 46; Roeck (wie Anm. 4), S. 35.

25 Vgl. Suckale (wie Anm. 5), S. 374.

Dies gilt im Kontext der Patrokuluslegende zwar weniger als etwa im Passionsgeschehen, kann hier jedoch durch die kompositorische Verknüpfung der Heiligendarstellung im Vordergrund und ihrer Verortung in eine fiktive Hofanlage, die durch den Weg im Mittelgrund mit der Stadtarchitektur im Hintergrund verbunden ist, erreicht werden. Der Maler bediente sich dazu einer realistisch-naturalistischen Darstellungsweise des jugendlichen Ritterheiligen. Dessen leichte Körperdrehung eröffnete dem andächtigen Betrachter die geistige Möglichkeit, dass Patrokulus leibhaftig und mühelos die Stufen hinabsteigen, über den Innenhof auf den Weg treten könnte, um sich schließlich in die Stadt zu begeben. Das religiöse Geschehen impliziert in einer Überblendung der Ebenen die Heiligenlegende des Patrokulus, den historischen Stadtmythos des Sieges über die Abhängigkeit der Kölner Erzbischöfe sowie einen transzendentalen Bezug des Betrachters zu seiner empirischen Lebenswelt, seinem Heimatort. Die einzelnen raumillustorischen Bildelemente und künstlerischen Mittel verstärken die innere Einkehr und Andacht. Dies erreicht der Maler vor allem durch das an der Kirchenarchitektur orientierte Gehäuse, das sich als Privatkapelle in den tatsächlichen Raum der Marienkirche integriert, sowie ferner durch das den Bildrand überschneidende, erhobene Schwert des Patrokulus. Beide Motive stellen einen direkten, raumüberschreitenden Bezug zum Betrachter her. Nicht zuletzt konnte so dem malerischen Können des Künstlers sowie der Schaulust der Gläubigen Rechnung getragen werden²⁶. Für das grundsätzliche städtische Selbstverständnis war die Identifikation mit der Stadt vor allem durch ihre Befestigung gegeben, dabei dienten die zinnenbewehrte Mauer und charakteristische Türme und Tore als Erkennungsmerkmal²⁷. Das Stadtbild fungierte als Metapher für die nicht fassbare Wirklichkeit und verbildlichte einen Teil der Identität der Stadtbewohner. Durch eine Individualisierung der Stadtvedute durch eindeutig zu identifizierende topographische Begebenheiten erkannte sich der Betrachter also selbst in der Stadtansicht wieder und identifizierte sich mit der Bürgerschaft, ihren Werten und Rechten²⁸. Als Ort eines sakralen Geschehens wird die im Hintergrund liegende Stadtansicht Soests auch hinsichtlich ihrer Repräsentationsfunktion dargestellt. Die enge thematische wie kompositorische Verknüpfung mit dem den Vordergrund beherrschenden Patrokulus als Stadttroldand demonstriert die Überlegenheit und das Selbstverständnis der Soester Bürgerschaft, die den Ritterheiligen als *Patron*, *Intercessor* und *Defensor* verehren²⁹. So erscheint Soest einerseits

26 Vgl. ebd., S. 375.

27 Vgl. Johanek (wie Anm. 10), S. 30.

28 Vgl. Roeck (wie Anm. 3), S. 11f.

29 Zu den Begriffen vgl. Hans-Jürgen Becker: *Defensor et patronus. Stadtheilige als Reprä-*

als politisch gefestigte Stadt, andererseits als heiliger Ort des Sieges während der Soester Fehde mit Hilfe der Reliquien des Heiligen. Die Verbindung von Bildmotiven wie der Stadtarchitektur und Heiligen findet ihren Ursprung in den Stadtsiegeln des 12. Jahrhunderts. Die Kombination von Schutzpatronen und charakteristischen Architekturchiffren bildete so erstmals in Trier und Köln ein Signum für die jeweilige Stadt, ähnlich wie dies für Soest auf der Patroklustafel angedeutet wird³⁰. Gerade in Zeiten der Erneuerung des antiken Städtelobes und eines gewissen Lokalstolzes enthielten im ausgehenden 15. Jahrhundert vermehrt Stadtprospekte auf religiösen Gemälden realistische Bezüge zu ihren Vorbildern, die schließlich in Veduten ihren Höhepunkt fanden³¹. Wie zuvor literarisch, so wurden nun auch bildlich Geschichte, Reichtum oder wirtschaftlicher Erfolg von bestimmbar Städten gepriesen³². Im Mittelalter zählte Soest zu den bedeutendsten Städten Westfalens mit etwa 10.000 Einwohnern um das Jahr 1500. Die Mitgliedschaft in der Hanse führte Soester Kaufleute in den gesamten Ostseeraum. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass eine realitätsnahe Ansicht der Stadt ähnlich wie bei den großen Metropolen Köln oder Augsburg in diesem Zeitraum in Auftrag gegeben wurde. Die zunehmende Mobilität durch Handels- und Pilgerreisen trug ihr Übriges bei und ermöglichte Malern durch Berichte oder sogar eigene Aufenthalte vor Ort entsprechende Darstellungen auszuführen³³.

Über die Maltechnik der Patroklusdarstellung lassen sich aufgrund des verlorenen Originalwerkes nur bedingt Aussagen treffen. Anhand der herausragenden malerischen Qualität, der Malweise, Komposition sowie bestimmter Motive lässt sich jedoch ein Maler erkennen, der in den südlichen Niederlanden geschult wurde. Enge stilistische Bezüge zeigen sich vor allem zum Werk Hans Memlings, das der uns unbekannte Maler der Patroklustafel zwischen 1470 und 1490 gekannt haben muss. Es lässt sich hingegen nicht sagen, ob er in den Südniederlanden, am Niederrhein oder in Westfalen arbeitete – Vergleichswerke haben sich nicht erhalten. Ferner kann nicht festgestellt werden, ob dem Maler die Silhouette Soests aus eigener Begegnung vertraut war, ob er sich üblicher Vorlagen bediente oder auf Reiseberichte zurückgriff. Im Folgenden soll eine kunsthistorische Einordnung vor allem mit Hinblick auf realitätsnahe Stadtansichten

sentanten einer mittelalterlichen Stadt. In: Jörg Oberste (Hrsg.): *Repräsentationen der mittelalterlichen Stadt*. Regensburg 2008, S. 45-63, hier S. 48f.

30 Vgl. Johanek (wie Anm. 10), S. 34.

31 Vgl. Suckale (wie Anm. 5), S. 375.

32 Vgl. Cesare de Seta: *Eine deutsche Städteikonographie in europäischer Perspektive*. Geleitwort. In: Behringer/Roeck (wie Anm. 2), S. 11-12, hier S. 11.

33 Vgl. Roeck (wie Anm. 3), S. 21f.

im Werk des Derick Baegert aus Wesel sowie Hans Memlings aus Brügge vorgenommen werden.

Die bislang früheste bekannte Darstellung einer westfälischen Stadt wird gemeinhin der Ansicht Dortmunds auf dem prominentesten Werk des Weseler Malers Derick Baegert (um 1440 bis um 1510), dem 1470 von Herzog Johann I. von Kleve-Mark gestifteten Hochaltarretabel in der Dortmunder Propsteikirche, zugesprochen³⁴. Diese befindet sich auf der Innenseite des linken Flügels im Hintergrund der hl. Sippe neben weiteren Bauwerken der klevisch-märkischen Dynastie³⁵. Auf der Mitteltafel malte Baegert im Hintergrund einer Kalvarienbergdarstellung in einer hügeligen, weiten Landschaft zahlreiche Bauwerke, die aneinandergereiht den Eindruck einer weiteren mittelalterlichen Stadt vermitteln. Gleichwohl handelt es sich hier um additive Bauwerke, die vereinzelt identifiziert werden können und nur in ihrer Gesamtschau eine fiktive Stadt entstehen lassen³⁶. Als Andeutung des Himmlischen Jerusalem, das ikonographisch das Kreuzigungsgeschehen verdeutlicht, ist ein runder Zentralbau zu erkennen, der den Felsendom impliziert. Weitere Bauwerke mit tatsächlichen Vorbildern erkannte Wolfgang Rinke als den Schwanenturm der Burg Kleve, die Antoniter- und Predigerkirchen in Wesel, den Zollturm in Büderich bei Wesel, die Klosterkirche zu Oberndorf bei Wesel sowie den Palas der Klever Bürger³⁷. Ferner befindet sich eine weitere authentische Stadtansicht im Werk Derick Baegerts auf einer Beweinungsszene, die zu einem Flügel eines verlorenen Retabels gehört, das vermutlich auf dem Hochaltar der Kirche zu Werth aufgestellt war³⁸. Paul Pieper identifizierte die Ansicht einer Kleinstadt mit ihrer großen Burganlage und niedrigen Stadtmauer als eine Abbeviatur der Stadt Werth, heute Isselburg, von Süden³⁹. Wie der

34 Dortmund, Propsteikirche. Hochaltarretabel. Triptychon. Mitteltafel H. 230 cm, B. 394 cm. Öl/Tempera auf Eiche. Derick Baegert. 1470 von Herzog Johann I. von Kleve-Mark gestiftet, 1476 vollendet, vgl. Luckhardt (wie Anm. 6), S. 64. – Wolfgang Rinke: Memoria im Bild. Das Altar-Retabel des Derick Baegert aus Wesel in der Propsteikirche zu Dortmund. Kalkar, Bielefeld 2004 (Schriften der Heresbach-Stiftung Kalkar 13), S. 43-54.

35 Vgl. ebd., S. 123f. Dabei handelt es sich um einen Bergfried, der aller Voraussicht nach der Burg Altena zuzuordnen ist, den Palas der Klever Bürgerschaft sowie den Johannisturm.

36 Vgl. ebd., S. 82.

37 Vgl. ebd., S. 82-97.

38 Münster, Westfälisches Landesmuseum, Inv. Nr. 59 WKV, 1047 LM. Tafel mit der Szene der Beweinung, Teil eines Retabelflügels, auf der Rückseite die Geißelung. Zugehörig wohl ein Retabelflügel mit der Gethsemaneszene sowie der Kreuztragung, Zuschreibung an Derick Baegert, um 1480-1500; vgl. Paul Pieper: Eine unbekannte Stadtansicht von Derick Baegert. In: Westfalen 51 (1973), S. 125-135; ders. (Bearb.): Die deutschen, niederländischen und italienischen Tafelbilder bis um 1530. 2. Aufl. Münster 1990, S. 346-358, Kat. Nr. 168.

39 Vgl. Pieper, Stadtansicht (wie Anm. 38), S. 126-131; Luckhardt (wie Anm. 6), S. 64; Pieper, Tafelbilder (wie Anm. 38), S. 353.

Maler der Stadtansicht Soests auf der Patroklustafel verwendete Baegert sowohl realitätsnahe Profilansichten, wie er es für Werth oder Dortmund zeigte, als auch markante Einzelbauwerke, die vor allem ikonographisch auf die Stifter des Retabels hinwiesen und diesen zur Identifikation wie zur Repräsentation dienten.

Die Komposition der Stadtansicht Soests mit einem leicht erhöhten Betrachterstandpunkt folgt der Malweise Hans Memlings (um 1435-1494), wie er sie etwa auf seiner Panoramaansicht der Sieben Freuden Mariens von 1480 anwendete⁴⁰. Durch diesen Standpunkt blickt der Betrachter über eine flache Landschaft auf die Stadt und erkennt Binnenstrukturen, die durch Überschneidungen von Architekturelementen angedeutet werden. Der sich windende Verlauf des Weges, der auf das Tor zuführt, sowie die Bäume im Mittelgrund sind ebenfalls Charakteristiken von Memlings Bildkompositionen, die traditionelle Landschaftsmotive aufnehmen⁴¹. Bei den im Hintergrund zu erkennenden Städten der Münchener Tafel handelt es sich um Bethlehem, Jerusalem und Emmaus, die keineswegs topographisch korrekt wiedergegeben sind. Auf flämischen Gemälden sind präzise und identifizierbare Städte ohnehin selten, Memling orientierte sich aller Voraussicht nach an zeitgenössischen Beschreibungen der Heiligen Stätten in Pilgerberichten⁴². Eine der wenigen realitätsnahen Ansichten im Werk Memlings ist die Darstellung Kölns auf drei Szenen des Reliquienschreins der hl. Ursula von 1489, die anhand der Darstellung des unvollendeten Domes mit einem Kran auf seinem Südturm unverkennbar ist⁴³.

Das komplexe Bildprogramm auf einem Tafelgemälde mit der Darstellung des Soester Stadtpatrons sowie einer identifizierbaren Stadtvedute spricht für einen Soester Kaufmann als Auftraggeber. Dieser war möglicherweise auch Ratsmann in Lübeck und kannte vielleicht das heute verlorene Patroklusgemälde im Rathaus seiner Heimatstadt, dem die Ratsherren vor Verhandlungsbeginn traditionell ihre Ehre erwiesen⁴⁴. In der

40 München, Alte Pinakothek, Inv. Nr. WAF 668. Die Sieben Freuden Mariens. Eiche. H. 81,3 cm, B. 189,2 cm. Hans Memling, 1480; vgl. Dirk de Vos: Hans Memling. The Complete Works, London 1994, S. 173-179, Kat.-Nr. 38, Abb. S. 174-175.

41 Vgl. Catherine Reynolds: Memling's Landscape and the Influence of Hugo van der Goes. In: Hélène Verougstraete-Marcq, Roger van Schoute, Maurits Smeyers (Hrsg.): Memling Studies. Proceedings of the International Colloquium (Bruges, 10-12 November 1994), Leuven 1997, S. 163-171, hier S. 169.

42 Vgl. Maurits Smeyers, *Analecta Memlingiana: From Hemling to Memling - From Panoramic View to Compartmented Representation*. In: ebd., S. 171-195, hier S. 182.

43 Brügge, Sint-Janshospitaal, Memlingmuseum, Inv. Nr. 0.SJ 176.I. Reliquienschrein der hl. Ursula. Eiche. H. 87 cm, B. 33 cm, T. 91 cm. Hans Memling, 1489; vgl. de Vos (wie Anm. 40), S. 296-303, Kat. Nr. 83; Barbara G. Lane: Hans Memling. Master painter in fifteenth-century Bruges. London u. a. 2009, S. 43.

44 Vgl. Joseph Jansen: Der Triumph des Heiligen Patroklos. In: Propstei-Kirchengemeinde

Darstellung des Heiligen als Stadtroland betonte der Auftraggeber durch das Gemälde zudem den für ihn bedeutsamen Grundsatz der städtischen Autonomie und der Herrschaft des Stadtrates. Die Aufhängung der Patroklustafel in der städtischen Pfarrkirche in Lübeck entspricht ferner der traditionellen Aufstellung von Rolandsstatuen an zentralen, verkehrsreichen Orten in der Nähe des Marktplatzes oder Rathauses⁴⁵. Soest und Lübeck waren im Mittelalter hinsichtlich des Groß- und Seehandels eng verbunden. Erste Einwanderer aus Soest werden in Lübeck Anfang des 14. Jahrhunderts erwähnt; in den folgenden Jahrhunderten sind in Lübeck zahlreiche Testamente mit Stiftungen für Soester Kirchen überliefert⁴⁶. Eine nahezu monopolartige Stellung Soests im gesamten Ostseeraum bestand etwa im Eisen- und Stahlhandel⁴⁷. Der individualisierte Gehalt des Tafelbildes ist vor allem auf der Ebene der Frömmigkeitspraxis bedeutend und steht im Kontext des Aufstellungsortes. Die Stadt Soest wird so in Lübeck als Pilgerziel hervorgehoben, wobei der Rang der Stadt durch die Präsenz der Reliquien des hl. Patroklos verstärkt wird. Die untrennbare Verbindung des Heiligen und der Stadt, sowohl inhaltlich als auch malerisch, drückt die Heilsgemeinschaft der Einwohner Soests aus und wirkt zugleich identitätsstiftend für den Auftraggeber dieses Gemäldes⁴⁸. Eine vergleichbare Funktion hatte eine großformatige Stadtansicht Lübecks auf der Totentanzdarstellung von Bernt Notke (um 1463/66) in derselben Kirche, nur wenige Meter entfernt in der Kapelle des nördlichen Querschiffs, die dem Auftraggeber mit Sicherheit bekannt war. Die Lübecker Patroklustafel zeigt demnach eine bisher unbekannte, detaillierte Stadtdarstellung aus dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts mit realistischen Bezügen zur lokalen Topographie des spätmittelalterlichen Soest, vor allem durch die Signatur mit der charakteristischen Marienkapelle vor den Stadtmauern, dem Grandwegertor sowie dem Stadtpatron, dessen Haupt zentral vor der gleichnamigen Stiftskirche positioniert wurde.

St. Patrokli (Hrsg.): Der heilige Patroklos. Festschrift zur Tausend-Jahrfeier der Reliquienübertragung nach Soest am 5. Juli 1964. Soest 1964 (Soester wissenschaftliche Beiträge 26), S. 18-22, hier S. 20.

45 Vgl. Gudrun Wittek: Rolande als Sinnbilder für mittelalterlichen Stadtfrieden? In: Dieter Pötschke (Hrsg.): Rolande, Kaiser und Recht. Zur Rechtsgeschichte des Harzraumes und seiner Umgebung. Berlin 1999 (Harz-Forschungen 11), S. 158-187, hier S. 159-160.

46 Vgl. Emil Dösseler: Soests auswärtige Beziehungen besonders im hansischen Raum. Teil 1. Soest 1988 (Soester Zeitschrift 100) (Soester Beiträge 49), S. 54.

47 Vgl. ebd., S. 56.

48 Vgl. Roeck (wie Anm. 3), S. 14f.

NILS LENKE, NICOLAS ROUDET

„SPAM“ IM 16. JAHRHUNDERT? EIN BRIEF DES MATHEMATICUS NICOLAUS RENSBERGER IM STADTARCHIV SOEST UND SEINE HINTERGRÜNDE

Am 28. Dezember 1577 schrieb „Nicolaus Rensperg, Mathematicus“, aus Jena an die Stadt Soest und bot ihr seine Dienste an¹. Wer war er und warum glaubte er, die Stadt Soest könne Interesse an seinen Diensten haben? Eine mögliche Antwort kann nach einem detaillierten Blick in den Brief sowie der Hinzuziehung weiterer Quellen versucht werden.

Zum einen erwähnt Rensberger (wie er in anderen Quellen heißt) in seinem Brief, dass er schon seit etlichen Jahren *Prognostica* drucken lasse und auch auf das kommende Jahr 1578 eine solche Kombination aus *Kalender* und *Practica* erstellt habe. Damit stand Rensberger nicht alleine. Astronomie war im 16. Jahrhundert noch nicht die Wissenschaft kosmologischer Modelle (auch wenn Kopernikus bereits sein heliozentrisches Weltbild veröffentlicht hatte). Stattdessen stand in ihrem Mittelpunkt das Bemühen, die Position der Fixsterne und die (scheinbare) Bewegung der Planeten gegen die Fixsterne möglichst genau zu erfassen und zu berechnen. Ergebnisse, die mithilfe jahrelanger Beobachtungen mit dem bloßen Auge oder eigens angefertigten Visierinstrumenten erzielt worden waren, wurden durch mathematische Modelle der Planetenbewegungen in Tabellen umgerechnet, die die Planetenbewegungen sowie die astronomischen Ereignisse, die mit Sonne und Mond zusammenhingen (Sommer- und Winteranfang usw.), auf Jahre vorhersagten. Darauf basierend wurden zahlreiche jährliche Kalender herausgegeben, die als Schreibkalender ebenfalls Raum für eigene Aufzeichnungen boten².

Eng damit verbunden war die Astrologie, die als die „nährische Tochter der Astronomie“ (Kepler) noch nicht streng von der Astronomie getrennt war und die Vorhersage des Wetters, aber auch politischer Ereignisse aus den Planetenbewegungen zum Ziel hatte. Oftmals wurden daher den Kalendern „Prognostica“ beigegeben, die „Practica“, also Vorhersagen für den Jahreslauf beinhalteten. Die Autoren solcher Werke rekrutierten sich

1 Stadtarchiv Soest, A 7232.

2 Siehe zum Überblick über diese Gattung Klaus-Dieter Herbst: Verzeichnis der Schreibkalender des 17. Jahrhunderts. Jena 2008.

aus vielen Berufen, wobei Pfarrer die stärkste Fraktion bildeten: Um 1600 waren von 160 bekannten Kalendermachern 36 Pfarrer³. Durch die oben beschriebene Art und Weise, wie Astronomie betrieben wurde, lag aber auch die Kombination der Astronomie mit der praktischen Mathematik, der Landvermessung (bei der ebenfalls gepeilt und trianguliert wurde) und auch mit der handwerklichen Anfertigung astronomischer Geräte nahe. So war der etwas später als Rensberger lebende Johann Krabbe in einer Person Goldschmied, Instrumentenbauer, Landmesser, Kartenzeichner, Büchsenmacher, Feuerwerker, Kupferschmied, Leib- und Kammerdiener, Mathematiker, Kalendermacher, Astronom und Astrologe⁴. Ähnlich scheint es um Rensberger bestellt gewesen zu sein, denn fast alles, was wir von ihm wissen, basiert auf seinen Werken, und darunter befinden sich neben den Kalendern und „Prognostica“ auch astronomische und mathematische Lehrbücher, vor allem zur Geometrie und ihren Anwendungen, aber auch von ihm hergestellte astronomische Instrumente. Dabei ist die Rezeption durch die Jahrhunderte nicht immer freundlich mit seinen gedruckten Werken umgegangen. Seiner „Astronomia teutsch“, dem zweiten Lehrbuch der Astronomie in deutscher Sprache, wird attestiert, es enthalte fast nur „astrologischen Kram“⁵. Und zu seiner „Geometria“ heißt es in einer Besprechung u. a.: „Auf diese Art aus einem Stande zu messen konnte jede[m] Mathematicus leicht fallen, und mancher hielt es vielleicht nicht der Mühe werth es zu beschreiben.“⁶

Die Besonderheit an Rensbergers Veröffentlichungen ist daher nicht so sehr ihre Qualität, sondern die Art und Weise, wie er mit ihnen umging.

-
- 3 Jürgen Hamel: Die Rezeption des mathematisch-astronomischen Teils des Werks von Nicolaus Copernikus in der astronomisch-astrologischen Kleinliteratur um 1600. In: Bernhard Fritscher/Gerhard Brey (Hrsg.): *Cosmographica et Geographica*. Festschrift für Heribert M. Nobis zum 70. Geburtstag. 1. Halbband. München 1994 (Algorismus 13), S. 315-335, hier S. 329.
 - 4 Karl Brethauer: Johannes Krabbe Mundensis. Goldschmied, Instrumentenbauer, Landmesser, Kartenzeichner, Büchsenmacher, Feuerwerker, Kupferschmied, Leib- und Kammerdiener, Mathematiker, Kalendermacher, Astronom und Astrologe – Diener der Herzöge Julius, Heinrich Julius, Friedrich Ulrich am Hof zu Wolfenbüttel. In: *Braunschweigisches Jahrbuch* 55 (1974), S. 72-89.
 - 5 Rudolf Wolf: *Geschichte der Wissenschaften in Deutschland*, Neuere Zeit. Bd. XVI: Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 433. Trotzdem erreichte das Werk eine weite Verbreitung, auch Landgraf Wilhelm IV. von Hessen-Kassel, einer der größten Astronomen seiner Zeit und der Astrologie gegenüber skeptisch eingestellt, bewahrte ein Exemplar in seiner Sternwarte auf, siehe John H. Leopold: *Astronomen. Sterne. Geräte*. Landgraf Wilhelm IV. und seine sich selbst bewegenden Globen. Luzern 1986, S. 216.
 - 6 Abraham Gotthelf Kästner: *Geschichte der Mathematik seit der Wiederherstellung der Wissenschaften bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts*. Bd. 1. Göttingen 1796, S. 668.

Bereits Cullière bemerkt⁷, dass jede Auflage der „Astronomia teutsch“ Rensbergers, von denen zwischen 1568 und 1578 nahezu jährlich eine erschien, einen identischen Text (sogar der Widmung), aber jeweils einen anderen Widmungsempfänger aufwies, und vermutet eine kommerzielle Absicht. Dass Autoren ihre Werke Fürsten oder anderen Persönlichkeiten dedizierten, war durchaus nichts Ungewöhnliches. Autoren verfolgten mit der sorgfältigen Auswahl des Dedikationsempfängers nach Konfession und anderen Kriterien oft strategische Ziele, etwa wenn sie auf der Suche nach einem neuen Arbeitgeber waren⁸. Auch, dass damit die Erwartung verbunden war, eine geldliche Belohnung zu bekommen, war durchaus üblich. So erhielt der bereits erwähnte Johann Krabbe 1615 von seiner Heimatstadt Münden für drei dem Rat verehrte Prognostica eine Mark 27 Groschen und für ein verehrtes astronomisches Werk zwölf Mark⁹. Bei den meisten Autoren stand dies jedoch nicht im Vordergrund. Doch aus dem zunächst „verschämten“ Mittel, sich Geld zu verschaffen, wurde später, wie Kapp schreibt, ein „unverschämtes Mittel, sich einen kleinern oder größern Nebenverdienst zu schaffen. Natürlich wurde mit diesen unterthänigsten und allerunterthänigsten Dedikationen auf die Eitelkeit der Gönner spekuliert und besonders gern reichen Mäcenaten, vornehmen Herren und dem Rate der großen Reichsstädte gehuldigt.“¹⁰ Dabei fingen die solcherart beglückten Widmungsempfänger mit der Zeit an sich zu wehren:

„Allmählich bildete sich eine feststehende Praxis für Behandlung dieser Bettelei aus, die mit dem Jahre 1570 besonders stark wurde. Verleger oder Verfasser behielten sich sogar vertragsmäßig die Dedikation vor. Ein im königlich sächsischen Geheimen Hauptstaats-Archiv befindlicher Band (Loc. 7208) zählt von 1571 bis 1670 nicht weniger als 192 ‚von unterschiedenen Autoribus beschehene Dedikationes an die Kurfürsten von Sachsen‘. Fast jedes deutsche Archiv enthält derartige Verzeichnisse. In der Stadt Zürich sind von 1670 bis 1685 nicht weniger als 38 solcher Dedikationen erledigt. Adlige Schriftsteller erhielten eine größere Vereh-

7 Alain Cullière: Les écrivains et le pouvoir en Lorraine au XVI^e siècle. Paris 1999, S. 148: „Par ailleurs, on peut qualifier de commerciales certaines pratiques qui concernent les auteurs moins féconds et qui consistent à changer le nom du dédicataire. C’est le cas notamment pour l’ „Astronomia“ de Nicolas Rensberger, mathématicien de Fribourg-en-Brisgau. L’œuvre a été réimprimée presque annuellement à Augsbourg, entre 1569 et 1578, sans autre variante que le nom de dédicataire, placé au début d’une épître inchangée et parfaitement impersonnelle.“

8 Siehe z. B. Nadezda Shevchenko: Eine historische Anthropologie des Buches. Bücher in der preußischen Herzogsfamilie zur Zeit der Reformation. Göttingen 2007, S. 176ff.

9 Brethauer (wie Anm. 4), hier S. 74f.

10 Friedrich Kapp: Geschichte des Deutschen Buchhandels bis in das siebzehnte Jahrhundert. Leipzig 1886, S. 316.

rung als bürgerliche, Gelehrte von Ruf mehr als sonstige Schriftsteller, Glaubensgenossen wurden besser behandelt als die Angehörigen anderer Konfessionen. Unbedeutende Autoren wurden häufig mit höchstens ein paar Thalern oder Gulden abgespeist, oder auch bedeutet, es nie wieder zu wagen, „sich mit ähnlichen Anerbietungen unangenehm zu machen.“ Die Fürsten wurden bald so gleichgültig gegen solche Geschenke, daß sie nicht mehr darauf antworteten, im günstigsten Falle sich nach langer Verzögerung eines Bescheids von ihren Ministern dazu drängen ließen, oder auch kurzer Hand ablehnten. Die Kurfürsten von der Pfalz waren im 16. Jahrhundert wohl die freigebigsten unter ihren Standesgenossen, die von Sachsen als Landesherren von Leipzig dagegen öfter heimgesucht und die Hohenzollern auf diesem Ohr ziemlich taub. In den Reichsstädten behandelte man die Dedikanten je nach Laune und zahlte je nach dem Inhalt der Stadtkasse.“¹¹

Dass Rensberger einer derjenigen war, die ihre Werke ganz gezielt zur Jagd nach Prämien einsetzten, wird wahrscheinlich, wenn man sich die zahlreichen Spuren ansieht, die er diesbezüglich in den Archiven hinterlassen hat. Dabei muss man berücksichtigen, dass wir von ihm nur in den Jahren 1564-1577 hören und dass sich auch aus dieser Zeit sicher nur ein Bruchteil einschlägiger Zeugnisse erhalten hat. Auffällig ist dabei auch die Vielzahl der Orte, an denen sich Rensberger in diesen 13 Jahren aufgehalten haben soll. In fester Stellung, z. B. als Hofmathematiker, war er wohl nirgends. Und seine Widmungsempfänger sind breit gestreut: vom katholischen Süden bis zum protestantischen Norden, von Fürsten über Kirchenmänner bis zu Städten. Biographisches von Nicolaus Rensberger ist kaum bekannt. Das „Allgemeine Gelehrten-Lexikon“ von Jöcher (in der Ergänzung von Adelung) kennt ihn zwar, aber nur mit dem äußerst knappen Eintrag: „Rensberger (Nicol.) ein Mathematikus, gab ein Buch vom Feldmessen zu Augsburg 1668 in 8. heraus“¹², wobei es natürlich 1568 heißen müsste.

Das erste Zeugnis, das wir von ihm haben, ist möglicherweise die undatierte Handschrift *Von finsternisse der Sonnen vnd des Mons, so von dem 1560. Jar sich bies in das 1565. Jar erstreckhen werden*, von *Nicolaus Renspergk junior, Saxo*¹³. Gesichert ist danach eine 1564 an die Stadt

11 Ebd., S. 317.

12 Johann Christoph Adelung: Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrten-Lexico..., Bd. 6. Leipzig 1817, Sp. 1814.

13 Staatsbibliothek Berlin, Ms. Germ. Quart 576, Nr. 5, siehe Hermann Degering: Kurzes Verzeichnis der germanischen Handschriften der Preussischen Staatsbibliothek. II. Die Handschriften in Quartformat. Leipzig 1926, S. 104.

Augsburg übersandte Tischuhr.¹⁴ Zu dieser Zeit war er in Coburg tätig. Da Coburg der einzige Ort ist, an dem er mehrmals nachzuweisen ist, könnte man hier seinen Herkunftsort vermuten; dies passt auch zum *Saxo* aus der erwähnten Handschrift. Dafür, oder zumindest nicht dagegen, spricht auch, dass eine Analyse der Sprache seiner 1565 erstellten „Geometria“ diese als „hochdeutsch mit wenigen spezifisch nordbairischen Formen“ bezeichnet¹⁵. Zudem ist ein Caspar Rensperger 1531 Bürgermeister von Coburg¹⁶, er käme als Verwandter Nikolaus' in Frage. Die genannte handschriftliche „Geometria“ (heute in Heidelberg¹⁷) ist datiert auf den 17. Februar 1565 und Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz gewidmet, also einem ausgeprägt protestantischen (reformierten) Fürsten; der Autor nennt sich hier *Nicolaus Renspergensis Mathematicus*. Im Jahr darauf, 1566, ließ Rensberger sowohl in Dresden bei Stöckel als auch in Augsburg bei Franck ein Prognosticon drucken¹⁸. Ein Exemplar der Augsburger Edition findet sich heute in der Bayerischen Staatsbibliothek München; es ist ohne Dedizierung und ohne Ort, aber mit einem Melanchthon-Zitat versehen¹⁹. Eine handschriftliche Fassung des Prognosticons ist an Joachim Ernst von Anhalt dediziert und befindet sich heute in Dessau²⁰.

Ebenfalls noch 1566 erstellte Rensberger als *Nicolaus Renßberger Mathematicus* ein handschriftliches „Geometrisch Quadrantenbüchlein“²¹; es

- 14 Dorothea Diemer u. a. [Bearb.]: Die Münchner Kunstkammer. Bd. 2 – Katalog Teil 2 [= Bayer. Akad. d. Wiss., Philosophisch-Historische Klasse, Abhandlungen. NF 129]. München 2008, S. 592.
- 15 Karin Zimmermann: Elektronischer Katalogeintrag zu Cod. Pal. Germ. 508 der Universitätsbibliothek. Heidelberg 2008, <http://www.ub.uni-heidelberg.de/digi-pdf-katalogisate/sammlung2/werk/pdf/cpg508.pdf>, zuletzt aufgerufen am 9.11.2012.
- 16 Johann Adolph von Schultes: Sachsen Coburg-Saalfeldische Landesgeschichte. Erste Abtheilung. Coburg 1818, S. 33; andere Quellen geben den Namen allerdings als „Ramsberger“ an.
- 17 UB Heidelberg, Cod. Pal. Germ. 508, elektr. <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg508>, zuletzt aufgerufen am 23.10.2012.
- 18 Vgl. Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des 16. Jahrhunderts (VD 16) (<http://www.bsb-muenchen.de/16-Jahrhundert-VD-16.180.0.html>), ZV 13090: Renßberger, Nikolaus: Practica Teütsch/ auff das 1567. Jar/ biß in das 1569. werende/ vnd ist auff jedes Jar sein iudicium insonderheit gestellet ... auß rechter kunst der Astronomey vnd Astro=logey/ durch Nicolaum Rensbergensem &c. Mathematicum ... Augsburg: Franck 1566 bzw. VD 16, ZV 13091: Renßberger, Nikolaus: Practica Deutsch: auff das 1567. 68. 69. bis in das 70. Jar werende: Vnd ist auff jedes Jar/ sein Judicium in sonderheit gestellet/ Und was sich in solcher zeit in allerley hendeln zutragen werde/ ist ... mit allem fleis beschrieben worden/ und gerechnet aus rechter Kunst der Astronomey vnd [...] Dresden: Stöckel 1566 letzter Aufruf am 9.11.2012.
- 19 BSB München, elektron.: http://daten.digitale-sammlungen.de/~db/0003/bsb00032989/image_1; letzter Aufruf am 6.9.2011.
- 20 Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen Anhalt, Abt. Dessau, Signatur Nr. 178, Hs. 283 nach Paul Oskar Kristeller: Iter Italicum, Bd. III, elektronische Version.
- 21 BSB München, Signatur: Hss 4 Inc.s.a. 918#Beibd.7; elektron.: <http://daten.digitale->

ist datiert (Bamberg 15. April 1566) und dediziert an Wolfgang Pfalzgraf bei Rhein (1526-1569), wiederum einen großen Unterstützer der Reformation. Doch zur gleichen Zeit knüpft Rensberger anscheinend Kontakte zu Albrecht V. von Bayern, einem streng katholischen Fürsten, wie Auszüge aus den Hofzahlamtsrechnungen aus den Jahren 1566-69 ergeben²²: *Nicolaus Rensbergensis so meinem g.f. vnd herrn etc. ein Prognosticon dedicirt Verehrung 20 fl.* (1566), *Nicolaus Renspergensis Mathematicus hat meinem G.F. vnd H. etliche Laßzetln dedicirt, ist verehrt 2fl. 2ß* (1566), *Niclasen Rennsberger vmb das ehr meinem g.f. vnd Herrnn Ain Puechel dedicirt 6fl. 6ß* (1567), *Niclasen Rensperger von Augspurg Vererung 13fl. 4ß 6d* (1568), und schließlich *Niclasen Rensperger so was dedicirt 6 fl.* (1569).

Ebenfalls 1568 hatte Rensberger seine „Geometria“ in Augsburg drucken lassen; obwohl der Text nahezu identisch zur handschriftlichen Fassung ist, ist diese Ausgabe nun dem Augsburger Patrizier Melchior Linck gewidmet²³. Auch als Instrumentenmacher ist Rensberger 1568 noch tätig (wiederum in Coburg), wie ein „Universal-Compass“ beweist, heute im Uhrenmuseum in Wuppertal; dieser „vereinigt in sich die Funktionen einer dreifachen Sonnenuhr und die eines astronomisch kalendarischen Besteckes und Vermessungsgerätes.“²⁴

1569 erschien in Augsburg erstmals seine „Astronomia teutsch“, wobei das Vorwort auf den 12. September 1568 datiert ist²⁵. Dediziert ist sie an den Augsburger Conrad Schwarz. Bereits aus dem Jahr 1567 stammt das

sammlungen.de/~db/bsb00007206/image_1; letzter Aufruf am 6.9.2011.

22 Otto Hartig: Die Gründung der Münchener Hofbibliothek durch Albrecht V. und Johann Jakob Fugger. In: Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Bd. 28 (1917), Heft 3, S. 304ff.

23 Zimmermann (wie Anm. 15). Druckexemplare dieser Ausgabe z. B. in der UB Dresden, Signatur Astron.530.rt.misc.9, elektron.: <http://digital.slub-dresden.de/id278497977>, in der BSB München, elektron.: http://daten.digital-sammlungen.de/~db/0002/bsb00024036/image_1, und in der ETH Zürich, Rar 4454, elektr.: <http://www.e-rara.ch/zut/content/titleinfo/134890>; letzter Aufruf am 6.9.2011.

24 Jürgen Abeler: Das Wuppertaler Uhrenmuseum. Berlin 1971, S. 16.

25 VD 16 (wie Anm. 18), R 1146: Renßberger, Nikolaus: ASTRONOMIA Teutsch/ Dergleichen vormals nye in druck außgangen/ darinn verfast seind vier Bücher. Im ersten ist ein gründtlicher vntrricht/ wie man den lauff aller Planeten gar behend rechnen/ vnd die figur des Himmels anstellen vnd auffrichten soll. Im andern Büch wirt tractirt vom effect vñ bedeutung der Finsternuß der Sonnen vnnd Mons/ vnd auch der Planeten der reuolution der welt. Im dritten Büch wirst du ... vnderricht/ wie du ein jedes iudicium vber ein jede Natiuitet des menschen stellen kanst/ vnd jm sein glück vnd vn=glück anzeigen. Im vierdten Büch wirdt angezeigt/ was die Sterne dem gebornen ein jedes Jar ... anzeigen vñ bedeu=ten ... an tag geben vnd beschrieben worden/ Durch NICOLAVM RENSBERGENSEM, Mathematicum. Augsburg: Franck 1569. Z. B. ETH Zürich Rar 4296, elektr.: <http://www.e-rara.ch/zut/content/titleinfo/712783>; letzter Aufruf am 6.9.2011.

Manuskript des Werkes, das Rensberger ebenfalls dem Fugger-Mitarbeiter Veit Konrad Schwarz (*1541) gewidmet hatte²⁶.

Gleichfalls das Druckjahr 1569 trägt ein Exemplar, das sich heute in München befindet; interessanterweise ist das Vorwort mit der Dedizierung an *Herrn Vdalrico Probst des Klosters Thiessen* auf den 6. Juni 1570 datiert²⁷! Bereits 1570 erschien die nächste Ausgabe, ebenfalls bei Franck in Augsburg²⁸ (aus dieser Ausgabe stammt die Abbildung auf der nächsten Seite²⁹), diesmal gewidmet an *Herrn Georgen Grueber Vatter des Klosters Rhedorff*³⁰; Wiederum datiert die Vorrede auf den 6. Juni 1570. Dass in den nächsten Jahren fast jährlich Neuauflagen mit jeweils wechselnden Dedizierungsempfängern erscheinen sollten, wurde oben bereits erwähnt. Noch 1570 begann Rensberger jedoch auch in Böhmen aktiv zu werden. Als *Nicolaus Rensperger Mathematicus in Passau* schickte er am 3. Mai dieses Jahres einen Brief an den Stadtrat von Iglau, um ihm ein Werk über den Kometen des Jahres 1569 zu dedizieren³¹. Basierend auf dem Archiv des adeligen Geschlechts der von Rosenberg berichtet Theodor Wagner von weiteren Aktivitäten Rensbergers in Böhmen:

„Der gleichfalls als Mathematiker hervortretende Nicolaus Rensberger a. Neuhof dedicirte (1570) Wilhelm von Rosenberg, als dem Freunde der Geometrie, erstlich von Passau einen Quadranten und, dafür mit einer Remuneration theilt, aus Pilsen ein ungenanntes Werk dieser Richtung. Endlich wollte er, in der Bergstadt Joachimsthal sich aufhaltend, die seit Anfang der Welt nicht dagewesene Erfindung eines bei Bergwerken, Schmelzhütten, Wasserkünsten und Mühlen anwendbaren Rades gemacht haben, welches unter Ausschluss der bisher bekannten bewegenden Kräfte ohne Unterlass herumkreise, und mittelst welchem man Tag und Nacht gegen 500 Ltr. Wassers selbst aus einer Tiefe von 100 Lachtern heben und auf einen hohen Berg leiten könne. Den nicht mehr vorhanden Abriss davon ließ er (7. Dec. 1570) aus Joachimsthal diesmal an Peter Bok von

26 Norbert Lieb: Die Fugger und die Kunst. Teil 2: Im Zeitalter der hohen Renaissance. München 1958, S. 89.

27 BSB München, elektron.: http://daten.digital-sammlungen.de/~db/0002/bsb00024727/image_1; letzter Aufruf am 6.9.2011 (im VD 16 neben weiteren Nachweisen ebenfalls unter R 1146 aufgeführt!).

28 UB Dresden Astron. 283.f, elektron.: <http://digital.slub-dresden.de/id275466752>; letzter Aufruf am 24.10.2012; VD 16 (wie Anm. 18), ZV 13094.

29 http://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Astronomia_Teutsch; letzter Aufruf am 6.9.2011.

30 Wohl das Kloster Rebdorf bei Eichstätt.

31 Peter von Chlumecky: Die Regesten der Archive im Markgrathume Mähren. I. Bd. Brünn 1856, S. 73.

**Die bildung der finsternuß / oder beduncfelung der Sonnen vñ
des Mons/mit warer anzeigung der Jar/tag vnd zeit/darinn sie
erscheinen/vnd noch erscheinen werden/wie volgt.**

I 5 0 0.	I 5 0 1.	I 5 0 2.
finster des Mons.	finster des Mons.	Beduncfelung der Sonnen.
Tag. Stund. Minut.	Tag. Stund. Minut.	Tag. Stund. Minut.
1. 14. 0.	2. 17. 49.	30. 19. 33.
des Wintermons.	des Mayen.	des Herbstmons.
die halb werung.	die halb werung.	die halb werung.
Stund. Minut.	Stund. Minut.	Stund. Minut.
1. 37.	1. 52.	1. 7.
Punct. 10.	Punct. 17. bey nahe.	Punct. 9.



I 5 0 2.	I 5 0 3.	I 5 0 4.
finster des Mons.	finster des Mons.	finster des Mons.
Tag. Stund. Minut.	Tag. Stund. Minut.	Tag. Stund. Minut.
11. 12. 20.	29. 13. 36.	14. 3. 18.
des Weinmons.	des Hornungs.	des Augustmons.
die halb werung.	die halb werung.	die halb werung.
Stund. Minut.	Stund. Minut.	Stund. Minut.
5. 0.	1. 46.	1. 44.
Punct. 7.	Punct. 13.	Punct. 1.



Rosenberg mit der Bitte um Vorstreckung von 30 Thalern zur Vollendung dieser Invention gelangen.“³²

Wenig überraschend nennt Wagner Rensbergers Schriftstück „schwindelhaft durchweht“ und zitiert einen anderen Autor mit der Bezeichnung „irgend ein Betrüger“ für Rensberger.

Als nächste Station findet sich in der Staatsbibliothek Berlin aus dem Jahr 1572 ein handschriftliches Prognosticon für den brandenburgischen Kurfürsten Joachim Friedrich³³.

1573 (datiert im Januar) erschien auch eine weitere Ausgabe der „Astronomia teutsch“, die Karl III. von Lothringen gewidmet ist und in der der Autor als aus Freiburg im Breisgau stammend figuriert. Rensberger bekam hierfür 56 Franken und 8 Groschen³⁴. Später im Jahr 1573 hingegen hat er sich offenbar in Halle aufgehalten, denn Fontane schreibt in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“: „Im Jahre 1573 überschickte Nikolaus Rensperger, Künstler und Mathematiker zu Halle, einen geschickt gearbeiteten Quadranten [an die Stadt Ruppín] und empfing ‚dreiunddreißig Groschen‘ nebst einem Dankesschreiben“³⁵. Ein Jahr später (1574) hingegen erstellte er ein Prognosticon auf das Jahr 1575 als *Nik. Rensberger; Math. zu Eisleben* und widmete es dem Senat der Stadt Kitzingen, dito zwei Jahre später als *Nic. Rensperger; Math. zu Eisleben* einen „Astrologischen mathematischen Kalender“ auf das Jahr 1577³⁶. Ebenfalls ein Prognosticon auf das Jahr 1577 (dasselbe?) befindet sich heute in der Lüneburger Ratsbibliothek³⁷.

Und dies bringt uns nun thematisch, räumlich und zeitlich in unmittelbare Nähe zum Schreiben Rensbergers aus Jena an die Stadt Soest, dessen Text hier wiedergegeben wird:

Erbare fürsichtige und wolweyse günstige Herren. E.E.F.W. sein meine gantz willege und geflissene dienst jederzeit zuvorn bereidt. Insonders günstige Fordere. Ich habe nuhn edtliche Jhar hero nacheinander meinenn gehaltenen brauch nach ein prognosticon zu Algemeinem Nutz undt frommen in druck ausgehen lassen. Darinnen, (glaub ich) ein Je-

32 Theodor Wagner: Wissenschaftlicher Schwindel aus dem südlichen Böhmen. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 16. Jahrgang, 2. Heft (1877/8), S. 112-123.

33 Staatsbibliothek Berlin, Signatur: Ms. Germ. qu. 47; siehe Degering (wie Anm. 13), S. 7.

34 Cullière (wie Anm. 7), S. 148, 175.

35 <http://www.textlog.de/40285.html>; letzter Aufruf am 6.9.2011.

36 Friedrich Anton Reuß: Mitteilungen aus dem Archive der Stadt Kitzingen. In: Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. 5. Band, 2. Heft. Würzburg 1839, S. 148-161, hier S. 157; s. a. VD 16 (wie Anm. 18), R 1149: Renßberger, Nikolaus: Prognosticon astrologicvm... Eisleben 1574, VD 16, ZV 13093: Renßberger, Nikolaus: Prognosticon astrologicvm... s. l. 1576.

37 VD 16, ZV 13093 (wie Anm. 36).

*der vorstendiger wirdt befunden haben, was die Zeidt hero uff mein einfeltiges schreiben und warnung erfolgt. Als habe ich nicht vorbey gehen können, sintemal, unnd dieweil andere dergleichen Astrologi und Mathematici Jherlichenn zugleich Calender und practica derer gewonheit nach in druck pflegenn zu ordnen, wiederumb uff d. 1578. Jhar diesenn meynen auch (wiewol geringen vleis.) E.E.F.W. dienstlicher wolmeinung zu asentiren. Midt dienst freundlicher bidt, diese arbeidt midt geneigtem hertz günstiglichenn auff undt anzunehmen. Solchs will umb E.E.F.W. jch geringen meinem vermögen nach wieder zum erdinen, geflißen seyn. Und wünsche hiemidt E.E.F.W. ein glückseliges Newes Jhar. Datum Jhena, den 28. Decembris Anno 1577. E.E.F.W. Dinstwilliger M.*³⁸ *Nicolaus Rensberg Mathematicus Postscripta Und obwol solche Calendaria undt practica E.E.F.W. vor lengstens zugeschickt soltenn worden seyen, so ist solches durch verhinderung Leibes schwerheit verblieben. ut in literis*

Man kann wohl annehmen, dass der Brief, der überdies das letzte Lebenszeichen Rensbergers darstellt, darauf abzielte, von der Stadt Soest eine finanzielle Gegenleistung für eine eventuelle Dedikation zu erwirken. Gänzlich unspezifisch formuliert, könnte er in gleicher Form auch noch an andere Städte gegangen sein, quasi eine Art „Spam“ des 16. Jahrhunderts. Viel Glück scheint er mit der Stadt Soest nicht gehabt zu haben, denn ein Eingehen des Rates auf Rensbergers Ansinnen lässt sich in den Soester Annalen nicht ablesen³⁹.

38 Interessant ist Rensbergers Gebrauch des Titels „M.“ = Magister, der so in seinen Werken nicht vorkommt; seiner „Astronomia“ ist dagegen sogar ein Wappen und der Titel „D.“ = Doktor vorangestellt.

39 Mitteilung Stadtarchiv Soest (E-Mail Dirk Elbert vom 14.12.2010).

NORBERT WEX

EIN SCHREIBHEFT FRIEDRICHS DES GROSSEN IM STADTARCHIV SOEST

„Stadtarchiv Soest“: Diese im Alltag geläufige Bezeichnung ist ungenau und erfasst nur einen Teil der angesprochenen Institution. So reichhaltig und bekannt die Bestände des schon im Jahre 1272 als *cista burgensium* erstmals erwähnten Archivs als „Gedächtnis der Stadt“ sind – es gibt noch anderes und mehr im „Haus zum Spiegel“, an dessen Eingang daher auch zutreffend und genauer „Stadtarchiv und wissenschaftliche Stadtbibliothek“ auf einem Schild zu lesen steht. Insgesamt mehr als 70.000 Bücher, darunter 40 Handschriften und nahezu 500 Fragmente, 120 Inkunabeln in 88 Bänden und ein Altbestand von 25.000 Werken mit nicht wenigen Unikaten: Diese knappen Fakten deuten an, dass auch die Soester Stadtbibliothek Wertvolles verwahrt und verfügbar hält.

Ein besonderes Stück soll heute näher vorgestellt werden. Neben so bedeutenden bibliothekarischen Schätzen wie dem einzigen überlieferten Exemplar der Rechtfertigungsschrift Meister Eckharts oder dem Sachsenspiegel des Soester Rats, der Koelhoffschen Chronik oder Bernhard von Breydenbachs „Reise ins heilige Land“ mag es etwas unscheinbar wirken. Aber als eine ausgesprochene Rarität rechtfertigt das Objekt eine nähere Betrachtung allemal: Es handelt sich um das in Soest überlieferte Schreibheft des preußischen Kronprinzen Friedrich, des späteren Königs Friedrich des Großen¹.

Schriftliche Zeugnisse des hochgeborenen Schülers sind rar, aber nicht einmalig. Im Jahr 1832 listet der erste große Friedrich-Biograph Johann David Erdmann Preuß immerhin drei erhaltene Schreibhefte des „jungen Fritz“ auf – in Kassel, in Soest und in Berlin². Mehr als diese drei sind offenkundig nicht überliefert worden. Nirgends finden sich Hinweise auf

1 Siehe dazu Gerd Wiegand: Junges vom Alten Fritz. Soest zeigt das Schulheft des Preußenkönigs, in: ders.: Kuriositätenführer Münsterland und Teutoburger Wald. Königstein/Ts. 1983, S. 82f.; erwähnt wird Friedrichs Schreibheft auch bei Eduard Vogeler: Das Leben des Geheimen Oberfinanzrats und ersten Präsidenten der Oberrechnungskammer Johann Rembert Rode. Ein Beitrag zur Geschichte Friedr. d. Großen und der Stadt Soest. 1. Teil: 1724-1763. Soest 1909 (Soester Zeitschrift 25), S. 1.

2 Johann David Erdmann Preuß: Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Bd. 1. Berlin 1832, S. 13.

weitere Exemplare, im Gegenteil: Inzwischen ist die Zahl der nachweisbar erhaltenen Hefte auf zwei geschrumpft.

Das älteste Heft ist das Kasseler. Von Preuß noch als Bestandteil der „kurfürstlichen Bibliothek“ aufgelistet, befindet es sich heute wohlbehalten in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Kassel. Ganz offenkundig handelt es sich nicht nur um das älteste bekannte bzw. überlieferte, sondern um das allererste Schreibheft Friedrichs überhaupt. Sein Schreiblehrer Hilmar Curas persönlich datiert auf dem Titelblatt den Beginn der kronprinzlichen Schreibbemühungen auf Papier – Schiefertafelübungen mögen vorausgegangen sein – auf den 31. März 1717³.

Dass aller Anfang auch für ein künftiges Genie schwer ist, wird deutlich,



Abb. 1: Antoine Pesne: Kronprinz Friedrich II.
Foto: Stiftung Preußische Schlösser und Gärten
Berlin-Brandenburg, Fotograf: Roland Handrick

wenn man bei der Betrachtung des Heftes feststellt, dass die ersten 15 der insgesamt 26 Seiten ausschließlich mit lateinischen kleinen a gefüllt sind, ohne dass größere kalligraphische Fortschritte des jungen Schreibers erkennbar werden. Auf der letzten Seite steht dann immerhin schon „a mon cher papa“ – nicht in gestochener Schönschrift, aber doch einigermaßen lesbar. Nur erwähnt werden soll, dass der gerade Fünfjährige die leere Rückseite des Titelblatts für eine kindliche Kritzelei nutzte.

Nach der Preußischen Auflistung und den vorliegenden Beschreibungen ist das Soester Stück das zweitälteste

3 Dazu Ernst Stephani: Das erste Schreibheft Friedrichs des Großen. In: Die Umschau. Bd. 11. Frankfurt am Main 1907, S. 132-133; Alfred Semerau: Das Abc des Großen Königs. Ein Unicum der Landesbibliothek Kassel. In: Berliner Lokal-Anzeiger vom 17. Juni 1942. Dem Leiter der Kasseler Handschriftenabteilung Dr. Konrad Wiedemann danke ich herzlich für seine Unterstützung und vor allem für die beiden entlegenen Publikationen zu diesem ältesten Schreibheft.

und das Berliner Exemplar das jüngste bekannte Schreibheft Friedrichs. Bedauerlicherweise ist dieses letztgenannte Exemplar gegenwärtig nicht mehr zu ermitteln. „An das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin ist aus dem Oelrichschen Nachlasse ein späteres Originalschreibebuch mit sehr schöner Handschrift gekommen“ – so hieß es 1832⁴. Der Historiker und Rechtsgelehrte Johann Carl Conrad Oelrichs (1722-1799) hatte dem Joachimsthalschen Gymnasium, auf dem er einst Schüler gewesen war, testamentarisch einen Teil seiner umfangreichen Bibliothek vermacht. Der größte Teil davon ist heute verschollen, da die Gymnasialbibliothek zum Ende des Zweiten Weltkrieges fast vollständig vernichtet wurde. Im Jahr 1973 übernahm die Staatsbibliothek zu Berlin die Reste des Bestandes vom Staatsarchiv Potsdam. Seit 1990 liegt ein gedrucktes Verzeichnis vor, das unter anderem Auskunft über das Schicksal des Friedrich-Schreibhefts gibt: Das Stück war im nach wie vor vorhandenen Katalog der „Bibliotheca Oelrichsiana“ noch verzeichnet, heute aber ist „der Verbleib leider unbekannt“⁵.

Angesichts dieses Befundes ist es beruhigend, dass das Soester Exemplar im hiesigen Stadtarchiv sicher im Tresor aufbewahrt liegt. Es handelt sich um ein fadengenähtes Heft im Oktav-Querformat – 15,5 cm x 19,8 cm – in rötlichem, mit floralen Motiven geprägtem Pappumschlag. Die Heftung der nicht in Lagen formierten Blätter geschieht in der Mittelfalz; lediglich das Blatt der Seiten 35 und 36 ist ein eingenähtes Einzelblatt. Die insgesamt 42 Papierseiten wurden nachträglich am rechten oberen Rand mit Bleistift gezählt und sind zum Teil ein-, zum Teil doppelseitig beschrieben. Die Laufzeit der auf Seite 3 beginnenden, mit Tinte geschriebenen Schreibübungen Friedrichs reicht vom 4. Oktober bis zum 9. November 1719 (S. 41). Von anderer Hand finden sich wertende Kommentare der Schreibübungen. Die erste Seite des Heftes enthält eine Schenkungswidmung des Geheimen Oberfinanzrats und Präsidenten der Oberrechnungskammer Johann Rembert Roden an die Soester Stadtbibliothek, datiert auf den 16. Juli 1777⁶.

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühseelig und beladen seid...“: Mit Matthäus 11,21 beginnen die in recht präziser deutscher Kurrentschrift niedergelegten Schreibübungen des siebenjährigen Schülers. Und so geht

4 Preuß (wie Anm. 2), S. 13.

5 Helga Döhn (Bearb.): Der Nachlaß Johann Karl Konrad Oelrichs. Berlin 1990 (Deutsche Staatsbibliothek. Handschrifteninventare 15), S. 93; dort zur Bestandsgeschichte S. VII-IX. Für hilfreiche Hinweise danke ich Werner Heegewaldt vom Brandenburgischen Landeshauptarchiv.

6 Siehe den Widmungstext im Anhang des Beitrages.

es weiter, ganz gemäß dem Erziehungsplan seines Vaters Friedrich Wilhelm, der vor allem von pietistisch geprägter persönlicher Frömmigkeit bestimmt war, die sich zudem mit Pragmatismus und Nützlichkeitsmaximen sowie asketischen Idealen paarte. Ohne auch nur ansatzweise näher auf die Erziehung des Kronprinzen⁷ oder gar auf den Vater-Sohn-Konflikt während Friedrichs Kindheit eingehen zu wollen, passen die Textbefunde im Schreibheft zur Feststellung Johannes Kunischs: „Die Unterweisungen in Fragen der Religion bestanden vor allem darin, dass der Kronprinz Bibelsprüche und Psalmen auswendig zu lernen hatte. Als Siebenjähriger wurde er angewiesen, maßgebliche Passagen aus den Evangelien abzuschreiben und dann in eigenständiger Formulierung wiederzugeben.“⁸ Im Oktober und November 1719 stand ganz offenbar die belehrende biblische Briefliteratur auf dem Stundenplan: Neben drei Seiten Buchstabenübungen stammte nur das einleitende, oben zitierte Übungsbeispiel aus dem Evangelium des Matthäus. Die übrigen 23 waren vor allem Paulus- sowie Petrus- und Johannesbriefe. Gelegentlich kommen vollständige oder teilweise Wiederholungen derselben Textpassagen vor⁹.

Betrachtet man – zugegebenermaßen etwas schulmeisterlich – die Bemühungen des berühmten ABC-Schützen, muss man der Lesbarkeit und dem Schönschreiben durchaus Respekt zollen. Weit entfernt von den ungelinken Buchstaben des über zwei Jahre älteren Kasseler Hefts entspricht die Schrift schon weitgehend der Norm und kommt gut ausgeschrieben und flüssig daher. Nur selten gibt es mal einen Tintenkleck, eine Korrektur oder eine Überschreibung. Hier und da unterlaufen Friedrich kleinere Konzentrationsfehler, so wenn er im Wort „untereinander“ das „ein“ nach einem Zeilenumbruch versehentlich verdoppelt zu „untereineinander“ (S. 5). Mal schreibt er „Word“ statt Wort¹⁰ (z. B. S. 33) oder „Son“ statt Sohn (S. 35). Als er (S. 37) „Wahrheit“ mit d am Ende schreibt, steht am Rand dreimal nun richtig „heit“¹¹. In einem Fall misslingt ein Schreibversuch, wird abgebrochen und auf der nächsten Seite noch am selben Tag neu und besser wiederholt (S. 14, S. 15).

Nicht länger soll der später so große Friedrich hier mit dem zeitlichen Abstand von fast 300 Jahren oberlehrerhaft abgekanzelt werden, zumal

7 Siehe hierzu Hinweise bei Johannes Kunisch: Friedrich der Große. Der König und seine Zeit. München 2009, S. 14-21; vgl. auch Theodor Schieder: Friedrich der Große. Ein Königtum der Widersprüche. Frankfurt am Main 1983, S. 19-25; im Einzelnen noch immer Ernst Bratuscheck: Die Erziehung Friedrichs des Großen. Berlin 1885.

8 Kunisch (wie Anm. 7), S. 16.

9 Ein seitengenaues Inhaltsverzeichnis findet sich im Anhang.

10 Auf S. 17 schreibt er es im Zusammenhang desselben Textes – Kolosser 16 – richtig.

11 Auf derselben Seite stehen am Rand einige weitere Schreibübungen und – zwischen dem Bibeltext und der Unterschrifts- und Datumszeile – die Zahlen von 1 bis 15.

ihn sein Schreiblehrer durchaus milde und sogar zunehmend zufrieden beurteilt, allerdings erst im letzten Viertel des Heftes. Da findet man mehrfach „recht gut“ und, je weiter das Heft dem Ende entgegengeht, noch höheres Lob: „admirablement bien écrit“ (S. 36), „très bien“ (S. 37) und über die dann folgende Übung sogar „encore mieux que tous les autres“. „Ende gut, alles gut“ steht dann über der allerletzten Schreibübung (Abb. 2) – angesichts der sehr standardisierten Schrift ist schwer zu entscheiden, ob dies der Schüler selbst – voller Erleichterung über das nun vollgeschriebene Heft – oder sein Lehrer – in Anbetracht der zufriedenstellenden Leistungen – zu Papier gebracht hat.

Wenn auch im Heft selbst keine sichere Authentifizierung möglich ist, kann es keinen vernünftigen Zweifel geben, dass die Glossen Friedrichs Elementarlehrer Hilmar Curas zugeschrieben werden können. Wendet man sich der Person dieses Lehrers zu, überrascht es sehr, wie wenig über ihn in Erfahrung zu bringen ist. Die großen Friedrich-Biographien der letzten Jahre erwähnen ihn überhaupt nicht; und auch in den älteren findet man nur wenige Anhaltspunkte. Danach war „der vielfach bekannte“¹² Hilmar Curas Schreiblehrer am Joachimsthalschen Gymnasium und trat durch Publikationen zur französischen Elementargrammatik und zum Unterricht in Universalgeschichte hervor. Zweifellos war Curas zu seiner Zeit ein bekannter Mann. Heute hingegen ist er in Vergessenheit geraten – sehr erstaunlich angesichts seines hoch eingeschätzten Stellenwertes etwa für die Entwicklung des Schulbuchs¹³ und die Standardisierung der deutschen Schrift¹⁴.

-
- 12 Preuß (wie Anm. 2), S. 12; vgl. Bratuscheck (wie Anm. 7), S. 18 und vor allem S. 110, Anmerkung 29. In neuerer Zeit nennt etwa Corina Petersilka Curas als den Lehrer, der den „mechanischen“ Teil des Schreib- und Leseunterrichts Friedrich in Deutsch und in Französisch erteilt; Corina Petersilka: Zur Zweisprachigkeit Friedrich II. In: Brunhilde Wehinger (Hrsg.): Geist und Macht. Friedrich der Große im Kontext der europäischen Kulturgeschichte. Berlin 2005, S. 51-59.
 - 13 Sein Werk zur Universalgeschichte, die „Einleitung zur Universalhistorie zum Gebrauche bey dem ersten Unterrichte der Jugend“, hat er nach Johann Christoph von Pfister sogar eigens für den Kronprinzen verfasst; siehe Johann Christian von Pfister: Geschichte der Teutschen. Nach den Quellen. Bd. 5: Vom westphälischen Frieden bis zur Auflösung des Reichs. Hamburg 1835 (Arnold Hermann Ludwig Heeren/ Friedrich August Ukert [Hrsg.]: Geschichte der europäischen Staaten 1), S. 330; zur Bedeutung des Werkes für die Schulbuchgeschichte etwa Ursula Becher: Schulbuch. In: Hans-Jürgen Pandel/Gerhard Schneider (Hrsg.): Handbuch Medien im Geschichtsunterricht. Schwalbach/Ts. 2002, S. 47; verbreitet weitere Hinweise, beispielhaft bei Martin Gierl: Geschichte als präzisierte Wissenschaft. Stuttgart 2012 (Fundamenta historica 4), S. 354f.
 - 14 Peter von Polenz: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zu Gegenwart. Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York 1999, S. 42; Stephan Elspaß: Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tü-

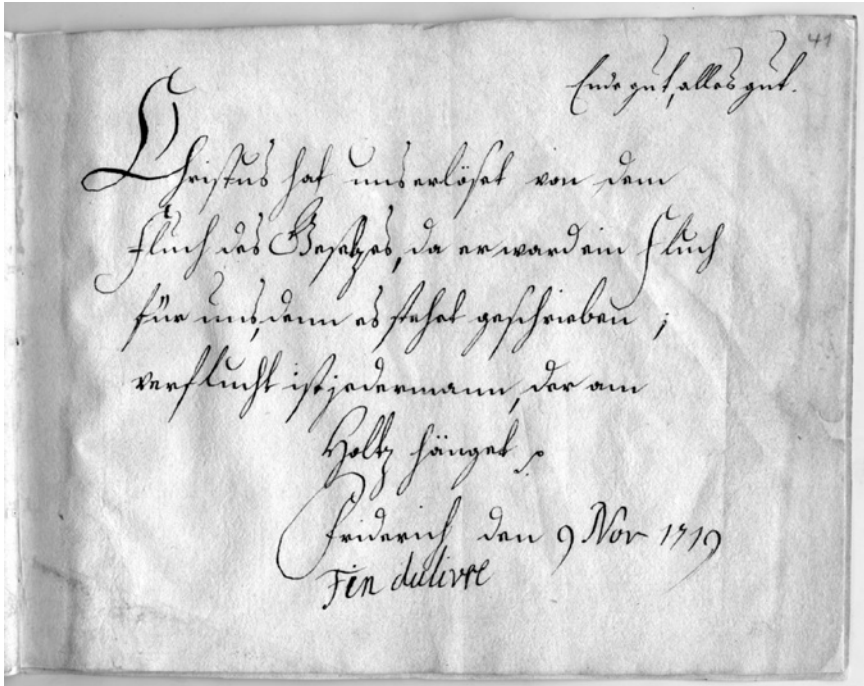


Abb. 2: Die letzte Seite des Schreibhefts. Foto: Stadtarchiv Soest

Daher können hier nur wenige, knappe Informationen geboten werden, die weitgehend auf die von Friedrich Nicolai im Jahre 1807 publizierten Nachrichten zurückgehen¹⁵. Geboren wurde Curas danach wohl zwischen 1670 und 1680, möglicherweise 1673¹⁶. Fast 20 Jahre lang hatte er die französische Sprache unterrichtet, dann ab 1713 als Kanzlist in der Geheimen Staatskanzlei zu Berlin und wenig später als Lehrer und Schreibmeister am Joachimsthalschen Gymnasium gearbeitet, „ehe ihm der K. Preu-

bingen 2005 (Germanistische Linguistik 263) S. 146f.

- 15 Für diesen Aufsatz konnten Publikationen, die zusammenhängende neuere biographische Informationen zu Curas bieten, nicht ermittelt werden. Das wenige, das hier zugrunde liegt, stammt aus Friedrich Nicolai: Johann Hübner und Hilmar Curas. In: Berlinische Monatschrift. 17. Bd. 1807, Nr. 1, S. 329-342, siehe <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/berlmon/berlmon.htm>, Aufruf vom 29. Mai 2012; auf diese Quelle greifen offenkundig auch Preuß (wie Anm. 2) und Bratuscheck (wie Anm. 7) zurück. Auch Nicolai räumte bereits gravierende Lücken ein, und ich kann nicht erkennen, dass diese Lücken heute geschlossen sind.
- 16 Dieses Datum nennt ein um Patenschaften für Buchrestaurierungen werbender Katalog der Stadt- und Landesbibliothek Potsdam, siehe Buchpatenschaften. XVII. Auswahlkatalog. Das 18. Jahrhundert – Aufklärung in Preußen. Potsdam 2010, S. 9; <http://opus.kobv.de/slb/volltexte/2011/4097/pdf/BuchpatenKatalog2010.pdf> (Aufruf vom 20. November 2012).

bische Hof die junge Königl. Herrschaft zur Information anvertraute“¹⁷. Folgt man Nicolai, so unterrichtete Curas nicht nur Friedrich, sondern auch alle seine Geschwister. Unklar ist seine Herkunft – Nicolai widerspricht den Gerüchten einer französischen Abstammung und identifiziert Curas als reformierten Deutschen. Genauerer kann er hierzu nicht berichten, kennt aber immerhin das Todesjahr, 1747.

Auch Johann Rembert Roden, aus dessen Besitz das Heft nach Soest gelangte, wusste noch im Jahr 1777, dass Kronprinz Friedrich seine Schreibübungen unter der Anleitung des „berühmten ehemaligen Berlinschen Schreib Meisters Curas“ – so seine eigenen Worte – absolviert hatte. In seinem Schenkungsschreiben auf der ersten Seite des Schreibheftes rekapituliert Roden den Weg des Stücks in die Soester Stadtbibliothek, soweit er ihn selbst kannte. Vollkommen gewiss ist er sich leider nicht. Sein sicherer Ausgangspunkt ist Georg Gottfried Küster, Rektor des „Werderschen Gymnasii in Berlin“, der das Heft „vermutlich“ von Curas selbst erhalten habe. Küster fügte es als „eine seltenheit“ seiner umfangreichen Bibliothek hinzu, die nach seinem Tod (1776) im Frühjahr 1777 versteigert wurde. Im Zuge dieser Auktion konnte Roden das Schreibheft erwerben „und übergebe es bey meiner jetzigen Anwesenheit hirmit zur aufbewahrung an die hiesige Bibliothec“, am 16. Juli 1777¹⁸.

Wer war dieser Roden¹⁹, der die „Seltenheit“ schon wenige Wochen, nachdem er sie ersteigert hatte, in die Soester Bibliothek gab? In jedem Fall – da sind sich die Berichterstatter einig – ein begeisterter Soester, der seiner Geburtsstadt (* 12. Juli 1724) dauerhaft verbunden blieb²⁰. Der Sohn eines städtischen Beamten²¹ ging zunächst aufs hiesige Archigymnasium und

17 So Curas in der Vorrede seiner Französischen Grammatik, zitiert nach Nicolai (wie Anm. 15), S. 336.

18 Siehe den vollständigen Text des Schenkungsschreibens im Anhang. Der dortige Text fußt auf der Transkription, die Dirk Elbert, Stadtarchiv Soest, für das Soester Burghofmuseum angefertigt hat. Vgl. auch die Transkription bei Vogeler (wie Anm. 1), S. 1.

19 Nach Vogelers Quellenstudien hieß die Familie „Rode“; auch der Taufeintrag im Kirchenbuch der Gemeinde Maria zur Höhe verzeichnet Johann Rembert als Sohnlein des Johann Henrich Rode. Vogeler hält konsequent an diesem Namen fest, auch wenn er einräumt: „Er selbst schreibt nur Roden“, Vogeler (wie Anm. 1), S. 3. Ich folge hier der Selbstbenennung der Person und damit dem Namen „Roden“.

20 Ebd.; vgl. auch Wolf-Herbert Deus: Henrich Melchior Schütte und das Soester Recht in Wissenschaft und Politik. In: Soester Zeitschrift 76 (1962), S. 95-103, hier S. 98; siehe zu Roden zusammenfassend Ralf Günther: Städtische Autonomie und fürstliche Herrschaft – Politik und Verfassung im frühneuzeitlichen Soest. In: Ellen Widder (Hrsg.): Soest. Geschichte der Stadt. Bd. 3: Zwischen Bürgerstolz und Fürstenstaat. Soest 1995 (Soester Beiträge 54), S. 17-123, hier S. 104-106; siehe zu seiner Laufbahn auch Jürgen Kloosterhuis: Fürsten, Räte, Untertanen. i. Teil In: Der Märker 35 (1986), S. 3-25, hier S. 13.

21 Sein Vater Johann Rembert Roden war Großrichtmann und Kämmerer in der Stadt Soest;

trat 1745 in Hamm eine Stelle als Schreiber an. In den folgenden Jahren legte der junge Mann keinen rasanten beruflichen Aufstieg hin, sondern wechselte schnell von einer wenig glanzvollen Tätigkeit zur nächsten. 1755 erscheint er immerhin als Ratmann zu Soest. In dieser ersten Hälfte seines Berufslebens scheiterte Roden wiederholt mit Bewerbungen auf attraktivere Stellen. Erst spät, nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges, machte er schlagartig doch noch eine bemerkenswerte Karriere: 1763 erstattete er Friedrich dem Großen Bericht über die Kriegsschäden in Kleve und Mark, wurde nach Berlin abberufen und zum Geheimen Finanzrat im Generaldirektorium ernannt. 1767 und 1768 kehrte er als Kommissar für Schuldenregulierung und Beseitigung von Kriegsschäden nach Westfalen zurück. Im Jahr 1768 wurde er Erster Präsident der Oberrechnungskammer zu Berlin, weitere Ämter folgten. 1777 schickte man Roden noch einmal als Kommissar nach Kleve-Mark. Während dieses Aufenthaltes hielt er sich in seiner Geburts- und früheren Heimatsstadt auf und schenkte das frisch erworbene Friedrich-Schreibheft „an die hiesige Bibliothec“²². Bereits 1780 machte eine krankheitsbedingte Dienstunfähigkeit seiner Laufbahn ein Ende; kurz darauf, am 13. Mai 1781, starb Roden in Berlin.

Wenn wir auch nicht wissen, aus welchem Grund Johann Rembert Roden das ganz besondere Heftchen übergeben hat – eines steht fest: Seit 1777 und damit seit 235 Jahren ist es, restauriert und in gutem Zustand, in unserer wissenschaftlichen Bibliothek bzw., um die populärere Alltagsbezeichnung wieder aufzugreifen, im Stadtarchiv. Der 300. Geburtstag Friedrichs des Großen im Jahr 2012 bot den Anlass, auf das Exponat hinzuweisen und es zu beschreiben, zumal Soest und Friedrich ja durchaus eine „gemeinsame Vergangenheit“ haben, zu der an anderer Stelle etwas gesagt sein soll²³.

siehe Vogeler (wie Anm. 1), S. 114; vgl. umfassend Wolf-Herbert Deus: Die Herren von Soest. Die Stadtverfassung im Spiegel des Ratswahlbuches von 1417 bis 1751. Soest 1955 (Soester wissenschaftliche Beiträge 10), S. 364.

22 Nicht das einzige Stück aus Rodens Bibliothek, das heute in der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek Soest verwahrt wird, siehe dazu Deus (wie Anm. 20), S. 98.

23 Siehe meinen Beitrag „Friedrich der Große und das Ende des Soester Mittelalters“ in dieser Ausgabe der Soester Zeitschrift, S. 87-98

Anhang:

1. Inhalt des Soester Schreibhefts Friedrichs

Seite 1	Schenkungswidmung Rodens
Seite 2	Leerseite
Seite 3	Matthäus 11,28-29
Seite 4	2. Timotheus 2,8a
Seite 5	1. Johannes 3,23
Seite 6	Römer 14,7-8
Seite 7	1. Petrus 18-19
Seite 8	Titus 2,14
Seite 9	Galater 3,13
Seite 10-11	Buchstabenübungen
Seite 12	Leerseite
Seite 13	Epheser 5,2
Seite 14	1. Timotheus 2,5
Seite 15	1. Timotheus 2,5-6
Seite 16	Leerseite
Seite 17	Kolosser 3,16-17
Seite 18-19	Leerseite
Seite 20	1. Timotheus 2,5-6
Seite 21	1. Johannes 5,11-12
Seite 22	Buchstabenübungen
Seite 23	2. Korinther 5,10
Seite 24	Leerseite
Seite 25	1. Johannes 3,23
Seite 26	Leerseite
Seite 27	Römer 14,7-8
Seite 28	Leerseite
Seite 29	Römer 8,9
Seite 30	Leerseite
Seite 31	1. Johannes 3,23
Seite 32	Leerseite
Seite 33	Kolosser 3,16-17
Seite 34	Leerseite
Seite 35	1. Johannes 3,23
Seite 36	1. Johannes 1,7-8
Seite 37	1. Johannes 1,8, zudem Schrift- und Zahlenübungen

Seite 38	Leerseite
Seite 39	Epheser 4,32
Seite 40	Leerseite
Seite 41	Galater 3,13
Seite 42	Leerseite

2. Schenkungsschreiben Johann Rembert Rodens

Diese pièce ist das Schreibe Buch von des jetz regierenden Königs von Preußen Maji[estät] Fridrich des großen, so unter Anführung des berühmten ehemaligen Berlinschen Schreib Meisters Curas von höchst denenselben als Cron Printz vollschrieben worden.

Der H[ochehrsame] Kuster, Rector des Werderschen Gymnasii in Berlin, der dieses vermutlich von dem Curas zu erhalten gesucht, hatt es in seiner großen Bibliothec als eine seltenheit aufbewahret. Und da nach dessen Tode diese Bibliothec auctionis lege im Früh Jahr verkauft worden, habe ich dieses stück an mich gebracht und übergebe es bey meiner jetzigen Anwesenheit hirmit zur aufbewahrung an die hiesige Bibliothec.

Soest, den 16. July 1777

Roden

Geh[eimer] O[ber] Finanzrath u[nd] Praesident

NORBERT WEX

FRIEDRICH DER GROSSE UND DAS ENDE DES SOESTER MITTELALTERS¹

Ohne Zweifel zählt „Friedrich der Große“ zu den bekanntesten Figuren der deutschen Geschichte. Kaum jemand kann ein so intensives Nachleben aufweisen wie der Hohenzollernkönig – was also ist selbstverständlicher als ein großes Jubiläumsjahr zum 300. Geburtstag? Termingerecht ist eine mächtige Gedenkmaschine in Schwung geraten. Presse und Buchhandel, Funk und Fernsehen, Wissenschaftsbetrieb und Museen informieren und unterhalten das Publikum. Ein brandneues Musical transportiert den fernen Monarchen in die Gegenwart. Frisch auf CD gepresst soll seine Flötenmusik die alte Zeit atmosphärisch wiedererwecken. Ein lückenloses Merchandising beschert uns Münzen und Plakate, Briefmarken und Bierdeckel, Postkarten und Porzellanfiguren, Spruchsammlungen und Servietten. Und das Jahr ist noch lang. So soll die Hauptaktion, die Jubiläumsausstellung ‚Friederisiko‘, erst im April dieses Jahres ihre Pforten öffnen und Ströme von Besuchern nach Sanssouci und ins Neue Palais locken.

Friedrich verheißt Profit. Folgerichtig widmet das Handelsblatt seinen Geburtstagsartikel dem Vermarktungspotential des Preußenkönigs, unter dem vielsagenden Titel „Das Geschäft mit den Gedenkjahren“². Und jeder kann Partner werden – unter der „Dachmarke ‚Friedrich 300‘“, die alle Aktivitäten im Festjahr zentral zu vermarkten verspricht³.

Gegen eine solche Jubelkultur gibt es Bedenken, nicht nur wegen des Kommerzes. Historiker kritisieren den Trend, Erinnerung an ritualisierte Daten zu knüpfen. Gewarnt wird vor der Gefahr, Geschichte zu reduzieren, zu trivialisieren und zu instrumentalisieren. Tatsächlich kann man schon fragen, was dieses Abfeiern mit Geschichtsarbeit, Aufklärung oder

-
- 1 Der Text folgt weitestgehend meinem am 28. März 2011 gehaltenen Vortrag beim „Herrenessen mit Damen“ des Soester Geschichtsvereins und ist auch im sprachlichen Duktus im Vortragsstil belassen. Durch Anmerkungen nachgewiesen werden nur die Zitate. Die knappen Literaturangaben am Ende verweisen nur auf das Allernotwendigste. Zentral wichtig für den Vortrag sind vor allem die Titel von Johannes Pechel und Ralf Günther.
 - 2 Handelsblatt vom 24. Januar 2012, siehe <http://www.handelsblatt.com/unternehmen/handel-dienstleister/der-alte-fritz-wird-300-das-geschaef-mit-den-gedenkjahren/6079932.html>, Aufruf vom 19. Februar 2012.
 - 3 http://www.spsg.de/media/de/F300-Dachmarke_Manual_extern_NEU.pdf, Aufruf vom 19. Februar 2012.

Sinnstiftung zu tun hat. Dem gegenüber steht aber ein offenbar starkes Bedürfnis, sich im Strom der Geschichte an fixen rechnerischen Marken zu orientieren. Die ‚Magie der runden Zahl‘ ist älter als alle kommerziellen Phantasien und wirkt mit an unserer historischen Strukturierung. Zudem bieten Jubiläen natürlich auch Chancen, nämlich auf populäre Weise historisches Bewusstsein anzuregen.

Auch unser Verein stellt sich der ‚Qual der Zahl‘ und liefert seinen – bescheidenen – Beitrag. Sie müssen nicht fürchten, dass ich den vielen Würdigungen eine weitere hinzufüge. Nur ein paar kurze allgemeine Bemerkungen: Die Sicht der Forschung hat sich durch die vielen neuen Beiträge nicht grundlegend geändert. Schon Ranke hat in seinen „Historischen Charakterbildern“ das Motiv angeschlagen, das später im Untertitel einer Biographie die bis heute gültige Interpretationslinie formuliert: „Königtum der Widersprüche“⁴. Man steht staunend vor Friedrichs Taten und Schriften, die nicht auf einen Nenner zu bringen sind. So schreibt er im Jahr seiner Krönung den „Antimachiavel“ – und marschiert kurz darauf ohne Kriegserklärung in Schlesien ein. Religiöser Toleranz und Reformen stehen Rechtsbrüche gegenüber; seine Liebe zu Philosophie und Musik kontrastiert mit militärischer Brutalität. War er ein Flöte spielender Philosoph auf dem Thron – oder ein kalter Zyniker der Macht? Die Antwort der Forschung: Etwas von allem. Umstritten sind die Ursachen dieses Verhaltens sowie die Gewichtungen und Wertungen.

Friedrich der Widersprüchliche – dieses Bild hat der Preußenkönig selbst mitgeprägt. Seine Taten stehen für sich – aber er hat Vieles erläutert, erklärt, gerechtfertigt, interpretiert. Unermüdlich hat er geschrieben in der klaren Absicht, den Zeitgenossen und der Nachwelt *seine* Sicht auf seine Person, auf sein Handeln und seine Motive geradezu aufzudrängen. Er führt, wie Ute Frevert formuliert, „künftigen Geschichtsschreibern die Feder“ und will „noch über den Tod hinaus Deutungsmacht ausüben“⁵. Was ihn dabei antrieb, liegt offen zutage: sein ungeheurer Ehrgeiz, ja geradezu seine „Ruhmsucht“⁶. Er präsentiert sich als machtbewusster Schlachtenlenker *und* als feingeistiger König – und wurde so selbst der Erfinder des ambivalenten Friedrich-Bildes, das bis heute im Wesentlichen gilt.

Eine weitere kaum bezwingbare Hürde auf der Suche nach dem „wahren

4 Schieder; vgl. knapp Heinz Duchhardt: Barock und Aufklärung. München 2007 (Grundriss der Geschichte 11), S. 205-209.

5 Frevert, S. 12.

6 Luh widmet das längste – und zugleich das erste – Kapitel seiner Friedrich-Biographie der „Ruhmsucht“ des Königs, die er als „Friedrichs wesentliche Antriebskraft“ identifiziert, S. 12.

Friedrich“ stellt die ungeheuerere Deutungsvielfalt der Nachwelt dar, die den Großen zu allen Zeiten für ihre Zwecke gebraucht und missbraucht hat. Gerade seine Widersprüche machten es den Exegeten leicht. Jeder fand einen passenden Anknüpfungspunkt und konnte sich „seinen“ Friedrich basteln. Exemplarisch nenne ich nur Hermann Göring, der ihn 1936 als „Nationalsozialisten auf dem preußischen Thron“ ansprach⁷. Das kann man Friedrich natürlich nicht zur Last legen. Aber das extreme Beispiel verdeutlicht ein allgemeines Phänomen: Je nach Gusto gab es die verschiedensten Friedrichs – mal strahlende Helden, mal schlimme Finsterlinge. Er wurde gesehen, wie man ihn gerade benötigte für eigene Ziele und Sehnsüchte – mit der Folge, dass die historische Figur unter einem Gebirge von Deutungen und Umdeutungen geradezu verschüttet ist. Wir müssen uns klarmachen, dass *unser* Bild des Großen vor allem mit diesem Nachleben zu tun hat. Weniger Friedrich selbst als die unzähligen Friedrich-Konstruktionen haben die Menschen bewegt, geeint und entzweit.

Und 2012? – Alles ziemlich emotionslos. Berührt uns der Große, einst so Übergroße heute noch? Noch vor 25 Jahren wurde heftig gestritten, ob man ihn überhaupt „den Großen“ nennen dürfe... Oder der Streit um Friedrich-Deutungen in Ost- und Westdeutschland – und der Wettlauf, um sich „seinen“ Friedrich nicht vom jeweils anderen Teilstaat wegnehmen zu lassen. Das ist nicht lange her.

Heute sind wir von Leidenschaft weit entfernt. Nicht nur für Jüngere ist der „Alte Fritz“ weder Idol noch Feindbild. Er ist uns innerlich fern geworden, er stellt keine Projektionsfläche aktueller Phantasien mehr dar. Will man noch etwas spüren von einstigen Emotionen, muss man den Blick nach Polen lenken: Dort rührt der König der polnischen Teilungen bis heute an zentrale Elemente nationaler Identität⁸. Bei uns hat er sein Gewicht für die nationale Selbstvergewisserung – im Guten wie im Schlechten – eingebüßt.

All die Widersprüche, all die ideologischen Aufladungen, an deren Anfang Friedrich selbst steht – das ist keine einfache Ausgangslage für aktuelle Betrachtungen. Vielleicht ist es gar nicht unsinnig, sich nicht an einer weiteren aussichtslosen Großdeutung abzumühen, sondern einfach den Ein-

7 Zitiert nach Hans-Jürgen Bömelburg: Friedrich II. als Erinnerungsort im deutschen und polnischen Bewusstsein. In: Friedrich300 – Colloquien, Friedrich der Große – eine perspektivische Bestandsaufnahme. http://www.perspectivia.net/content/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-bestandsaufnahme/boemelburg_erinnerungsort. Aufruf vom 19. Februar 2012.

8 Nur exemplarisch sei hier auf das Doppelinterview mit dem australischen Historiker Christopher Clark und seinem polnischen Kollegen Adam Krzemiński verwiesen, in: Die Zeit. Zeit Geschichte. Epochen. Menschen. Ideen. 4/11 (2011), S. 30-38.

zelfall, das lokale Beispiel, in den Blick zu nehmen. Von Soest aus wollen wir ihn betrachten, um zwar nicht den ganzen Friedrich, aber hoffentlich Aspekte seines konkreten Handelns erkennen zu können.

Eine Beziehung zwischen dem großen König und dem leider nur noch mittelgroßen Soest muss man nicht künstlich konstruieren. Zwar hat Friedrich die Stadt nie betreten, aber in ihre Geschicke hat er kräftig eingegriffen und eine markante Zäsur bewirkt: Er machte der uralten Verfassung den endgültigen Garaus und setzte den Schlusspunkt hinter die große Epoche Soester Autonomie – er beseitigte sozusagen das alte Soest und die Reste seiner politischen Größe.

Das sind grobe und forsche Behauptungen, die man sicher genauer und abwägender treffen könnte. Auf Tausenden von Seiten nimmt sich die Soester Stadtgeschichte dieser Aufgabe an. In einem Vortrag darf man aber mal versuchen, Aussagen zuzuspitzen – und eventuell etwas zurückzunehmen, wenn man zu weit vorgeprescht ist.

Weil ich Friedrichs Rolle in einer Langzeitperspektive ausloten möchte, muss ich zunächst weit zurück ins Mittelalter. Wenn die Soester sich allgemein viel zugutehalten auf ihre Geschichte, dann besonders auf die Selbstständigkeit der Stadt und deren Behauptung gegen Kräfte von außen. Berühmt ist ihr Stadtrecht, das sie ausgerechnet in dem Moment formulierten, als ihr Stadtherr, der Kölner Erzbischof, einem Attentat zum Opfer gefallen war. Sofort nutzten sie das Machtvakuum und schrieben so viel wie möglich auf die Kuhhaut – manches davon war nicht unumstritten. Schon hier, im frühen 13. Jahrhundert, erkennt man das Streben nach Autonomie als ein zentrales politisches Motiv. Schon damals übrigens war der fremde Herr wenig beliebt: Kaum war er ermordet, zerstörten die Soester seine Pfalz.

Die folgenden Jahrhunderte boten manche Reibereien zur Frage, wer in Soest das Sagen habe: Der Landesherr oder die Bürger. Immer wieder mussten die Gewichte mühsam austariert werden. Mit dem Soester Selbstbewusstsein wuchs die Bereitschaft, die Macht des Kölners zurückzudrängen. Dieser versuchte im Gegenzug, seine Herrschafts- und Besitzrechte zu verdichten und zu einer geschlossenen Landesherrschaft auszubauen.

Lange fanden Stadt und Erzbischof Kompromisse zu beider Vorteil. Aber die Zeichen der Zeit wiesen – nicht nur in Soest – in eine andere Richtung. Im Mittelalter hatten die *Städte* eine politische, rechtliche und wirtschaftliche Vorreiterrolle erreicht. Nun kamen die *Staaten* und holten nicht nur auf, sondern zogen vorbei und formulierten immer entschiedener ihren Hoheitsanspruch. Mehr und mehr setzten sie eine einheitliche Gebiets-

hoheit sowie die Monopolisierung der Staatsgewalt durch. Dem standen überall alte, verbrieft Rechte entgegen – auch die Soester.

Natürlich löste das überall Konflikte aus, die nach und nach zugunsten der Staaten gelöst wurden. Soest war eine große Ausnahme: Hier scheiterte der Erzbischof, als er sein Verständnis von Fürstenherrschaft durchsetzen wollte. In der Soester Fehde triumphierte das kommunale Selbstbewusstsein. Aus Soester Sicht geriet der Sieg über den machtgierigen Rechtsbrecher aus Köln zum Symbol unbeugsamen Freiheitswillens.

Mit der Fehde wechselte die Börde Stadt den Landesherrn und konnte im Herzogtum Kleve eine außerordentliche Unabhängigkeit erreichen. Das sogenannte „Pactum ducale“ garantierte Rechte und Privilegien, die einer freien Reichsstadt gleichkamen. Ab 1471 tauchte Soest sogar in der Reichsmatrikel auf. Da das aber Kosten bedeutet hätte, nahm man diese Option nicht wahr. Besser konnte es ja nicht sein: Größte Selbstständigkeit war gesichert und die Herzöge machten keine Anstalten, dagegen vorzugehen. Nicht einmal Steuern musste man entrichten, wenngleich die Stadt vorsichtshalber gelegentliche Zahlungen leistete – und nie versäumte, die Freiwilligkeit hervorzuheben.

Wie schön hätte es sein können, wenn nicht die Klever ausgestorben und ihnen ausgerechnet die Brandenburger bzw. Preußen gefolgt wären. Nun ging es langsam bergab. Der Dreißigjährige Krieg beschleunigte den wirtschaftlichen und demographischen Niedergang – und kurz danach ging es dem politischen Sonderstatus zu Leibe. Schon der Große Kurfürst begann das Werk, das sein Urenkel Friedrich vollendete. Das ist wichtig für dessen Deutung und Bewertung: Er ist nicht der einzigartige böse Despot, sondern Glied einer Kette preußischer Monarchen, die „ihren“ Staat planvoll ausbauten.

Die Motive der Hohenzollern liegen auf der Hand. Für die machtvollere Entwicklung Preußens benötigte man ein – teures – stehendes Heer, folglich ein durchgreifendes Steuersystem und eine starke Verwaltung. Das Unausweichliche passierte. Was in der Fehde noch einmal abgewehrt werden konnte, traf Soest Jahrhunderte später aufs Neue: der Prozess der neuzeitlichen Staatsbildung.

Natürlich ging es nicht nur um Soest. Mit Kleve-Mark und weiteren Gebieten verfügte Brandenburg über große neue Gebiete im Westen – weit entfernt von Berlin und ganz anders strukturiert als die alten Provinzen. Nur allmählich konnte die zentrale Staatsmacht seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts ihre Herrschaft in Rheinland-Westfalen festigen – ein zäher Prozess, der aber nirgends so mühsam war wie in Soest⁹.

9 Noch einmal sei für die Fakten auf Pechel und Günther verwiesen.

Unsere Ahnen wehrten sich energisch und lange erfolgreich. Zwar mussten sie nun regelmäßig Steuern entrichten – aber nur geringe Beträge, die sie komplett auf die Börde umlegten. Ansonsten gelang es, das Soester System kommunaler Selbstverwaltung und Rechtsprechung zu verteidigen.

Friedrichs Vater verstärkte nach seiner Krönung im Jahr 1713 den Kampf gegen die Soester Sonderrolle. Nun verschärfte sich der Zwiespalt. Weil der König riesige Summen für sein Militärprogramm brauchte, führte er in Kleve-Mark ein neues Steuersystem ein. Und weil zur Umsetzung eine effiziente Verwaltung vor Ort nötig war, verfügte er deren grundsätzlichen Umbau und vor allem die Ablösung gewählter Ratsmitglieder durch von ihm eingesetzte „königliche Beamte“.

Beides klappte überall – außer im fehdegestählten Soest. Die Stadt argumentierte hartnäckig mit den uralten Rechten und Privilegien. Als – endlich – das neue Steuersystem, die Akzise, eingeführt werden konnte, hatte Soest aus einer Position der Stärke einzigartige Sonderkonditionen ausgehandelt. Nicht nur hier konnte die Stadt ihren Status behaupten. Noch wichtiger war, dass die – sonst überall abgeschaffte – Ratswahl bewahrt werden konnte. Nicht einmal eine Wahlaufsicht konnte der König durchsetzen. Die Soester Verwaltung war und blieb städtisch und bot ein höchst wirksames Instrument, die Eingriffsversuche aus Berlin abzuwehren, zu verzögern oder einfach zu ignorieren.

Im zähen Ringen mit der Obrigkeit gaben die Soester nicht einen Millimeter kampflos verloren. Hier und da ging es gelegentlich vorwärts für die Preußen – aber ein durchgreifender Erfolg gelang nicht. Als Friedrich seinem Vater 1740 auf dem Thron folgte, waren die Konflikte ungelöst. Friedrich Wilhelm hatte attackiert und *im Land* große Fortschritte erzielt. In *Soest* aber war er kaum weitergekommen. Erst sein Sohn führte die Dinge konsequent zu Ende.

Erinnert sei an die Münzprägung, die bekanntlich ein besonderer Dorn im preußischen Auge war: Soester Münzen galten wegen ihrer miserablen Qualität geradezu als Landplage. Friedrich Wilhelm sprach ein Prägeverbot aus – leider folgenlos: Soest hatte ewig Münzrecht ausgeübt und kümmerte sich nicht um staatliche Anmaßungen. Der erboste König forderte Rechenschaft. Diese unterblieb – die Soester antworteten nicht einmal. Erst nach scharfer Mahnung kam eine Reaktion – aber ganz anders, als Berlin erwartet hatte. Die Stadt verwies knapp auf die Rechtslage – sie habe auf die königlichen Verbote und Ermahnungen nicht reagiert, weil man sie für ein Versehen gehalten habe. Wie gewohnt stellte man seine mittelalterlichen Rechte über die normsetzende Kraft des modernen Staates.

Zehn Jahre brauchte selbst der große Friedrich, um die Vorstöße seines Vaters zu Ende zu führen. Ständig steigerte er den Druck auf die aus seiner Sicht illegalen Soester Münzen. Trotz aller Drohungen stellten die Soester das Prägen aber nicht ein. Fassungslos ließ Friedrich bei der Aufsichtsbehörde nachfragen: Offenkundig würde „zu Soest mit Pregung der Scheide-Müntz, die Fuchse genannt, gegen unsern ernstlichen Verboth annoch continuirt“¹⁰. So war es: Die Soester prägten munter weiter, als einzige Stadt der ganzen Monarchie – bis Friedrich der Geduldsfaden riss: Er verhängte eine Geldstrafe von 100 Dukaten und drohte eine weitere von gewaltigen 1.000 an, die er mit militärischen Mitteln einzutreiben drohte. Es bedarf keiner Erwähnung, dass Soest eine krieglerische Neuauflage der Fehde nicht wagte: 1750 endete die städtische Münzprägung.

Ein für die Herrscher ähnlich schmerzliches Thema waren die Zustände der Soester Finanzen. Es gab eine geradezu verwirrende Menge von Kassen – allesamt in schlechtem Zustand. Vergebens mühten sich die Preußen um Ordnung und Reformen. Alle Ratschläge und Befehle wurden nicht nur ignoriert, sondern mit Hinweis auf die städtischen Privilegien als unrechtmäßige Übergriffe zurückgewiesen. Die Soester weigerten sich sogar vehement, den staatlichen Kommissaren auch nur Einblick in ihr Rechnungswesen zu gewähren.

Betrachtet man das Ausmaß der Mängel, kann sich ein gewisses Verständnis für die Preußen schon einstellen. „Das Bild, das die Soester Kämmererei dem Beschauer bot, mag ihm allerdings etwas ungewohnt gewesen sein“¹¹ – so kommentierte ein Chronist den Zustand des Finanzwesens, der tatsächlich weit von allen Regeln und Normen entfernt war. Aber zugleich muss man das Soester Beharren auf seinem überkommenen Recht bewundern. Auch im Finanzwesen musste Friedrich Erfahrungen machen wie sonst nirgends in seinem Königreich. Sein überall reibungslos umgesetztes neues Rechnungswesen blieb „in Soest unausgeführt.“ Wenig später scheiterte auch sein – ebenfalls in ganz Preußen problemlos gültiges – Finanzedikt. „Gerichtet hat man sich dort [in Soest, N. W.] jedenfalls nicht danach“¹². Hier und da gab es Mahnungen – allesamt wirkungslos.

Schon zur Zeit der Fehde hatte das Soester Pochen auf sein altes Recht eine besondere Qualität. Wie sehr die Stadt nun – im 18. Jahrhundert, der Zeit der Aufklärung, in einer von modernen Staaten geprägten Welt, und dann auch noch im hochdynamischen Preußen – nicht einfach das Neue

10 Zitat nach Hans Krusy: Beiträge zur Münzgeschichte der Stadt Soest. Teil V: Der Streit mit Berlin. In: Soester Zeitschrift 89 (1977), S. 78-93, Zitat S. 83; dort insgesamt zum sehr unterhaltsamen Streit mit Berlin; vgl. Ilisch.

11 Pechel, S. 49.

12 Ebd., S. 63 und S. 66.

ignorierte, sondern das Alte mit offensiv vorgetragenem Rechtsbewusstsein verteidigte, ist *einzigartig*. Man bestritt das Recht des Staates, Normen zu erlassen, die gegen das überkommene Soester Recht verstießen. Der Arm Friedrichs reichte weit – aber kaum in die Soester Stadtmauern hinein.

Auch wenn die Bördestadt für Preußen auf dem Weg zur Großmacht kein Hindernis bedeutete, widmete sich der König seinem widerspenstigen Gegenspieler mehrfach persönlich. Wie schon sein Vater identifizierte er als Quell allen Übels die freie Ratswahl in den Städten. Hier wählten die Bürger ihresgleichen – und die Gewählten handelten im Sinne der vernetzten lokalen Gemeinschaft.

War Friedrich Wilhelms Beseitigung dieser Wahlen und Einsetzung eigener Beamten in Soest gescheitert, machte der Sohn endgültigen Prozess. Wir kennen ja den Friedrich-Stereotyp seiner persönlichen, konkreten Herrschaftsausübung. Schon zu Lebzeiten kursierte eine Fülle von Schriften, die entsprechende Anekdoten sammelten. Friedrich vor Ort – Friedrich im Kontakt mit den Untertanen – Friedrich auf Augenhöhe: Dieses Bild ist bewusst erzeugt worden, nicht zuletzt vom König selbst. Aber es ist etwas dran. So war es kein Wunder, dass er sein Soest-Problem endgültig löste, als er sich 1751 auf einer Westfalenreise befand. Hier wurden ihm einige Soest betreffende Denunziationsschriften überreicht. Solche Schriften, die aus der Stadt selbst kamen, hatten übrigens Tradition.

Nun handelte Friedrich entschlossen: „Nachdem Seine Königliche Majestät bei Dero jetzigen Anwesenheit in hiesigen Landen nicht nur durch verschiedene von der Bürgerschaft der Stadt Soest eingereichte Memorialia ersehen, sondern auch sonst zuverlässig in Erfahrung bringen müssen, wie der Magistrat des Ortes nicht nur das ihm zugelassene Wahlrecht zu Besetzung derer rathhäuslichen Stellen zum höchsten missbrauchet und darin fast überall nach Passion und Eigennutz verfahren hat, sondern dass auch dadurch alle gute Ordnung und Polizei bei der Stadt gänzlich verfallen, die getreue Bürgerschaft zum höchsten gedrückt und deren Aufnahme und wahres Bestes auf alle Weise verhindert und zurückgehalten worden, als haben Seine Königliche Majestät aus landesherrlicher Macht und Gewalt resolviret, dass das bisherige Wahlrecht des Magistrats gedachter Stadt Soest von nun an gänzlich aufgehoben sein soll, dahergegen aber Seine Königliche Majestät die Besetzung aller und jeder rathhäuslichen Stellen und Bedienungen Sich Selbst vorbehalten wollen, mithin bei vorkommenden Vacantien von dergleichen Bedienungen jedesmal

höchstderoselben die gehörige Anzeige davon geschehen und über deren Wiederbesetzung Dero Resolution erwartet werden soll¹³.

Mit einem Schlag wurden die uralte, berühmte Verfassung beseitigt, der Magistrat entlassen, auswärtige Beamte eingesetzt und das Kassenwesen neu geordnet – ganz nach dem herrschenden Staatsinteresse. An der Selbstlosigkeit der Motive kann man zweifeln, wenn man sieht, wie blitzartig auf königlichen Befehl städtisches Vermögen verkauft werden musste.

Die neue Stadtverfassung und -verwaltung unterschied sich nicht von anderen Städten. Nach langem Abwehrkampf hatte Friedrich Soest auf preußische Linie gebracht – drei Jahre nach Emden und damit als allerletzte Stadt des gesamten Königreichs. Noch einmal konnte Soest als etwas Besonderes Eingang in die Geschichtsbücher finden – etwa in das große Preußen-Buch Christopher Clarks, das deshalb im Literaturverzeichnis genau *eine* Stadtgeschichte aufführt – unsere! Mit der Soester Verfassung waren die letzten Traditionen kommunaler Autonomie in ganz Preußen eingeebnet.

Nur ein winziges Schlaglicht auf eine historische Riesengestalt kann unser Beispiel werfen: Aus unserem Blickwinkel lag der berühmte König ganz im Trend der Zeit: Staatsräson und Staatsausbau – das hätten seine regierenden Kollegen wohl allesamt mitunterschrieben. Gerade die Hohenzollern und besonders sein Vater hatten dasselbe politische Programm verfolgt. Wenn im Jubiläumsjahr der Vater-Sohn-Konflikt und die so unterschiedlichen Persönlichkeiten der beiden viel Aufmerksamkeit finden, steht ihre *Politik* der Intensivierung staatlicher Herrschaft in ungebrochener Kontinuität zueinander. Stück für Stück beseitigten sie überall im Land die Freiräume ständischer und lokaler Gewalten. Den härtesten Brocken aber – Soest – konnte nach jahrzehntelangem Kampf erst Friedrich aus dem Weg räumen.

Wenn man den langen Verteidigungskampf der Soester als ‚zweite Soester Fehde‘ bezeichnen will, so waren unsere Ahnen diesmal nicht erfolgreich. Mit Friedrich siegte der moderne Staat endlich auch in der Börde. Die Epoche der Selbstständigkeit war für immer vorbei. Bildlich gesprochen legte Friedrich die Kuhhaut zu den Akten und machte sie zu dem,

13 Cabinetsordre an das General-Directorium vom 11. Juni 1751, erlassen in Bielefeld. Siehe Gustav von Schmoller, Otto Hintze (Bearb.): Acta Borussica. Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preußens im 18. Jahrhundert. 9. Bd.: Akten von Anfang August 1750 bis Ende 1753 Berlin 1907, S. 164f.

was sie heute ist: zu Archivgut. Damit endete das Mittelalter auch in Soest – weit später als anderswo.

Für die Entwicklungschancen der Stadt wäre es sicher besser gewesen, früh eine neue Funktion *innerhalb* des modernen Staates zu finden, statt möglichst unbehelligt oder gar gegen ihn zu handeln. Vielleicht hätte es zu einer Garnison oder Universität, zu einem Messe- oder Verwaltungszentrum geführt – die urbanen Voraussetzungen waren da.

Angesichts der Liebe der Soester zu ihrer glänzenden Zeit als Quasi-Stadtstaat wundert es nicht, dass Friedrich der Große in der städtischen Erinnerungskultur keinen populären Platz einnimmt. Das gilt nicht nur für ihn, sondern für Preußen insgesamt: Ich kenne in Westfalen keine Stadt, die nicht nach Friedrich oder Vincke, nach Humboldt oder Hardenberg, nach Scharnhorst oder Stein eine Straße oder einen Platz, eine Schule oder ein Institut benannt hat. – Nur Soest verzichtet darauf vollständig¹⁴.

Wir mögen sie nicht und bringen wenig Verständnis oder gar Wärme auf für unsere Kontrahenten von außen. Deren Motive werden nicht immer mit letzter Genauigkeit untersucht und mit allerletzter Fairness gewürdigt. Wollen wir wirklich etwas hören vom schwierigen Transformationsprozess vom mittelalterlichen Rechtsverständnis zu moderner Staatsgewalt? – Oder sind für uns nicht alle auswärtigen Herrscher, ganz gleich ob sie Dietrich oder Friedrich heißen, ruchlose Eindringlinge, die *unsere* Soester Rechte bedrängen oder rauben? – Die Formel „Freiheitskampf gegen Unrechtsherrschaft“ macht es uns einfach – und hilft bei der lieb gewonnenen Rollenverteilung von Gut und Böse.

Diesen Gedanken will ich nicht vertiefen – und schon gar nicht aktualisieren, so reizvoll das auch wäre –, sondern nur durch *den* Kronzeugen Soester Geschichtssinns illustrieren. Geradezu wie „ein Hohn“ erschienen Hubertus Schwartz die preußischen Privilegienbestätigungen angesichts des Vorgehens der Monarchen und ihrer bürokratischen Helfer. Für ihn waren die hiesigen Beamten, die im Sinne von Reformen mit Berlin zusammenarbeiteten, regelrechte „Handlanger der kurfürstlich-königlichen Entrechtungspolitik gegen die Stadt Soest.“ „Dieses Vorgehen“ – so fährt der Altmeister der Soester Geschichtsschreibung fort – „war eines Staates wie Preußen unwürdig“. Nur einige Beispiele nenne ich noch aus der Fülle von Rundumschlägen des Senators, der seine Wut kaum zähmen konnte: Aus seiner Sicht „maßte die preußische Regierung sich an, ohne irgendwelche Rechtstitel dazu zu besitzen, durch eine Kommission das

14 Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal von 1888 auf dem Petrikirchhof gedenkt der Gefallenen aus dem deutsch-französischen Krieg und diente nicht dem Preußen-, sondern dem deutschen nationalen Gedenken.

städtische Finanzwesen prüfen zu lassen“ und war bestrebt, „jeden Rest einer Selbstverwaltung zu unterdrücken“. Friedrich dem Großen unterstellt er gar eine über jede Notwendigkeit hinausgehende Neigung zur symbolischen Erniedrigung Soests, wenn der König die Stadt zwingt, das Ratssilber, den Seel, Amts- und Weinhaus oder die Stadtgräben zu verkaufen – das alles „letztlich wohl nur deshalb, um die Zeugen alter Selbständigkeit zu beseitigen und der Stadt das Ende ihrer Eigenrechte möglichst anschaulich zu Bewußtsein zu bringen“.¹⁵

Hier breche ich ab und weise nur darauf hin, dass wir sogar beim örtlichen Mini-Beispiel in der Urteils-Falle sitzen. Selbst unsere lokale Erinnerung an den ‚Soest-Friedrich‘ ist aufgeladen und von Standpunkten abhängig. Wir *können* ihn – aus Soester Sicht – nicht wertschätzen oder gar lieben, den Überwinder der Kuhhaut. Und auch der Hinweis, dass spätestens Napoleon ein paar Jährchen später die alten Rechte beseitigt hätte, wird nicht helfen. Ob es beim 400. oder vielleicht beim 500. Geburtstagsjubiläum anders sein wird? Da muss man angesichts des Soester Beharrungsvermögens skeptisch sein. Für heute haben wir jedenfalls unsere Jubiläums-pflicht erledigt und können uns 100 Jahre Ruhe vor Friedrich gönnen.

Ausgewählte Literatur:

Horst Carl: Das 18. Jahrhundert (1701-1814). Rheinland und Westfalen im preußischen Staat von der Königskrönung bis zur „Franzosenzeit“. In: Georg Mölich, Veit Veltzke, Bernd Walter (Hrsg.): Rheinland, Westfalen und Preußen. Eine Beziehungsgeschichte. Münster 2011, S 45-111.

Christopher Clark: Preußen. Aufstieg und Niedergang. 1600-1947. München 2007.

Ute Frevert: Gefühlspolitik. Friedrich II. als Herr über die Herzen? Göttingen 2012.

Ralf Günther: Städtische Autonomie und fürstliche Herrschaft – Politik und Verfassung im frühneuzeitlichen Soest. In: Ellen Widder (Hrsg.): Soest. Geschichte der Stadt. Bd. 3: Zwischen Bürgerstolz und Fürstentum. Soest 1995 (Soester Beiträge 54), S. 17-123.

Peter Ilisch: Münz- und Währungsgeschichte der Stadt Soest. In: ebd., S. 249-268.

Rolf Dieter Kohl: Absolutismus und städtische Selbstverwaltung. Die Stadt Soest und ihre Landesherren im 17. Jahrhundert. Diss. Münster 1974.

15 Hubertus Schwartz: Kurze Geschichte der ehemals freien Hansestadt Soest. Münster 1949, Zitate S. 67, S. 69-71.

Frank-Lothar Kroll: Friedrich der Große. In: Etienne François, Hagen Schulze (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte. Bd. 3. 2. Aufl. München 2002, S. 620-635.

Johannes Kunisch: Friedrich der Große. Der König und seine Zeit. München 2009.

Jürgen Luh: Der Große. Friedrich II. von Preußen. München 2011.

Johannes Pechel: Die Umgestaltung der Verfassung von Soest im Zeitalter Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. 1715-1752. Diss. Göttingen 1905.

Theodor Schieder: Friedrich der Große. Ein Königtum der Widersprüche. Frankfurt am Main 1983.

Heinz Schilling: Die Stadt in der frühen Neuzeit. München 1993 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 24).

ANDREAS ELSNER

SOESTER BÜRGER ALS FRANZÖSISCHE GEISELN IM SIEBENJÄHRIGEN KRIEG¹ Parentibus carissimis

Aktenfund und Spurensuche!

Am 6. Dezember 1758 beklagten sich zwei Soester Geiseln, die in Wesel am Niederrhein von der französischen Armee festgehalten wurden, in einem Bericht an den Soester Magistrat, dass dieser auf einige ihrer Schreiben keine Antwort gegeben habe und auch sonst nicht sehr mitteil-sam sei. Sämtliche *Conotages* (= Mitgeiseln) dagegen würden regelmäßig von ihren Städten Informationen über den aktuellen Stand der Dinge erhalten. Der Soester Magistrat scheint auf diese Beschwerden überhaupt nicht reagiert zu haben, denn anders kann das nächste Schreiben wohl kaum interpretiert werden, welches die beiden Geiseln am 29. Dezember 1758 abfassten: *Es ist wahrhaftig recht unbarmhertzig, wie E. E. Magistrat mit uns umgeht. Die Anklage gipfelte in der Formulierung: Es ist nicht anders, als wann man an unserer Abwesenheit ein Vergnügen fände. Falls wir, die Geiseln, auch so schlutrich (= schluderig) zu Werke gingen, würde Unser Sitzen sich wohl bis in die spätesten Zeiten hinausschleppen, und wir in der Gefangenschaft endlich gar umkommen müssen. Hierzu haben Wir eben keine sonderliche Lust.* In diesen vorwurfsvollen Äußerungen wird die ungeheure psychische Anspannung sichtbar, unter welcher die Geiseln während ihrer Gefangenschaft gestanden haben und welche sich gerade angesichts des in Unfreiheit verbrachten Weihnachtsfestes, des bevorstehenden Jahreswechsels und hinsichtlich der ungewissen Entwicklung in puncto eigener Freilassung einen Weg gebahnt hatte. Der Magistrat reagierte prompt Anfang Januar 1759, fühlte sich jedoch brüskiert

1 Bei dem Beitrag handelt es sich um die weitgehend unveränderte Fassung des Vortrages, der anlässlich des traditionellen „Herrenessens mit Damen“ des „Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest“ am 23.3.2010 im Hotel Haus Griese, Möhnesee-Körbecke, gehalten wurde. Um die Form des Vortrags zu wahren, wurden daher Satzbau, Wortwahl und sprachlicher Duktus der mündlichen Präsentation beibehalten sowie aus Gründen der Lesbarkeit auf Anmerkungen verzichtet. Verwiesen sei auf grundsätzliche Literaturangaben am Ende des Beitrags sowie auf eine ausführlichere Darstellung des Themas im Rahmen einer demnächst erscheinenden größeren wissenschaftlichen Arbeit mit dem entsprechenden Apparat.

von dem *impertinenten* (frechem, unverschämtem) Verhalten der Geiseln und äußerte in sehr gereiztem Ton: Der Vorwurf, dass der Magistrat selber womöglich eine Schuld an dem schleppenden Verlauf der Dinge trage, wäre eine *chicaneuse* [böswillige] und *grundlose imputation* [ungerechtfertigte Beschuldigung].

Begeben wir uns auf eine Spurensuche. Denn dieser Aktenfund wirft reichlich Fragen auf. Die Passion der Historiker ist es ja zunächst, möglichst viele Fragen an ihre Quellen zu richten:

Wer waren die Geiseln? Wer waren die erwähnten Mitgeiseln? Woher kamen diese? Warum wurden gerade diese Personen als Geiseln verschleppt? Wohin wurden sie verschleppt? Wie lange? Kamen sie wieder frei, wenn ja, wie? Gab es besondere Vorkommnisse in der Geiselhaft? Wie erlebte, besser: erlitt eine Geisel eine Gefangenschaft? Gab es weitere Geiselnahmen in Soest? Welche Konflikte, Folgen und Schwierigkeiten ergaben sich für die Stadt bzw. in der städtischen Gesellschaft? Was ist eine Geisel überhaupt? Und was hatte die westfälische Stadt Soest mit dem



Johann Ludwig Lentze (1704-1772), Soester Stadtpräsident. Unbekannter Maler (Wilhelm Kleine?), Burghofmuseum Soest.

Siebenjährigen Krieg zu tun, der gemeinhin doch mit dem Machtanspruch Friedrichs des Großen auf Schlesien identifiziert wird?

Bevor ich mich im Folgenden bemühen werde, viele dieser Fragen zu beantworten, sei kurz das Rätsel gelöst, wer denn nun die beiden Geiseln aus dem zitierten Schreiben waren: Es waren notabene der Stadtpräsident Johann Ludwig Lentze (1704-1772, Abb.) und der für die innerstädtische Verwaltung zuständige Polizei-Bürgermeister Christian Heinrich Metzingk, also die hierarchisch an erster Position im Soester Magistrat stehenden offiziellen Funktions-

träger, die in der zweiten und längsten Geiselnahme Soester Bürger vom 10. November 1758 bis zum 18. März 1759 für 128 Tage nach Wesel verschleppt worden waren. Beide Personen waren erst 1752 im Zuge der Verfassungsneuordnung von Soest durch Friedrich II. als königliche Beamte aus Brandenburg in Soest eingesetzt worden – nicht unbedingt zur Freude der nun entmachteten bzw. kontrollierten Soester Patriziergeschlechter.

Wegen deren Jahrhunderte langen politischen Klüngels, letztendlich vor allem auch wegen Unregelmäßigkeiten bei Wahlen war die Soester Verfassung ja geändert worden.

1. Soest und der Siebenjährige Krieg

Amerika ist in Deutschland erobert worden. So lautet ein berühmtes Diktum von William Pitt, dem englischen Staatsmann, in einer Unterhausrede vom 9. Dezember 1762. Seine Begründung ist einleuchtend und überzeugend: In Deutschland könne man Frankreichs Streitkräfte beschäftigen und ablenken. Wäre dem nicht so, wären diese französischen Truppen in Amerika eingesetzt worden, wodurch den Engländern ihr Sieg schwerer gefallen und die Kosten des Krieges höher gewesen wären.

Dieser Ausspruch signalisiert die Verzahnung der verschiedenen Kriegsschauplätze des Siebenjährigen Krieges auf dem europäischen Kontinent mit denen in den überseeischen kolonialen Besitzungen der Engländer und Franzosen.

In Europa verteidigte Friedrich der Große im Siebenjährigen Krieg, als Drittem Schlesischen Krieg, 1756-1763 gegen die österreichisch-russisch-französische Allianz seinen Herrschaftsanspruch auf Schlesien in den Kriegszügen in Schlesien, Sachsen und Böhmen. Hintergrund dieses Krieges war der Aufstieg Brandenburg-Preußens zur europäischen Großmacht, aber auch die Rivalität Österreichs um die Vorherrschaft in ‚Deutschland‘.

Außerhalb Europas gab es zeitlich fast parallel dazu v. a. in Indien und Nord- und Mittelamerika einen globalen Machtkampf zwischen Großbritannien und Frankreich um die künftige Vorrangstellung (French and Indian War, 1754-1763).

Die beiden, mit Ausnahme der Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757, eigentlich getrennten kriegesischen Konflikte überschneiden sich im Westen Deutschlands. Somit wurde dieser Region eine passive „Scharnierfunktion“ auferlegt. Die preußischen Westprovinzen gehörten territorial zum ostmitteleuropäischen Kriegsgeschehen und wurden in den kolonialen Konflikt zwischen Großbritannien und Frankreich als „Nebenkriegsschauplatz“ verwickelt. Bei diesen Westprovinzen der Hohenzollernmonarchie, die durch ihre geographische Lage als isolierte, nicht zusammenhängende Territorien unfreiwillig zum Kriegsschauplatz wurden, handelte es sich um: Grafschaft Minden-Ravensberg, Herzogtum Kleve-Moers, Grafschaft Lingen-Tecklenburg, Provinz Ostfriesland, Grafschaft

Mark mit dem „Anhängsel“ Soest und Soester Börde, die eine „Insellage“ umgeben von nicht-preußischen Gebieten aufwiesen. Die Bevölkerung musste für sieben Jahre die schrecklichen Begleiterscheinungen eines Krieges ertragen: feindliche Invasion und Okkupation, die rücksichtslose Ausnutzung durch beide Kriegsgegner als Versorgungsgebiet und das unfreiwillige „Zurverfügungstellen“ als Schlachtfeld. Konkret bedeutete dies für den Alltag: Einquartierungen in zivile Häuser, Vorspann, Fourageleistungen, Stellen von Arbeitskräften z. B. beim Festungsbau in Lippstadt, mit am Ende teils dramatischen Verlusten an Menschen, Vieh, Pferden, Nahrungsmitteln, Hausrat, Brennholzmaterial, „Aufräumarbeiten“ nach Kampfhandlungen.

Das schlimmste und bedrückendste Kriegsjahr war für die Stadt Soest und die Börde das Jahr 1761 mit dem traurigen Höhepunkt der Schlacht bei Vellinghausen und Scheidingen am 15./16. Juli. Deren Ausgang hat sicherlich keine endgültige Entscheidung für den weiteren Kriegsverlauf gebracht und ist daher auch eher als eine marginale Erscheinung in die militärische Geschichte des Siebenjährigen Krieges eingegangen. Das Schlachtfeld war jedoch geprägt von der größten Truppenkonzentration feindlicher Heere, die dieser Krieg auf dem europäischen Kontinent je besessen hat. Denn hier in der Soester Börde standen sich summa summarum ca. 150.000 Soldaten gegenüber: die vereinigten Armeen der französischen Marschälle Broglie und Soubise mit wenigstens 100.000 bis 120.000 Mann und das Heer der preußischen Alliierten unter dem Kommando des Herzogs Ferdinand von Braunschweig mit 50.000 bis 60.000 Soldaten! Selbst die größten Schlachten auf dem östlichen Kriegsschauplatz bei Prag am 6. Mai 1757 mit insgesamt 125.000 Soldaten auf beiden Seiten und der preußischen Tragödie bei Kunersdorf am 12. August 1759 mit zusammen 122.000 Mann erreichten nicht annähernd eine derartig massive Ansammlung von Truppen wie in der Soester Börde im Juli 1761.

2. Was ist eine Geisel?

Eine Geisel – der Begriff stammt aus dem indogermanischen *g'heislo* und bedeutet „der unfreiwillig Zurückgebliebene“ – ist im weitesten Sinne des Wortes eine Person, „die zur Sicherung der Erfüllung eines nicht oder nicht nur gegen sie gerichteten Anspruchs dem Gewahrsam und der Gewalt des Anspruchsberechtigten unterworfen“ wird. Sie hat „dem Geiselnnehmer als Faustpfand mit Leib und Leben dafür einzustehen“, „daß eine

dritte Person/Institution etwas Bestimmtes tut“, und erscheint so als ein „Menschenpfand“².

Der Geiselvertrag hat schon seit der Antike eine herausragende Rolle gespielt. (So liest man schon bei Caesar im „Bellum Gallicum“ sehr häufig Formulierungen wie *Caesar obsides dare iussit*. – Caesar ließ Geiseln stellen). Das letzte Exempel von einem vertraglichen Stellen von Geiseln zwischen europäischen Staaten, bei dem die zu stellenden Geiseln stets die Garanten für die Sicherung von völkerrechtlichen Rechtsverhältnissen waren, bietet der Aachener Friede 1748 mit dem Abschluss des Österreichischen Erbfolgekrieges. Der Geiselvertrag jedoch wurde „in der Kriegspraxis ab Mitte des 18. Jahrhunderts beinahe ganz von der gewaltamen einseitigen Geiselnahme verdrängt“³. Diese wurde dann auch im Siebenjährigen Krieg auf dem westlichen Kriegsschauplatz häufig von beiden kriegführenden Parteien angewandt.

Nachfolgend soll eine Zusammenschau der sechs Geiselnahmen in Soest viele der eingangs aufgeworfenen Fragen beantworten. Eine differenziertere Untersuchung ist hier aus zeitlichen Erwägungen nicht möglich bzw. auch abhängig von der unterschiedlich guten Quellenlage zu den einzelnen Geiselnahmen. Hierzu gehört neben einschlägigen Akten im Soester Stadtarchiv das Tagebuch eines Zeitgenossen aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges, namentlich des früheren Soester Bürgermeisters (von 1746/47) Goswin von Michels, des Typus des kultivierten Soester Adligen, der in seinem städtischen „Hofe“, dem „Tangen“ am Markt, lebte und sich unter anderem auch als Verfasser genealogischer Schriften ausgezeichnet hat.

3. Geiselnahmen in Soest

3.1. Besonderheit ‚Sicherheitsgeiselschaft‘ 1758 (Erste Geiselnahme in Soest)

Die erste Fortführung von Soester Geiseln fiel zeitlich zusammen mit dem ersten Abmarsch der französischen Truppen aus der Stadt am 28. März 1758. Die Franzosen wollten mit dieser Maßnahme die körperliche Integrität, die gute Verpflegung und den Verbleib von ungefähr 400 verwun-

-
- 2 Klaus Geppert: Art. Geisel, Geiselnahme, in: Staatslexikon. Recht – Wirtschaft – Gesellschaft, hrsg. v. der Görres-Gesellschaft, 7., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 2, Freiburg/Basel/Wien 1986, Sp. 796-799. Werner Ogris: Art. Geisel, in: Adalbert Erler/Ekkehard Kaufmann (Hrsg.): Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 1, Berlin 1971, Sp. 1445-1452.
 - 3 Achim Tobler: Art. Geiseln, in: Hans J. Schlochauer (Hrsg.): Wörterbuch des Völkerrechtes, begr. v. Karl Strupp, 2. Aufl. Bd. 1, Berlin 1960, S. 635-637.

deten und kranken französischen Soldaten im Soester Lazarett sicherstellen. Damit wäre diese Geiselnahme als eine Sicherheitsgeiselschaft zu charakterisieren. Dieser lag die Intention zugrunde, dass die inhaftierten Personen „für feindselige Handlungen eintreten soll(en), die von anderen Landesbewohnern nach der Festnahme dieser Person(en) möglicherweise gegenüber der Besatzungstruppe begangen werden können.“⁴

Für Soest lassen sich in diesem Fall feindselige oder rechtswidrige Handlungen, die den Franzosen irgendeine Begründung für ihr Handeln hätten liefern können, nicht aus den Quellen belegen. Im Gegenteil: Schon bei der Inhaftierung der drei Geiseln hatte der Magistrat den französischen Heerführer bittend davon zu überzeugen versucht, dass *bekandtermaßen in Königl. Preußischen Landen die Kriegsgefangenen auf keinerlei art misshandelt würden*. Demnach wäre die französische Präventivmaßnahme auch nicht zu legitimieren.

Um ihren Zweck zu erreichen, nahmen die Franzosen jeweils einen Vertreter der am nachhaltigsten zu beeindruckenden potentiellen Opferkreise als Geisel: je einen Repräsentanten der kommunal-politischen Herrschaft (namentlich den Stadtpräsidenten Johann Ludwig Lentze), der ökonomischen städtischen Führungsschicht (namentlich den Kaufmann und Hofes-Kapitän Johann Anton Sybel, 1711-1767) und der Geistlichkeit (hier den evangelisch-lutherischen Pastor an St. Petri, Johann Albert Hennecke). Diese wurden für 31 Tage nach Wesel, dem damaligen französischen Hauptquartier, verschleppt und kehrten am 28. April 1758 unversehrt wieder nach Soest zurück. Im Übrigen war dies der einzige Fall, bei dem in Soest ein Geistlicher als Geisel genommen wurde. Dies ließe sich im Nachhinein vielleicht damit erklären, dass bei dieser ersten Geiselnahme durch die Verschleppung des wohl sehr angesehenen Pastors die humanitäre Dimension unterstrichen werden sollte. Des Weiteren wäre ein Verschonen des geistlichen Standes bei den anderen fünf Geiselnahmen vielleicht ein Hinweis auf den anderen Charakter dieser Repressalien, nämlich Kontributionen einzufordern, für die den Franzosen ein Geistlicher finanziell nicht lukrativ erscheinen konnte. Besonders zu beachten ist für den Fortgang dieser Geiselnahme der für Soest zumindest aufgrund der Überlieferungslage einmalige Vorgang, dass sich die Gattinnen der drei Geiseln mit einem Schreiben an den damaligen kommandierenden alliierten Heerführer, Herzog von Holstein-Gottorf, wandten. Sie äußerten die Bitte um Vermittlung bei der Befreiung der Geiseln, die aber anscheinend nicht von einem schnellen Erfolg gekrönt war.

4 Zusammengefasst aus den Definitionen von Geppert (wie Anm. 1), Ogris (wie Anm. 1) und Tobler (wie Anm. 2).

3.2. *Fünf Kontributionsgeiselschaften in Soest*

Bei den fünf anderen Gewalthandlungen der Franzosen gegen Soester Bürger handelt es sich um sogenannte Kontributionsgeiselschaften. Vielfältige Informationen haben sich vor allem erhalten zur zweiten (1758-1759) und fünften Geiselnahme (1761), auf die dementsprechend in der nachfolgenden Analyse häufiger Bezug genommen werden wird. Um den Vorgang einer derartigen Kontributionsgeiselschaft plastischer zu beschreiben, hilft vielleicht eine Darstellung eines schematisierenden Ablaufs einer derartigen Geiselnahme in Phasen, der selbstverständlich nicht zwangsläufig stets so geschehen ist:

1. Zu Beginn erschienen entweder Hunderte oder Tausende französischer Soldaten, oft Freikorps (Fischer, Conflants) vor den Stadttoren (teils nachts um ein oder zwei Uhr, wie in der fünften und sechsten Geiselnahme), oder es handelte sich um den regulären Abmarsch der französischen Truppen aufgrund von Veränderungen und Bewegungen auf dem Großschlachtfeld. Das typische Kriegsbild der Kabinettskriege ist nicht die Entscheidungsschlacht, sondern die Nadelstichtaktik im Rahmen des „Kleinen Krieges“. So lässt sich für verschiedene Geiselnahmen in Soest (1., 2., 5.) belegen, dass ihr Beginn identisch ist mit dem Ausrücken der Franzosen.

2. Vorbeugend hatten sich potentielle Soester Geiseln (mehrfach belegt) schon allein bei dem Gerücht, die Franzosen seien im Anmarsch, aus der Stadt auf ihre Landgüter in der Börde begeben oder hielten sich irgendwo versteckt, um nicht von den Franzosen verschleppt zu werden.

3. Die marodierenden Truppenteile wie die Freikorps verlangten „alltägliche“ Begehrlichkeiten wie Bier, Brot, Branntwein und/oder Käse. Freikorps und Armee stellten aber auch Forderungen von Kontributionen, meistens in Geldform, teils in materieller Form wie Fourage (so einige Millionen [!]) Rationen Futter für die Kavallerie bei der sechsten Geiselnahme).

4. Eventuell erging der Befehl, finanziell potente Bürger im Rathaus in „Arrest“ zu nehmen, um Bargeld beizutreiben als erste Ratenzahlung – dies geschah z. B. in der fünften Geiselnahme vom 25. Juli 1761 *des nachts zwischen 1 und 2 Uhr* unter anderem dem Tagebuchschreiber Goswin von Michels, seinem Vetter Franz Florenz von Michels, Hofrat Walter, Apotheker Walther, Herrn von Bockum-Dolffs, Herrn von Krane von Brockhausen, Kaufmann Anton Sybel, Rentmeister von Roßkampff, Herrn von der Berschword.

5. Ggf. wurde ein schriftlicher Kontributionsvertrag aufgesetzt, in dem sich Soest verpflichtete, eine hohe finanzielle Summe aufzubringen.

6. Diese Phase bestand aus dem eigentlichen Ergreifen und gewaltsamen Fortführen von Zivilpersonen als Geiseln in einem einseitigen gewaltsamen Akt als Druckmittel zur Erpressung der in der Regel sehr hohen Geldleistungen. Die Franzosen verwendeten dabei vorbereitete Zettel, auf denen die Namen der auserkorenen Geiseln notiert waren. Zur Zielgruppe potentieller Geiseln gehörten Magistratsbeamte (ggf. landesherrliche Funktionsträger), vermögende Kaufleute der christlichen Konfessionen (über jüdische Geiseln aus Soest ist nichts bekannt), Geistliche und Aristokraten, die eine bedeutende Rolle im ökonomischen, sozialen und administrativen Gefüge der Stadt Soest spielten. Dass über Geiselnahmen in der Soester Börde nichts bekannt ist, liegt somit wahrscheinlich nicht an einer ungünstigeren Quellenlage, sondern vermutlich eher daran, dass die Franzosen eben dort tatsächlich keine Geiseln genommen haben, da es für sie auf dem Lande keine potentiellen Opfer gab. Wenn der Vergleich erlaubt ist: Der (fiktive) Bauer Wilhelm Stratenschulte aus Meckingsen war aus der Perspektive eines Geiselnehmers unattraktiv. Denn derjenige Personenkreis, auf den die französischen Zwangsmaßnahmen zielten und durch dessen persönliche Betroffenheit und körperliche Beeinträchtigung auf die Bevölkerung Einfluss genommen werden sollte, lebte in der Stadt Soest selbst. Dieser „Opferkreis“ repräsentierte die politische, wirtschaftliche und soziale städtische Elite. Namentlich und nach Ämtern, Funktionen bzw. sozialer Stellung zugeordnet gab es vermutlich maximal 14 Soester Geiseln: Aus dem Kreis der städtischen Funktionsträger der schon erwähnte Johann Ludwig Lentze, Stadtpräsident, der fünfmal verschleppt wurde und damit für die Regierung und Verwaltung der Kommune für insgesamt 209 Tage ausfiel – abgesehen davon, dass er durch sein betrübliches Los natürlich auch seiner Familie lange Zeit gefehlt hat. Aber dies erging allen Geiseln so. Weiter wurde der eingangs schon benannte Polizei-Bürgermeister Christian Heinrich Metzingk dreimal für insgesamt 157 Tage aus Soest verschleppt. Überhaupt erlitten mehrere der Soester Geiseln das Schicksal, mehr als nur einmal aus Soest fortgeschleppt zu werden. Dazu gehörte auch der Ratsmann Theodor Christian Crüsemann, der zweimal betroffen war. Je einmal vergeiselt wurden der Hofrat und Justiz-Bürgermeister Ludwig Dietrich zum Berge, der Großrichter Johann Ludolf von Roßkampff, der, wenn meine Identifizierung korrekt ist, im Alter von 73 Jahren zum Opfer einer Geiselnahme wurde, der Rentemeister (= Kämmerer) Johann Friedrich von Roßkampff und der auch schon genannte Pastor an St. Petri, Johann Albert Hennecke. Aus dem Bereich

der Kaufmannschaft traf es Johann Anton Sybel, einen Kaufmann Sybel, einen Kaufmann Stute sowie den Rentemeister und Kaufmann Thomas Stute. Es ist schwierig, gerade bei diesem Personenkreis wegen der teils dürftigen Überlieferung konkretere Zuordnungen vorzunehmen. Von den Soester Patriziergeschlechtern erlitten das Schicksal einer Geiselhaft ein Herr von der Berschword, *der junge Herr von Dolffus*, womit eigentlich nur der damals 31-jährige Franz von Bockum-Dolffs gemeint sein kann, sowie Franz Florenz von Michels (1722-1792), ein Neffen des Tagebuchschreibers Franz Goswin von Michels, der nach eigenen Angaben aber bei seiner Verschleppung 1761 sogar seinen Burschen Gottfried Rinsch dabei gehabt hat. Rechtlich betrachtet waren von der Geiselschaft folgende Personengruppen ausgenommen: sich zufällig in der betroffenen Region aufhaltende Ausländer, diplomatische Vertreter, Frauen und Kinder, die nach Gewohnheitsrecht und aus humanitären Prinzipien ebenso wenig in Betracht kamen wie Sieche und Kranke. So wurde auch bei einer Geiselnahme in Soest eine mögliche Geisel, ein Angehöriger des Soester Stadtadels, nicht mitgenommen, da die Person einen *Schaden am Bein* hatte. Ebenso wurden in Soest von den Franzosen keine Frauen als Geiseln ergriffen, obgleich sich in der ersten und höchsten Steuerklasse zehn einzelne, zumeist altem Adel entstammende Damen befanden, die aufgrund ihres Vermögens für eine Geiselnahme schon jeweils ein „lohnendes Objekt“ darstellten. Betrachtet man die sechs Geiselnahmen in Soest über den gesamten Zeitraum hinweg, so lässt sich festhalten, dass die Franzosen beim Auswählen der Opfer ihre Taktik ihren Bedürfnissen entsprechend veränderten. Die feindliche Besatzungsmacht griff zuerst auf preußische Magistrate und damit auf Staatsdiener zurück, um durch deren Vergeiselung die eigenen Interessen durchzusetzen. Im Verlaufe des Krieges vergriffen sich die Franzosen zunehmend auch an angesehenen privaten Personen, wie Kaufleuten und Adeligen.

7. Begleitet waren alle Phasen von Androhungen der militärischen „Exekution“ (Plünderung, Brandschatzung), die aber zumindest in Soest glücklicherweise nicht realisiert wurde, wohl weil die Franzosen die Kuh, die sie melken wollten, schlechterdings nicht vorher schlachten konnten.

8. Die Verschleppung der Geiseln erfolgte entweder in Städte wie Wesel oder Düsseldorf, die fast den ganzen Krieg über in der Hand der Franzosen waren, oder in Orte wie Lünen und Kassel, in denen sich zu dem jeweiligen Zeitpunkt eines der Hauptquartiere der französischen Armee befand und die Franzosen dort dementsprechend ein militärisch sicheres Standbein besaßen: zweimal Wesel (März/April 1758 und November 1758 bis März 1759), je einmal Kassel (August 1759) und Lünen (September/

Oktober 1759), zweimal Düsseldorf (Juli/September 1761 und August/September 1762).

9. Die Dauer der Geiselhaft war recht unterschiedlich. Sie reichte von neun Tagen in Lünen (4. Geiselnahme), 20 Tagen in Düsseldorf (6. Geiselnahme), 21 Tagen in Kassel (3. Geiselnahme), 31 Tagen in Wesel (1. Geiselnahme), 44 Tagen in Düsseldorf (5. Geiselnahme) bis 128 Tage in Wesel (2. Geiselnahme). Geiseln aus anderen Orten hatten dagegen teilweise einen noch viel längeren Aufenthalt in den Händen der feindlichen Macht zu erleiden. So mussten z. B. die diesmal von den preußischen Alliierten im Herzogtum Westfalen 1761/62 genommenen Geiseln fast ein Jahr lang in Lippstadt verbleiben; andererseits verbrachten zwei Mindener Geiseln über zweieinhalb Jahre (August 1759 bis Frühjahr 1762) in französischer Gefangenschaft in Straßburg und wurden erst auf Intervention von Herzog Ferdinand von Braunschweig bedingungslos freigelassen. Eine andere, und zwar prominente Geisel war Johann Michael von Loen (1694-1776), Regierungspräsident der preußischen Grafschaften Lingen-Tecklenburg und Schriftsteller der Aufklärung. Dieser wurde 1757 von den Franzosen nach Wesel verschleppt und erst 1761 nach fast vier Jahren Geiselhaft wieder freigelassen. Loen war ein Großonkel Goethes. Doch musste einer seiner Söhne bis zum Friedensschluss 1763 als Geisel an seine Stelle treten.

10. Diese Beispiele dokumentieren auch, dass die Geiselnahmen in Soest nicht die Ausnahme, sondern leider die traurige Regel für die Praxis der Kriegführung im Absolutismus waren. Sowohl die französischen Truppen als auch auf gegnerischer Seite die preußischen Verbündeten pflegten auf dem westlichen Kriegsschauplatz in vielen Fällen – und zwar in teils beträchtlicher Anzahl – Geiseln auszuheben. So befanden sich beispielsweise im August 1761 59 Geiseln aus dem märkischen Land (unter anderem aus Iserlohn, Hagen, Altena, Lüdenscheid) in der Hand der Franzosen in Düsseldorf, darunter fünf prominente Soester. Andererseits wird von einer alliierten Geiselnahme aus dem kurkölnischen Sauerland im Mai 1760 nach Lippstadt mit mehr als fünfzig Geiseln berichtet.

11. Die Zeitspanne der Geiselhaft war in erster Linie abhängig von der Effizienz der Verhandlungen über eine Reduzierung der ursprünglich geforderten Geldsumme und von der raschen Zahlungsfähigkeit der Kommunen bzw. Territorien durch übersandte Wechsel. Grundsätzlich aber war die Dauer beeinträchtigt durch die nicht nur infolge des Krieges schwierigen Kommunikationswege (z. B. Postzustellung, Geldwechsel). Allein der Transport der Geiseln von der ersten Station Arnsberg nach Düsseldorf in der fünften Geiselnahme 1761 dauerte fast drei Tage, die Rückkehr

sogar vier Tage. In manchen Fällen, wie bei dieser fünften Geiselnahme, wurde eine Lösung der Soester Geiselfrage dadurch erschwert, dass deren Schicksal verbunden war mit der Verschleppung Düsseldorf Geiseln durch preußische Truppen, um ebenfalls Kontributionen zu erpressen. Hier kann auch unter juristischen Aspekten von einer Gegengeiselschaft gesprochen werden. So hatte der damalige französische Oberbefehlshaber de Chevert dem Soester Magistrat aufgetragen, sich bei Herzog Ferdinand intensiv für die Freilassung der Düsseldorf Geiseln zu engagieren. Die Geiseln aus Soest wurden so nicht nur als Druckmittel für die Zahlung der von Soest erpressten Kontributionssumme verwendet, sondern auch für die Interessen anderer Parteien im Zusammenhang mit völlig anderen Ereignissen missbraucht, die mit dem Geschehen in Soest weder eine inhaltliche noch kausale, höchstens subjektiv konstruierte Verbindung besaßen. Die Stadt geriet somit in ein Räderwerk von anderweitigen stärkeren Interessengruppierungen, welche durch die Kommune nicht oder nicht nachhaltig beeinflusst werden konnten. Weitere Umstände für eine Be- oder gar Verhinderung einer zügigeren Abwicklung der Geiselnahmen waren die von Friedrich II. aus Gründen der Kriegsfinanzierung durchgeführte Münzverschlechterung, aber auch reine Willkürakte der Franzosen bei der Übergabe des Geldes oder der Wechsel, wie das vorsätzlich falsche Abwiegen von abgeliefertem Silber. Regelmäßig wurden von Soest aus Deputierte als Unterhändler zu den Aufenthaltsorten der Geiseln geschickt, die die Kommunikation mit den Geiseln aufrechterhielten, die Verhandlungen mit den französischen Behörden und Befehlshabern führten und teilweise durch die Zahlung von „kleinen Geschenken“ eine Beschleunigung in der Geiselfrage zu erreichen suchten. In Soest gab es während der fünften Geiselnahme, bei der im Sommer 1761 wohlgemerkt fast ausschließlich Angehörige des Soester Patriziats verschleppt wurden, nachweislich mehrfach Konferenzen im Rathaus. Dabei wurde unter Beteiligung des Magistrats und angesehenen adliger Standesgenossen intensiv nach einer Lösung gesucht, teils unter Missachtung von anders lautenden Befehlen der vorgesetzten preußischen Behörde in Hamm, der Kriegs- und Domänenkammer, keine eigenmächtigen Wege in den Verhandlungen mit den Franzosen zu beschreiten. Dieser „Sonderweg“ führte vermutlich zu einem längeren und teureren Ergebnis bei der Auslösung der Geiseln. Was die Aktenlage betrifft, so war die eingangs erwähnte Klage der Geiseln Lentze und Metzingk aus den Jahren 1758/59 vermutlich nicht grundlos. Denn eine derartige Eile und Intensität der Bemühungen hatte es bei deren Verschleppung für 128 Tage wahrscheinlich nicht gegeben. Vielleicht spielten hier die Animositäten oder Konkurrenzkämpfe von Machteliquen

eine Rolle zwischen den prestigebewussten Soester Adelsgeschlechtern und den erst vor kurzem „importierten“ preußischen Beamten – zumal Lentze, der übrigens zu den Vorfahren von Johann Friedrich Karl Lentze, dem Gründer des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest, gehört, als auch Metzingk mit Töchtern des Großrichters Schmitz verheiratet waren. Dieses Amt des Großrichters war der Zankapfel, wenn nicht gar das „Feindbild“ der Soester Adelsgeschlechter seit dem 17. Jahrhundert. Ein weiterer Streitpunkt in den überlieferten Briefwechseln bezieht sich auf die sogenannten Diäten. Da die Geiseln an ihren Zwangsaufenthaltssorten meistens in Privatquartieren nicht nur für eigene Kost und Logis, sondern teils auch für die der bewachenden Soldaten aufkommen mussten, besaßen sie ein ständiges Geldproblem. Die zahlreichen Hinweise in den Schreiben von Geiseln auf die dringend zum Leben notwendigen Gelder sind auch als Druckmittel der Geiseln auf ihren Magistrat zu verstehen. Denn je länger die Geiseln ausblieben, desto höher würden die Kosten für die Stadt.

12. Zum Ergebnis der Geiselnahmen: Die Franzosen scheinen ihre finanziellen Ziele durch die Geiselnahmen erreicht oder sich zumindest mit den erpressten Lösegeldern zufriedengegeben zu haben, auch wenn, wie in der fünften Geiselnahme, von ursprünglich geforderten 120.000 Livres schließlich nur dreißig Prozent auf der Haben-Seite verbucht werden konnten. Eine derartig geringe Effizienz ist entweder der Taktik beim Vorgehen geschuldet (nach dem Motto: erst Unmögliches fordern, um dann das real Mögliche zu erpressen) oder Indiz für die tatsächliche Verarmung der Kommunen durch den langen Krieg, da trotz massivster Forderungen und Drohungen nicht mehr viel herausgepresst werden konnte. Die Soester Geiseln kehrten alle, zumindest körperlich unversehrt, zurück. Das dem nicht so sein musste, belegt der tragische Fall des hoch angesehenen Juristen und Professors der Universität Halle, Johann Ernst von Flörcke, der 1759 im Alter von 64 Jahren als Geisel von der Reichsarmee nach Nürnberg – Prag – Nürnberg verschleppt wurde, wo er 1762 nach 2 ½ Jahren in der Gefangenschaft starb.

13. Dass ein Teil der Geiseln in der Gefangenschaft auch anderen Dingen des Zeitvertreibs nachgehen konnte, kann man aus den Tagebuchaufzeichnungen der Geisel Franz Florenz von Michels 1761 ersehen. Er berichtet z. B. für den Zwangsaufenthalt zunächst in Arnsberg vom 28. Juli bis 3. August 1761 von Besichtigungen des Klosters Weddinghausen, vom Promenieren zum Arnsberger Schloss und im dortigen Schlossgarten, vom Billardspielen und *Kaffeetrinken in der Schweitzerey* und von Kirchgängen und Besuchen der *Frantzösischen Comedie* in Düsseldorf (19. August

1761). Diese Angaben sind jedoch, auf breiterer Quellenbasis betrachtet, lediglich singulär und finden sich interessanterweise nur bei dieser Geiselnahme von hauptsächlich Soester Adligen. Diese Lebensweise spricht vielleicht auch für den schon eingangs erwähnten Typus des kultivierten Soester Stadtadels, der es sich auch in derlei Zwangslagen nicht nehmen ließ, kulturellen Vergnügungen nachzugehen, die sicherlich auch dazu beigetragen haben, den Geiseln den Zwangsaufenthalt in feindlicher Hand ein wenig zu erleichtern. Diese „Vergnügungen“ dürfen nicht über das harte und vielfach bittere Los von Geiseln hinwegtäuschen, die in ihrer Gefangenschaft grundsätzlich viele Entbehrungen zu ertragen hatten, in erster Linie das Beraubtsein der persönlichen Freiheit. Die deutlich überwiegende Schattenseite einer Geiselhaft bestand z. B. aus Übernachtungen unter freiem Himmel ohne Decke, nur mit etwas Stroh auf einem Acker vor der Windmühle bei Soest beim Abtransport, und vor allem in der alltäglichen psychischen Belastung der Opfer. Zur psychologischen Kriegsführung gehörten das willkürliche Verhängen von Hausarrest durch die Geiselnehmer oder noch schlimmer die häufigere Androhung der Verschleppung der Geiseln ins Innere Frankreichs bzw. in die Festungshaft nach Straßburg bei Ungehorsam oder als taktisches Instrument zum Gefügigmachen der Opfer. So wurden die beiden Geiseln Lentze und Metzink im Dezember 1758 für einige Zeit mit 17 anderen Inhaftierten aus der Grafschaft Mark von den Franzosen unter strengster militärischer Bewachung auf einem (sic!) Zimmer in Arrest gehalten, um Soest zur Restzahlung der Kontributionssumme zu nötigen, so dass sich die Geiseln schließlich an den französischen Kommandanten von Wesel, de Castella, mit der Beschwerde wandten, sie würden wie Kriminelle behandelt.

4. Zusammenfassung

Politische Geiselnahmen sind leider immer noch ein aktuelles Thema.

So wurde der ehemalige Reporter der Associated Press Terry Anderson aus den USA von der palästinensischen Hisbollah vom 6. März 1985 bis zum Dezember 1991 für 2.454 Tage in Geiselhaft gehalten, was einer Haftzeit von 6 ½ Jahren entspricht.

Ingrid Betancourt, damalige Präsidentschaftskandidatin in Kolumbien, wurde mitten im Wahlkampf im Februar 2002 von marxistischen Farc-Rebellen entführt, mit 39 anderen Geiseln im Dschungel an ständig wechselnden Orten gefangen gehalten und im Juli 2008 durch eine völlig unerwartete Aktion des kolumbianischen Militärs befreit. Überwunden hat sie diese Leidenszeit bis heute nicht.

Bei einer abschließenden Betrachtung der Geiselnahmen in Soest wird neben der individuell-tragischen Dimension das politische, soziale und ökonomische Ausmaß dieser Repressalie sichtbar. Denn die Verschleppung der höchsten Soester Beamten wird sich sicherlich auch auf die Regierung und Verwaltung der Kommune ausgewirkt haben, so dass z. B. andere Magistratsangehörige zusätzliche Aufgaben haben mit übernehmen müssen. Diese waren durch die erzwungene Abwesenheit „ihres“ Präsidenten und Bürgermeisters somit auch indirekt von der Festnahme betroffen. Dies trifft insbesondere auf die zweite Geiselnahme zu, in der Soest im Grunde genommen 128 Tage, also fast vier Monate, ohne politische Führung blieb oder doch zumindest die Verwaltungsarbeit stark beeinträchtigt wurde. Übrigens haben manche Magistratsmitglieder für diese Mehrarbeit Zusatzgelder eingefordert und wohl auch erhalten. Diese „Überstunden“ wurden allerdings auf Anordnung der Kriegs- und Domänenkammer-Deputation mit einer Zulage von 25 Reichstalern pro Monat finanziell vergütet und sind für diese Geiselnahme von der betreffenden Person, dem Justiz-Bürgermeister Ludwig Dietrich Zum Berge, der die Verwaltungsarbeit größtenteils verrichtet hatte, auch eingeklagt worden. Hierbei handelte es sich immerhin um eine Gesamtsumme von 175 Reichstalern, die etwa sechzig Prozent des eigentlichen Jahresgehaltes des einklagenden Justiz-Bürgermeisters von 300 Reichstalern entsprach.

Neben der Beeinträchtigung der seelsorgerischen Betreuung in seiner Gemeinde durch die Fortführung des evangelischen Pastors erscheint die Behinderung, wenn nicht gar Verhinderung der Geschäftstätigkeiten von Kaufleuten als besonders schwerwiegende und für die Betroffenen sehr harte Folge der Inhaftierung. Denn erstere Geiseln waren als Staats- bzw. Kirchendiener finanziell immer noch relativ gut abgesichert und hatten möglicherweise sogar eine Entschädigung von der Landeskasse zu erwarten. Der Kaufmann trug in dieser Hinsicht ein wesentlich größeres Risiko. Für ihn konnte ein längeres Fernbleiben vom Geschäft katastrophale Folgen haben, worauf der Magistrat in einem Schreiben auch explizit hinwies. Angesichts dieser existenzielleren Bedrohung drängten besonders die Kaufleute auf eine möglichst rasche Freilassung durch (Teil-)Bezahlung der geforderten Geldsummen. Diesen Umstand werden sich die Franzosen zunutze gemacht und ihre Taktik beim Ergreifen von potentiellen Opfern von Geiselnahmen dieser Erkenntnis angepasst haben.

Das Ende des Siebenjährigen Krieges 1763 beschreibt auch den Tiefpunkt in der Geschichte der Stadt Soest. Am deutlichsten zeigte sich der rapide und ruinöse Niedergang von Soest und der Börde in dem enormen Bevölkerungsschwund und in der riesigen Verschuldung, die mit dem

wirtschaftlichen Verfall einherging. Die Einwohnerzahlen der Stadt sanken im Vergleich zum Vorkriegsstand von 5.438 Einwohnern auf 3.894, d. h. ein Minus von 1.544 Einwohnern, um 28,4 Prozent, die der Börde von 7.856 Einwohnern auf 6.184, d. h. ein Minus von 1.672 Einwohnern, um 21,3 Prozent. Damit hatte Soest die niedrigste Einwohnerzahl in seiner Stadtgeschichte erreicht. Zum Vergleich: Die Bevölkerungsverluste für Hamm lagen bei ca. 26 Prozent und für Lippstadt bei ca. 20 Prozent, für die Grafschaft Mark bei 14 Prozent und in ganz Preußen bei ca. 11 Prozent. Daran kann man in etwa ermessen, wie schlimm Soest und andere Kommunen von diesem Krieg in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die Schuldentilgung von Soest machte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nur langsame positive Fortschritte, zog sich bis weit in das 19. Jahrhundert hinein.

Zum Abschluss kann im historischen Rückblick mit Fug und Recht behauptet werden, dass der in Latein verfasste Zweizeiler, welchen der Soester Magistrat bereits am 30. August 1724 für eine Zustandsbeschreibung der Stadt verfasst hatte, für den Siebenjährigen Krieg und die Nachkriegszeit besondere Gültigkeit besessen hat:

Qui miseranda videt veteris vestigia Susae,
Ille potest merito dicere: Susa fuit.

(Wer die beklagenswerten Spuren des alten Soest sieht, der kann zu Recht behaupten: Soest hat einmal existiert.)

Doch ich möchte meine Ausführungen zu Geiselnahmen Soester Bürger im Siebenjährigen Krieg mit einer angenehmeren Note beenden. Unternehmen Sie, wenn Sie mögen, einen Spaziergang durch das teils maleische Soester Straßennetz. In Soest existieren bzw. existierten folgende Wegenamen: Sybelweg, Bockum-Dolffs-Gasse, Berswordtgasse, Roßkampffgasse, Michelsweg, Michels Gäßchen sowie An Lentzen Kämpfen, Lentzes Platz und Lentzestraße. Alle diese Straßenbezeichnungen lassen sich mühelos mit den Familiennamen der genannten Geiseln in Verbindung bringen: an prominenter Stelle natürlich mit Johann Ludwig Lentze. Ein zeitgenössisches Farbporträt von Lentze, vermutlich vom Maler Heinrich Wilhelm Kleine, befindet sich übrigens im Burghofmuseum, das nicht nur aus diesem Grund einen ausgiebigeren Besuch lohnt. Lentze hatte, wie erwähnt, schon 1753 in die Soester Familie Schmitz eingeheiratet. Diese zu große Nähe des leitenden Stadtbeamten zu den „alten“ Soester Patriziergeschlechtern erregte das Missfallen der preußischen Regierung, so dass Lentze 1766 kaltgestellt und auf den Posten des zweiten Stadtpräsidenten abgeschoben wurde. Sein Nachfolger war der Kriegs-

rat von Schwedler. Metzingk, der „zu allem Übel“ durch seine Einheirat in die Familie Schmitz demzufolge mit Lentze verschwägert war, erging es noch schlimmer: Er wurde sogar aus dem Amt entlassen. Lentze starb *am schleigenden Fieber* am 24. Mai 1772. Rätselhafterweise fand seine Beisetzung erst am 3. Juni statt, und zwar um Mitternacht bei Laternenschein. Seine Grabstätte können Sie im Altarraum der Hohnekirche an der Lentzestraße entdecken. Dort befindet sich eine schlichte Grabplatte mit seinem Namen sowie dem seines Sohnes Carl.

Also, wenn Sie mögen, gehen Sie doch selbst einmal auf Spurensuche.

Literaturhinweise

Horst Carl: Okkupation und Regionalismus. Die preußischen Westprovinzen im Siebenjährigen Krieg. Diss. Mainz 1993.

Sven Externbrink (Hrsg.): Der Siebenjährige Krieg (1756 – 1763). Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung. Berlin 2011.

Marian Füssel: Der Siebenjährige Krieg. Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert. München 2010.

Johannes Pechel: Die Umgestaltung der Verfassung von Soest im Zeitalter Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. 1715-1752. Diss. Göttingen 1905.

AXEL HEIMSOTH

DER EISENBAHNSTREIT ZWISCHEN SOEST UND HAMM IN DER MITTE DES 19. JAHRHUNDERTS¹

Soest hätte an der ersten westfälischen Eisenbahnlinie gelegen, wenn sie realisiert worden wäre. Eine Rhein-Weser-Eisenbahngesellschaft hatte geplant, ihre Bahnlinie über Soest und Lippstadt zu bauen. Bei diesem ersten Eisenbahnprojekt (sieht man von den realisierten Kohlenbahnen zur Ruhr hin ab) spielte das an der Lippe gelegene Hamm keine Rolle. Da diese Linie nicht zustande kam, sollte es beim nächsten Eisenbahnprojekt zu einer Konkurrenzsituation zwischen den beiden Städten Soest und Hamm kommen. Den Zuschlag einer neu gegründeten Eisenbahngesellschaft bekam schließlich Hamm. Das Unternehmen stellte bis 1847 ihre Bahnstrecke über Dortmund, Kamen, Hamm, Ahlen, Gütersloh, Bielefeld und Minden fertig. Hinter den dünnen Mitteilungen verbirgt sich in diesem Zeitraum der westfälischen Eisenbahnpolitik (zwischen 1830 und 1855) weit mehr Dramatik, als die bisher erschienenen Veröffentlichungen vermittelt haben.

In drei Schritten möchte ich die Eisenbahnpolitik und ihre Folgen im Soest-Hammer Raum vorstellen. In der ersten Phase bestimmten die Planungen zur Rhein-Weser-Eisenbahn das öffentliche Interesse. Nach ihrem Scheitern 1838/39 arbeitete die Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft an dem Projekt, den Rhein mit der Weser durch eine Eisenbahn zu verbinden. Die neuen Entscheidungsträger sollten andere Parameter an die Streckenführung anlegen. Das Blatt wendete sich nun gegen die Verkehrspolitik von Soest und Werl. Diese Phase erstreckt sich von 1841 bis 1847. In diesem Zeitraum verschoben sich die Gewichte zugunsten Hamms. Warum dies so war, soll an dieser Stelle vorgestellt werden. Der Endpunkt der Entwicklung innerhalb dieses ersten Abschnitts der westfälischen Eisenbahnpolitik (1830-1855) stellen die Jahre der Fertigstellungen der ersten Bahnlinien im Raum zwischen Dortmund, Soest/Lippstadt und Hamm dar. Die Köln-Mindener Eisenbahn war 1847 die erste in Westfalen fertig gestellte Bahnlinie. 1848 folgten die Münster-Hammer und ein Jahr später

1 Überarbeitete und mit Anmerkungen ergänzte Fassung eines Vortrags vor dem Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest e. V. am 7.2.2010.

die Bergisch-Märkische Eisenbahn, die Dortmund über Witten und Hagen mit Elberfeld verband. Unmittelbar danach folgte die Westfälische Eisenbahn („Kasseler“, eigentlich Köln-Thüringer Verbindungseisenbahn), deren erstes Teilstück (Hamm-Soest) 1850 frei gegeben wurde. Ein erster Abschluss dieser frühen Eisenbahnpolitik fand mit der Dortmund-Soester Eisenbahn (1855) statt. Dank dieser Bahnlinien war ein „Verkehrsnetz“ entstanden, durch welches die wirtschaftliche Entwicklung der Städte geprägt und ‚vorgeschrieben‘ wurde. Bei diesen Bahnstrecken gab es eine Reihe von Kämpfen um die Streckenführung in der Planungsphase. Die beiden heftigsten Auseinandersetzungen fanden beim Projekt der Köln-Mindener Eisenbahnlinie Anfang der 1840er-Jahre statt. Zum einen kämpften im bergischen Raum, dem Wuppertal, die Verkehrspolitik, die Unterstützung von Seiten ihrer Bevölkerung erhielten, ebenso um die Berücksichtigung bei der Streckenführung wie östlich von Dortmund. Zum anderen entbrannte zwischen Soest und Hamm ein erbitterter Kampf, wer den Anschluss bekommen sollte. Diese öffentlich wie auch mit den Verwaltungsbehörden geführten Diskussionen sagen viel über das Selbstverständnis von Bürgern und Adligen in diesen Städten aus und damit kommt ihnen ein exemplarischer Stellenwert zu. Ebenso wird deutlich, welche Bedeutung die verkehrspolitisch interessierten Kreise in diesem westfälischen Raum dem neuen Verkehrsträger Eisenbahn beimaßen.

Frühe Pläne: Die Rhein-Weser-Eisenbahn

Die Idee einer Eisenbahnlinie durch das Rheinland und Westfalen stellte 1830/31 Friedrich Harkort (Abb. 1) auf dem Dritten Westfälischen Provinziallandtag in Münster vor. Zuerst zielten die Planungen nur dahin, zwischen Lippstadt und Minden eine Bahnlinie zu bauen. Im Anschluss an die Versammlung entwickelten die Eisenbahnprotagonisten ihre Idee weiter und forderten eine durchgängige Bahnstrecke zwischen den beiden großen Flüssen Rhein und Weser ein. Welchen konkreten Streckenverlauf die Bahn nehmen sollte, war zu diesem frühen Zeitpunkt offen. Ein Komitee fand sich in Minden zusammen, welches 1832 die Federführung für dieses Projekt einer „Rhein-Weser-Eisenbahn“ inne hatte:

„Die Erörterungen über die Direktion der Eisenbahn nach Lippstadt oder nach Hamm können aber hiermit noch nicht geschlossen werden. Im Gegenteil wird die Gesellschaft bei einem so großartigen Unternehmen jedenfalls das Interesse der Landesteile zwischen Lippe und Rhein nicht weniger zu beachten haben, als das der Bewohner zwischen Lippe und

Weser.“² Das Mindener Komitee hatte sich in seiner Denkschrift von November 1832 nicht – bezogen auf den Abschnitt zwischen Dortmund und Gütersloh – auf eine Route festlegen können und wollen.

Sowohl eine Verbindung über Hamm als auch über Lippstadt schien ihm möglich. Ähnlich unentschieden verhielt sich Friedrich Harkort selber. In einer kleinen Denkschrift von vier Seiten hielt er im gleichen Jahr fest, die Bahnlinie könne sowohl über Ahlen als auch über Lippstadt gebaut werden. Darüber hinaus sei es ein Leichtes, einen Seitenzweig über die Salinen Königborn, Werl und Sasendorf anzulegen³. Der Lippstädter Stadtrat Freiherr von Schorlemer zu Herringhausen, der am Provinziallandtag 1830/31 teilgenommen hatte, befürchtete, dass die Bahnstrecke nicht über Lippstadt, sondern über die Nachbargemeinden verlaufen könnte. Er hielt direkt im Anschluss an den Landtag, auf dem die Idee für die Bahnlinie geboren worden war, vor den Kommunalvertretern seiner Stadt einen Vortrag zu den Vorteilen einer Bahnanlage. Von Schorlemer forderte ein Engagement für die Bahnanlage ein, denn wenn diese über Hamm, Ahlen und Oelde gebaut würde, so würde der „Kaufhandel“ für immer aus Lippstadt verschwinden⁴.

In Soest war zu diesem Zeitpunkt der Stadtgerichtsdirektor Johann Friedrich von Viebahn die treibende Kraft auf dem verkehrspolitischen Sektor. Viebahn hatte sich an die Werler Salineneigentümer gewandt und auf die Planungen für die Rhein-Weser-Eisenbahn hingewiesen. So bezog sich der Werler Sälzer Clemens von Lilien-Borg am 7. Dezember 1832 in der Collegial-Versammlung seiner Sälzer auf das Schreiben von Viebahns. Der Soester hatte darauf hingewiesen, dass im Moment alternative Routen der Rhein-Weser-Eisenbahn durchgespielt würden. Nun sei – so von Viebahn – neben einer Bahnstrecke entlang von Unna, Werl, Soest und Lippstadt auch eine durch das Münsterland und über Kamen im Ge-



Abb. 1: Friedrich Harkort (1793-1873). Westfälisches Wirtschaftsarchiv, Dortmund

2 Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abteilung Westfalen [= StAM], Landsberg-Velen (Dep.) 5488. Minden, 1832.

3 Vgl. Friedrich Harkort: Zur Karte der Eisenbahn von Minden nach Cöln. Wetter a. d. Ruhr, im Dezember 1832, S. 2. Vorhanden im StAM, Landsberg-Velen (Dep.) 5488.

4 Vortrag von Schorlemer zu Herringhausen vorhanden im Archiv des Freiherrn von Schorlemer zu Herringhausen (im LWL-Archivamt, Münster), Akten, Best. C, Nr. 23, „Vortrag wegen der Eisenbahn von Minden nach Cöln erstattet im lippestädter Gemeinderathe den 29. Jan. 1831“, S. 41.

sprach. Diesen Plänen sei „nach Kräften entgegen zu wirken“⁵. Der Werler von Lilien-Borg betonte, der Soester habe nur die Interessen der Salinenbesitzer und auch der „Anwohner des Hellwegs“ im Auge. Die Sälzer beschlossen, von Viebahn für sein Bemühen zu danken, ohne allerdings weitere Maßnahmen zu treffen, um den Verlauf der Bahnlinie zu ihren Gunsten zu beeinflussen.

Ein Jahr später veröffentlichte Friedrich Harkort seine berühmte Schrift „Die Eisenbahn von Minden nach Cöln“ (1833). Hier sprach er sich für die Anlage der Bahn über Werl, Soest und Lippstadt in diesem Streckenabschnitt der Gesamtanlage aus. Warum er sich nun für die Hellweglinie und gegen die Hammer Variante aussprach, wird wohl darin liegen,

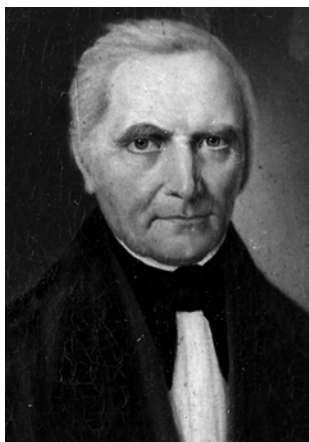


Abb. 2: Clemens Freiherr von Lilien-Borg (1776-1852).
Stadtarchiv Werl

dass es in Werl und Soest zur Gründung eines Eisenbahnkomitees, dem Hellweg-Komitee, gekommen war. Verkehrspolitisch Interessierte unter dem Vorsitz des Werler Erbsälzers Clemens Freiherr von Lilien-Borg (Abb. 2) hatten sich 1833 in diesem Komitee zusammengeschlossen⁶.

Mit seiner Schrift wandte sich Friedrich Harkort an eine breite Öffentlichkeit. Der westfälische Fabrikant, der in Wetter eine eigene Stahlfabrik betrieb, suchte eine Lobby für sein Verkehrsprojekt aufzubauen. Gewonnen werden sollten Finanziers, die sich organisatorisch und finanziell an dem Unternehmen beteiligen sollten. Den finanziellen Erfolg sah er in einem sprunghaft ansteigenden Handel gegeben, da in einzelnen Gebieten an der projektierten Strecke Landwirte, Fabrikanten und Kaufleute das anbauen, produzieren und handeln würden, was andere vermissten. Harkort verknüpfte die westfälisch-rheinischen Wirtschaftsräume Minden, die Salinen am Hellweg, das Kohlenrevier und die im Wuppertal gelegenen Städten Barmen und Elberfeld miteinander. Innerhalb dieses Verbundes versprach die Beförderung der Massengüter Kohle und Salz den größten Gewinn, da die Frachtkosten einen hohen Anteil am Verkaufspreis ausmachten. Harkort zielte mit seiner Veröffentlichung auf die Zechen- und Salinenbesitzer als finanzkräftige Gruppe, die

5 Stadtarchiv [= StA] Werl, Dep. Erbsälzerarchiv, Sc VII 27 a, S. 188: 21. Collegial-Versammlung von 7.12.1832.

6 Vgl. Axel Heimsoth: Die Wiederentdeckung des Hellwegs. Regionale Identität im Spiegel verkehrspolitischer Diskussionen bis zum Bau der Dortmund-Soester Eisenbahn. Essen 2006.

seine Pläne unterstützen, also finanzieren sollten. „Die Steinkohlen-Reviere der Grafschaft Mark bilden allein schon die sichere Basis der ganzen Unternehmung.“⁷ Er propagierte einen aus mehreren Handels(teil)räumen bestehenden Rhein-Weser-Wirtschaftsraum, der sich entlang seiner Bahnlinie hinzöge. Sinnvoll war besonders seine Idee, durch die Eisenbahn die Kohlenlager an der Ruhr mit den Salinenbetrieben am Hellweg zu verbinden. Die Salinen befanden sich in Königsborn bei Unna, Werl, Sassendorf, Westernkotten und Salzkotten. Für die Anlagen wurden Kohlen als Brennstoff für den Betrieb der Dampfmaschinen und den Siedeprozess benötigt. Sie würden jährlich 260.000 Zentner Salz produzieren und dafür 270.000 Scheffel Kohlen benötigen⁸.

Am 22. September 1833 trafen sich Vertreter einzelner Städte im Solebad Königsborn bei Unna zu einer Konferenz. Einige von ihnen waren Mitglieder örtlicher Eisenbahnkomitees, Zusammenschlüsse, die in ihrem Raum aktiv für die Realisierung der Rhein-Weser-Eisenbahn eintraten.

Die Gruppe der verkehrspolitisch am Wohl ihrer Gemeinden und Unternehmen interessierten Personen setzte sich aus Unternehmern und (einigen) Kommunalpolitikern aus Lünen, Dortmund, Hörde, Wetter, Werl, Lippstadt und Unna zusammen. Aus Hamm war kein Unternehmer erschienen. Dafür war Karl Freiherr von Bodelschwingh-Heide (Heyde) (1800-1873) anwesend. Er sollte eine politische Laufbahn einschlagen. Von 1837 bis 1845 war er der Landrat des Kreises Hamm, anschließend fungierte er als Oberregierungsrat in Minden und als Regierungspräsident in Münster und Arnsberg. Schließlich sollte er – als Höhepunkt seiner politischen Karriere – den Posten des preußischen Finanzministers von 1851 bis 1858 und erneut von 1862 bis 1866 bekleiden. Karl von Bodelschwingh-Heide hatte 1831 für den Reichsfreiherrn vom Stein den Kreistag in Hamm vorbereitet. Bei dem Treffen in Königsborn 1833, wo die mögliche Realisierung einer Eisenbahnanlage thematisiert wurde, bekleidete er allerdings noch kein politisches Amt. Bodelschwingh war nach Jurastudium und Militärzeit auf das Gut „Haus Heyde“ seiner Eltern zur Mitarbeit zurückgekehrt. Sowohl Karl als auch sein Bruder Ernst sollten in den kommenden Jahren die Interessen Hamms um den Zuschlag der Streckenführung über ihre Stadt vertreten.

Nicht Karl von Bodelschwingh-Heide, sondern der Werler Sälzer Clemens Freiherr von Lilien-Borg, welcher den Vorsitz bei dieser (und auch bei den kommenden) Versammlungen übernahm, hielt bei der Königsborner Konferenz die Eröffnungsrede. Von Lilien-Borg wies darauf hin, dass

7 Friedrich Harkort: Die Eisenbahn von Minden nach Cöln. Hagen 1833 (Neudruck 1961), S. 4.

8 Vgl. ebd., S. 10.

sich im Werl-Soester Raum nun ein „Hellweg-Komitee“ gegründet habe, um den Bau der Bahnanlage zu fördern⁹. Aus dem Werl-Soest-Lippstädter Raum war noch der Freiherr von Schorlemer zu Herringhausen für Lippstadt erschienen. Anscheinend vertrat von Lilien-Borg in Königsborn sowohl die Interessen Werls als auch die der Stadt Soest. Bei den Konferenzteilnehmern stand eine Linienführung ihres Bahnprojekts über Hamm nicht zur Diskussion. Die Versammlung ließ sich stattdessen von den technischen Beamten die Ergebnisse ihrer Vermessungen auf dem Abschnitt von Hagen über Witten und Hörde nach Königsborn vorstellen. Die Anwesenden sprachen sich für die Verlegung der Linie über Königsborn und weiter nach Osten entlang der Lippe aus. Sie beauftragten den Baukondukteur, die Strecke von Königsborn bis Lippstadt zu vermessen¹⁰.

Die Vorarbeiten der Eisenbahnkomitees, die Gelder einwerben sollten und sich in die Vermessung der Bahnstrecke einschalteten, führten 1836 zur Gründung der Rhein-Weser-Eisenbahngesellschaft, die noch im gleichen Jahr zur Zeichnung von Aktien für ihr Verkehrsprojekt aufrief.

Dass in der Presse allein der Bahnstreckenabschnitt über Werl, Soest und Lippstadt vorgestellt wurde, befremdete zumindest einen Zeitungsautor, der 1836 im Rheinisch-Westfälischen Anzeiger auf die gerade Verbindung Unna-Gütersloh-Hamm hinwies und betonte, dass diese „sich von selbst aufdrängende Frage, warum die gerade Linie über Hamm nicht gewählt werde, noch nicht einmal aufgeworfen, viel weniger erörtert, und als verwerflich beseitigt ist.“¹¹. Schließlich sei die Hammer Variante drei Meilen kürzer und damit eine halbe Millionen Taler günstiger (1/8 der Kosten).

Die in der Zeitung aufgeworfene Frage, welcher Streckenverlauf der richtige für die Rhein-Weser Eisenbahn sei, sollte nicht mehr beantwortet werden. Denn trotz des Engagements einer kleinen Gruppe von verkehrspolitisch Interessenten, die Eisenbahnkomitees entlang der Bahnstrecke gegründet hatten, scheiterte das Unternehmen. Die Rhein-Weser-Eisenbahngesellschaft war finanziell schlecht kalkuliert¹² und strukturiert. Zwar waren 1836 Aktien gezeichnet worden, doch zu wenige. Die mangelnde Beteiligung der Unternehmer im Hellwegraum veranlasste das federführende Mindener Eisenbahnkomitee, einen Brief an Lilien-Borg als Vor-

9 Vgl. StA Soest, B XVI d 1, Bericht vom 22.9.1833.

10 Vgl. ebd.

11 Rheinisch-Westfälischer Anzeiger [= RWA] Nr. 73, 10.9.1836, Eisenbahnen. Rhein- und Weserbahn, Sp. 1193-1195.

12 Vgl. Walter Steitz: Die Entstehung der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der deutschen Eisenbahnen und des preußischen Aktienwesens. Köln 1974; Wilfried Reininghaus: Eisenbahnen zwischen Rhein und Weser 1825-1995. In: Karl-Peter Ellerbrock/Marina Schuster (Hrsg.): 150 Jahre Köln-Mindener Eisenbahn. Katalog zur gleichnamigen Ausstellungs- und Veranstaltungsreihe. Essen 1997, S. 12-73.

sitzenden des Werl-Soester Eisenbahnkomitees („Hellweg-Komitee“) und Mitglied des Werler Erbsälzerkollegiums zu schreiben. Die Mindener beklagten sich über die geringe Bereitschaft selbst der Hörder Kohlegewerke und der Sälzer am Hellweg, die Eisenbahnaktien zu zeichnen. „Dies muß einen sehr üblen Eindruck machen, und kann insbesondere bey den künftigen Unterhandlungen mit den Staatsbehörden hemmend wirken.“¹³

Das Unternehmen Rhein-Weser-Eisenbahn hatte deutlich werden lassen, dass rheinische Fabrikantenkreise andere Interessen als norddeutsche Kaufleute hatten¹⁴. Erfolg konnten Eisenbahnkomitees nur dann haben, wenn sie möglichen Finanziers und der preußischen Regierung (sowie den Bahngesellschaften) plausibel vermitteln konnten, warum gerade ihr Wirtschaftsraum zwingend notwendig und ökonomisch so erfolgversprechend sei und deshalb einer Bahnlinie bedürfe. Diese Form der Auseinandersetzung schlug sich nun in internen Gutachten und Bittschriften ebenso nieder wie in öffentlichen, über die Presse verbreiteten Aufrufen. Für die Regierungsvertreter und die Bahngesellschaften wurde es ab diesem Zeitpunkt zunehmend schwieriger, aus der Gruppe von Städten und Unternehmern, die sich um die Berücksichtigung bei der Linienführung einer Bahnstrecke bemühten und auch stritten, eine Route auszuwählen. Wer hatte die besseren Argumente auf seiner Seite und wer hatte eine bessere Lobby zur Unterstützung aufgebaut, um den ersehnten Bahnanschluss zu gewinnen?

Erste Planungen der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft

Nachdem die Rhein-Weser-Eisenbahngesellschaft 1838/40 gescheitert war, bemühte sich die Rheinische Eisenbahn-Gesellschaft 1841 um die Realisierung der ursprünglichen Idee: die beiden Ströme Rhein und Weser mittels einer Bahnlinie, die in Köln (Deutz) beginnen und in Minden enden sollte, zu verbinden. In der Presse wurden in Auszügen die Verhandlungsprotokolle der Rheinischen-Eisenbahn-Gesellschaft 1841 veröffentlicht. Ein Teil von ihren Aktieninhabern musste sich aber 1843 zu einer neuen Gesellschaft zusammenschließen, da die Rheinische Eisenbahn-Gesellschaft nicht die Erlaubnis zur Realisierung dieses Bahnprojekts

13 StA Werl, Dep. Erbsälzerarchiv, Sv A III f 22, Schreiben des Mindener Eisenbahnkomitees an von Lilien-Borg, 12.9.1836.

14 Thomas Vährmann: Überregionale Verkehrsströme der Eisenbahnen. Ein Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung der drei großen Eisenbahngesellschaften in den westlichen preußischen Provinzen zwischen 1850 und 1880. In: Wilfried Reininghaus/Karl Teppe (Hrsg.): Verkehr und Region im 19. und 20. Jahrhundert. Westfälische Beispiele. Paderborn 1999, S. 95-112, hier S. 96; vgl. ferner Reininghaus (wie Anm. 12), S. 22.

erhielt. Ihr neuer Name – zuerst war noch ein anderer gewählt worden – lautete „Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft“. Das Unternehmen sollte das Projekt voran treiben und schließlich auch realisieren. Im Rheinisch-Westfälischen Anzeiger stellte 1841 noch die Vorgänger-Gesellschaft ihre Pläne für den Streckenabschnitt zwischen Unna und Gütersloh vor:

„Von Unna aus wandte sich das Projekt der Rhein-Weser-Bahn über Werl, Soest und Lippstadt nach Gütersloh. Diese Linie berührt oder nähert sich mehreren Salzwerken. Viel Getreide und sonstige ländliche Produkte sichern, wie Steinkohlen, nach diesen Gegenden hin die Güter-Frequenz der Bahn. Das Land ist meistens wohlhabend, das Terrain aber bis in die Nähe von Lippstadt fortdauernd wellig. Dieser Bahnzug nach Gütersloh macht einen Umweg von etwa 2 Meilen.“¹⁵

Neben der bisherigen Streckenführung schien der Bahngesellschaft nun auch eine andere möglich: „Die Direktion läßt deshalb neben dieser Linie eine zweite, von Unna aus über Hamm nach Gütersloh untersuchen.“¹⁶

Die zwei nun zum Ausbau anstehenden Linienführungen waren vom Vizepräsidenten der Gesellschaft, David Hansemann, ins Spiel gebracht worden. Hansemanns Pläne zu den Alternativrouten im Unna-Gütersloher Raum druckte die Kölnische Zeitung ab. Der Soester von Viebahn teilte diesen im Mai 1841 erschienenen Zeitungsbericht umgehend seinem Bürgermeister mit, weil „die Sache für die Stadt von der solchesten Wichtigkeit ist“¹⁷. Der Soester Bürgermeister Heinrich Schulenburg rief umgehend zu einer Konferenz zusammen und lud auch seine Amtskollegen von Werl und Lippstadt hinzu. Diese Gruppe suchte nun Verbündete für ihren Kampf um den Bau der Bahnlinie über ihre Städte, also Werl, Soest und Lippstadt, zu gewinnen. Sie warben damit, dass ihre Gegend – anders als die Hammer – eine größere Bevölkerungsdichte aufweise¹⁸. Am 1. Juni 1841 kam es in Soest erneut zu einer Konferenz, an der alle diejenigen teilnahmen – so das Soester Kreisblatt (28.5.1841) –, „die daran interessiert sind, daß die Eisenbahn bei Soest vorbeigeführt wird.“ Die Soester Bürger gründeten ein Eisenbahnkomitee, welches gegenüber der Kölner Bahngesellschaft und dem preußischen Staat die Interessenvertretung übernahm. Das Komitee wandte sich über die Presse an die örtliche Bevölkerung und forderte zur Aktienzeichnung bei der Köln-Mindener Eisenbahn auf.

„Wenn es auf der einen Seite für unsere Gegend von großer Wichtigkeit sein muß, durch eine solche Bahn mit dem ganzen Nordosten Deutsch-

15 RWA Nr. 41, 22.5.1841, Sp. 647-650.

16 Ebd.

17 StA Soest, B XVI d 1, Schreiben von Viebahn, 11.5.1841.

18 StA Soest, B XVI d 1, Schreiben an Generalpostmeister von Nagler, 4.6.1841.

lands in Communication zu treten, so handelt es sich hier auf der andern Seite um eine Lebensfrage des Fortbestehens ihres productiven Übergewichts, ob nämlich diese europäische Weltstraße unsere Gegend durchschneiden, oder ob sie an ihnen vorbeigeführt werden soll.“¹⁹

Die Soester Eisenbahnprotagonisten wandten sich an ihre Nachbarn und baten um Unterstützung. Während die Werler und Lippstädter Gemeindevertretungen dem Wunsch entsprachen, ging Unna eigene Wege. Der Unnaer Bürgermeister Perzionius schrieb an den Soester Kollegen Schulenburg, dass es Unna gleichgültig sein könne, ob die Linie über Hamm oder Soest gebaut würde und man deshalb die weiteren Entwicklungen abwarten wolle²⁰. So kristallisierte sich 1841 ein Interessenverbund bestehend aus Werl, Soest und Lippstadt heraus, der für den Bau der Köln-Mindener Eisenbahn über ihre Städte eintrat. Als ihr Ansprechpartner und „Hauptgegner“ kristallisierte sich der Vizepräsident der Eisenbahngesellschaft heraus. David Hansemann spielte die einzelnen Gemeinden gegeneinander aus und versuchte, die bestmöglichen Bedingungen für seine Gesellschaft auszuhandeln. Ziel seiner Unterhändler war, eine Schenkung des Baugrundes für den Bahnhof und die Bahnstrecke – soweit diese durch kommunales Gebiet verlief – zu erreichen. „Die Linienführung würde sich an den engagiertesten Orten ausrichten“ – so ein Zeitungsbeitrag²¹. In Dortmund hatte Hansemann Erfolg. Die Stadtväter sprachen sich dafür aus, der Köln-Mindener Eisenbahn das Bahnhofsgelände kostenfrei zu überlassen. (Abb. 3). Weniger Erfolg hatte er in anderen Städten. Soest hatte – so Hansemann in einem Bericht von 1842 – die Übernahme von einem Drittel der Baukosten für einen Bahnhof, Werl zwei Drittel der Grundstückskosten zugesagt. Dagegen weigerte sich Unna, Zugeständnisse zu machen. In den folgenden Monaten stellten die Baubeamten umfangreiches Material über die Beschaffenheit der Strecken und ihre Auslastung zusammen. Doch es kam zu einer Verzögerung in der Planungsphase. Als neuer Finanzminister übernahm Ernst von Bodelschwingh am 1. Mai 1842 sein Amt in Berlin und verlangte, dass alle Berechnungen und Vermessungen von Mitarbeitern seiner Behörde vorzunehmen seien. Also mussten alle Daten, die bisher von der Bahngesellschaft zusammengetragen worden waren, erneut erhoben werden. Erst Anfang 1843 war das Material für den Streckenabschnitt Köln-Dortmund zusammen gestellt. Bodelschwingh stellte König Friedrich Wilhelm IV. am 13. Mai 1843 seine Ergebnisse für

19 Soester Kreisblatt Nr. 23, 4.6.1841, Die Eisenbahn von Cöln nach Minden, S. 179.

20 StA Soest, B XVI d 1, Schreiben von Perzionius, 16.6.1841. Vgl. ferner Axel Heimsoth: Unna am Scheideweg. Der Kampf um einen Eisenbahnanschluss in der Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Jahrbuch des Kreises Unna 31 (2010), S. 121-124.

21 Vgl. RWA Nr. 41, 21.5.1844, Opfer für Eisenbahnen, S. 324-325.

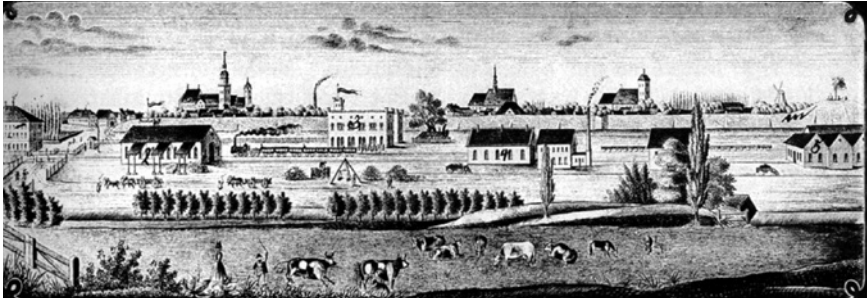


Abb. 3: Dortmunder Bahnhof als Briefkopfmotiv, um 1848. Stadtarchiv Dortmund

diesen Streckenabschnitt vor. Die Köln-Mindener Bahngesellschaft selber traf 1843 die Entscheidung über den Streckenverlauf auf dem Abschnitt Köln-Dortmund. Anders als ursprünglich geplant entschied sie, die Linie nicht durch das Wuppertal, sondern über Duisburg und das Emschertal anzulegen. Es kam zu massiven Protesten im bergischen Raum, da man fest mit einer Streckenführung durch das Wuppertal nach Schwelm und Hagen gerechnet hatte.

Die Verkehrspolitiker von Hamm und Soest mussten sich 1843 hinsichtlich einer Entscheidung der preußischen Regierung über den konkreten Verlauf der Linie in ihrem Abschnitt noch gedulden. Erst im November kam wieder Bewegung in ihre Angelegenheit, als der Bevollmächtigte der Bahngesellschaft, von Mellin, den Soestern mitteilte, „daß die Eisenbahngesellschaft nur die Punkte Deutz, Duisburg, Minden festgelegt hat; die Orte dazwischen soll die Staatsregierung bestimmen“²². Mellin reiste am 4. Dezember 1843 nach Soest und erklärte lapidar, die Stadt müsse die Gesamtkosten für den zur Eisenbahnanlage notwendigen Grunderwerb (und nicht wie bisher zugesagt nur ein Drittel) übernehmen. Nur so könne verhindert werden, dass Hamm den Zuschlag bei der Linienführung bekomme.

Die Entscheidung müsse – so Mellin – bis zum 6. des Monats fallen, da er dann weiterreisen müsse. Soest war in die Enge getrieben worden und entsprach den Forderungen der Eisenbahngesellschaft. Allerdings setzte der Magistrat noch am gleichen Tag eine Bittschrift an den preußischen Monarchen auf und bat um seine Unterstützung, da „es nicht der Wille Ew. Majestät sein wird, die alte Stadt Soest noch mehr ihrem Verfall entgegen zu führen. [...] Möchte nun, wie wir befürchten, die Eisenbahn über Hamm geführt werden, so würde Soest der bisherige Verkehr genommen und dasselbe lediglich auf seinem Ackerbau hingewiesen werden.“²³

22 StA Werl, E 49 Nr. 23, Bl. 33-34, Schreiben Mellins, 15.11.1843.

23 StA Soest, B XVI d 2, Schreiben an den König, 4.12.1843.

Mellins Strategie, die Stadtoberen mit der Drohung, die Bahn würde über Hamm gebaut werden, unter Druck zu setzen, zeigte in Soest Erfolg, nicht aber in Werl und Unna. Beide Kommunalvertretungen verweigerten sich seinen Forderungen. Werl zog sogar seine Zusage, zwei Drittel der anfallenden Grundentschädigungen zu übernehmen, zurück²⁴. Der Grundkonflikt, ob man eine kürzere Linie über Hamm oder eine längere und damit teurere über Werl und Soest bauen sollte, stand seit 1841 im Raum. Für die erste Möglichkeit sprachen die geringeren Kosten, allerdings zum Preis einer geringeren wirtschaftlichen Auslastung der Bahnlinie. Denn bei der Werl-Soester Variante schien aufgrund des vorhandenen Gewerbes und der größeren Bevölkerungszahl eine höhere Rentabilität bei der späteren Nutzung möglich zu sein. In der Presse wurde dieser Dissens 1842 thematisiert:

„Die meisten und gewichtigeren Interessen vereinigen sich für die Linie von Cöln über Elberfeld, Barmen, Enneper Straße, Hagen, Unna, Werl, Soest nach Lippstadt, und man hat behauptet, daß diese gebaut werden müsse, wenn sie auch mehrere Millionen Thaler mehr koste, als die Linie von Cöln über Duisburg, Dortmund, Unna, Hamm nach Lippstadt, weil sie sich am besten und ausreichend rentieren würde. [...] Der Grundsatz ist nicht unrichtig, daß diejenige Linie gebaut werden müsse, welche sich am besten rentiert, und Städte und Gegenden berührt, welche reichen Verkehr an Menschen und Transportmitteln gewähren. Man benutze doch die bei der Anlegung von Chausseen gemachten Erfahrungen.“²⁵

Diese Parameter (kürzere Streckenführung, allerdings durch ein weniger stark entwickeltes Gebiet, oder längere Streckenführung durch ein besser erschlossenes Gebiet auf Kosten höherer Baukosten) war auch den betroffenen Gemeinden bekannt. Zwischen den beiden konkurrierenden Parteien, Hamm auf der einen und Werl und Soest auf der anderen Seite, entwickelte sich zwischen 1843 und 1845 ein regelrechter Kampf um den Zuschlag bei der Streckenführung.

Welche Strategie verfolgte Hamm, um den Zuschlag zu bekommen? Erhalten hat sich ein Bericht, der im Namen des Hammer Landrats von seinem Kreisdeputierten Wimpgen [?] 1842 aufgesetzt wurde. In diesem Schreiben widersprachen sie den – zu negativ – veranschlagten wirtschaftlichen Prognosen eines Regierungsrats, der für die Bahngesellschaften das wirtschaftliche Potenzial der betroffenen Städte eruiert hatte. Der Hammer Kreisdeputierte wies darauf hin, dass die Unternehmen seines Kreises nicht nur die Lippe als Transportmittel nutzen würden, sondern auch eine

24 Vgl. StA Werl, E 49 Nr. 23, Bl. 44-45, Schreiben von Bockum-Dolffs an den Werler Bürgermeister Gordes, 16.12.1843.

25 RWA Nr. 39, 14.5.1842, Sp. 306-307.

mögliche Eisenbahnlinie. Zudem seien als große Fabriken ein Eisenwalzwerk und ein Drahtbetrieb zu nennen²⁶. Auch wenn Werl die eigentliche Kornkammer des Kreises sei, so würde doch in Hamm gewonnen:

1. an Getraide	25.000 Centner
2. an Rübsaamen	1.500 Centner
3. an Leinsaamen	1.000 Centner“.

Ergänzend fügte er an, „daß ein bedeutender Transport-Artikel [...], der der Schaaf-Wolle, ganz übergangen ist.“

Die vorgestellten mageren landwirtschaftlichen Ertragsergebnisse zeigen, dass Hamm weniger mit seinem wirtschaftlichen Potential als vielmehr mit seiner kostengünstigen Lage werben würde. Ende 1843 war die Situation für die betroffenen Städte weiterhin unübersichtlich. Eine Entscheidung, welche Strecke die Köln-Mindener Eisenbahn zwischen Dortmund und Gütersloh nehmen werde, war nicht abzusehen. Der Soester Landrat Florens von Bockum-Dolffs (Abb. 4), der für Werl in Berlin warb, berichtete aus der Hauptstadt nach Hause: „Bei der hier zu treffenden Entscheidung ist der Kosten-Punkt eigentlich ganz allein maßgeblich.“²⁷

Bockum-Dolffs schrieb an den Soester Bürgermeister Schulenburg und teilte mit, in den nächsten Tagen würde die Entscheidung erwartet – entweder für ihre Städte oder für Hamm²⁸. Am 28. Dezember 1843 konnte Bockum-Dolffs zusammen mit dem Soester Stadtrat Dörrenberg den König auf ihr Anliegen ansprechen. Bei einer Gesellschaft warben sie bei Friedrich Wilhelm IV. für die Soester Linie und bekamen vom König die Antwort: „Ist denn die noch zweifelhaft?“ An den neben ihm stehenden Finanzminister von Bodelschwingh wandte er sich daraufhin mit einer weiteren Frage: „Ich dachte Soest wäre schon bei der Elberfelder Linie feststehender Punkt gewesen?“²⁹ Bodelschwingh wies darauf hin, dass man im Moment noch die Ergebnisse der Untersuchungen durch Mellin abwarten müsse, bevor Näheres entschieden werden könne.

Einen anderen Weg als die Werler und Soester waren ihre Hammer Konkurrenten gegangen. Schon drei Tage vor der Zusammenkunft von Bockum-Dolffs‘ und Dörrenbergs mit dem König war es ihnen gelungen, dem Monarchen ihre Bittschrift zu überreichen. Sie erläuterten ihm am 25. Dezember ausführlich, warum eine Streckenführung über ihre Stadt

26 Vgl. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz [= GSTA] 1. HA, Rep. 93, Abt. E Nr. 3740, Bl. 62-63, Schreiben aus Hamm an die Kommission zur Prüfung einer Eisenbahnlinie zwischen Minden und Cöln, 14.9.1842.

27 StA Werl, E 49 Nr. 23, Bl. 44-45, Schreiben an den Werler Bürgermeister Gordes, 16.12.1843.

28 Vgl. ebd., Schreiben vom 19.12.1843.

29 StA Werl, Dep. Erbsälzerarchiv, Sv A III f 23, Protokoll der Audienz von Bockum-Dolffs, 28.12.1843.

für sie von „höchster Wichtigkeit“³⁰ sei. Zwei gravierende Punkte führte Hamm an, die für ihre Variante sprächen. Die Linie sei kürzer und habe einen geringeren Neigungswinkel. Neben einer höheren zu erwartenden Rentabilität der Linie läge ihre Stadt näher zur Provinzialhauptstadt Münster, was den Bau einer Zweigbahn, also der Bahnlinie Münster-Hamm, verbilligen würde. Die Hammer Vertreter versuchten, allein die wirtschaftlichen Argumente ihrer Soester Kontrahenten zu entkräften. Sie gingen nicht auf die historisch gewachsene Bedeutung des Königreichs Preußen für ihre Kommune ein, die Soest ausführlich vorgestellt hatte. Denn anders als Hamm wollte Soest beim preußischen König auch mit dem Argument einer „treuen preußischen Stadt“ punkten. Diese Argumentationsstrategie sollten nur die Soester, nicht aber die Hammer Vertreter verfolgen. Soest übergang dabei geflissentlich, dass es sich noch im 17. Jahrhundert als Stadtstaat betrachtete, der auf seine Sonderrechte gegenüber den brandenburgischen Kurfürsten gepocht hatte. Erst im 18. Jahrhundert verlor Soest seine (teilweise vorhandene) Selbständigkeit in der Regierungszeit Friedrichs II.³¹

Die Initiative sowohl der Vertreter aus Hamm als auch derjenigen aus Soest und Werl zur Jahreswende 1843/44 war nicht von Erfolg gekrönt. Die preußische Regierung traf keine Entscheidung. Die Vorarbeiten an der Köln-Mindener Eisenbahn begannen im Februar 1844, ohne dass klar war, wie in dem Streckenabschnitt Dortmund-Gütersloh zu bauen sei. Die Vertreter Soests schrieben 1844 den Oberpräsidenten von Vincke, Finanzminister von Bodelschwingh und den König selber an und warben – ohne neue Argumente vorbringen zu können – für ihre Streckenvariante.

Zu einem zweiten Konfliktherd entwickelte sich nun die Frage, in welchem Ort die Verbindungsbahn nach Münster beginnen solle. Sowohl Hamm als auch Dortmund warben für einen Bahnanschluss zur Provinzialhauptstadt. In Dortmund hatte sich ein „provisorisches Comité einer



Abb. 4: Florens Heinrich von Bockum-Dolffs (1802-1899). Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster

30 Vgl. GSTA, 1. HA, Rep. 89, Nr. 29627, Bl. 32-43, 23.12.1843.

31 Vgl. Rolf Dieter Kohl: Absolutismus und städtische Selbstverwaltung. Die Stadt Soest und ihre Landesherren im 17. Jahrhundert. Diss. Münster 1974, S. 252-256. Siehe auch den Beitrag von Norbert Wex, Friedrich der Große und das Ende des Soester Mittelalters, in diesem Band.

Eisenbahn von Dortmund nach Münster“³² gebildet. Neben dem Dortmunder Bürgermeister Wilhelm Brüggemann waren auch Wilhelm Hammacher, Wilhelm Overbeck und Friedrich Harkort in diesem Komitee vertreten. Harkort soll einen Bericht „Prospectus für die Linie Dortmund-Münster“ verfasst haben³³. Nun bekam Hamm Unterstützung von unerwarteter Seite. Denn Werl und Soest sprachen sich nicht für die Dortmunder, sondern für die Hammer Variante aus. Für beide war eine Verbindung nach Münster näher über Hamm zu realisieren. Deshalb wandten sie sich an den Finanzminister von Bodelschwingh und baten darum, die Münster-Hammer Bahnlinie anzulegen und diese zu ihren Städten zu verlängern – denn sie gingen noch davon aus, dass ihre Streckenvariante der Köln-Mindener Eisenbahn aktuell sei. Für diese Verkehrspläne machte sich auch die in Köln ansässige verantwortliche Eisenbahngesellschaft stark. Sie sprach sich gegenüber der Regierung für die Realisierung des Abschnitts Dortmund, Unna, Werl, Soest und Lippstadt aus. Von Werl solle dann eine Zweigbahn über Hamm nach Münster gebaut werden³⁴.

Im Februar 1844 erschien im „Wochenblatt für die Stadt und den Kreis Hamm“ die Einladung zur Aktienzeichnung für die „Hamm-Münster’sche Zweig-Eisenbahn“. Der Stadtverordnete G. A. Wundermann hatte dafür namentlich geworben: „Münster allein ist es, welches durch seine vielseitigen, sowohl allgemeinen wie provinziellen als auch staatlichen Interessen uns das Übergewicht verschafft hat.“³⁵ Wundermann hob das Bemühen des Hammer Landrats Karl von Bodelschwingh-Heide wohlwollend hervor, sich für die Verlegung der Köln-Mindener Eisenbahn über seine Stadt stark zu machen. Dank der Tätigkeit des Freiherrn würde – so Wundermann – seine Stadt in dieser Angelegenheit wahrscheinlich Erfolg haben. In der gleichen Ausgabe der Hammer Zeitung erschien – in Erwartung des Sieges bei der Streckenvergabe – das in plattdeutscher Sprache abgefasste Gedicht. „No Hamm kümbt de Isenbahn!“ Sein Untertitel lautet:

„Allons perdu Hellwegianer / Es siegen nur die Grafschaftianer.“³⁶

Derselbe Autor ging im März des Jahres in derselben Zeitung auf den Sieg seiner Stadt in der verkehrspolitischen Auseinandersetzung – der allerdings nicht so sicher war, wie er glaubte – ein. Er hatte das Lied „O, welche Lust Soldat zu sein“ umgeschrieben. Nun hieß es: „O, welche Lust

32 Vgl. Dortmunder Wochenblatt Nr. 13, 20.3.1844, S. 113-115.

33 Vgl. Louis Berger: Der alte Harkort. Ein westfälisches Lebens- und Zeitbild. 5. Aufl. Leipzig 1926 (Erstdruck 1890), S. 187.

34 Vgl. GSTA, 1. HA, Rep. 89, Nr. 29628, Bl. 98-112, hier Bl. 98, Pro Memoria die Richtung der Köln-Mindener Eisenbahn zwischen Düsseldorf und Bielefeld betreffend, im Dezember 1844.

35 Wochenblatt für die Stadt und den Kreis Hamm Nr. 7, 14.2.1844.

36 Ebd., (v. B. L.): No Hamm kümbt de Isenbahn!

von Hamm zu sein“. In der Schlussstrophe fasste der Hammer den Konflikt mit Soest noch einmal prägnant zusammen: Hamm werde nun mit Dampf kutschieren, während man in Soest lamentieren werde³⁷.

Anfang März 1844 trat das preußische Kabinett zusammen und sprach sich mit sechs zu vier Stimmen für die Streckenvariante Dortmund-Unna-Hamm-Lippborg-Lippstadt-Bielefeld aus. Die Minderheit hatte sich für die Variante Dortmund-Unna-Werl-Soest-Lippborg-Lippstadt-Bielefeld stark gemacht. Die erstere wurde nun dem König am 11. März vorgetragen. Finanzminister von Bodelschwingh war zu dieser Sitzung ebenfalls anwesend, wollte sich aber – da ihn familiäre Beziehungen mit Hamm verbanden – aus dem Entscheidungsfindungsprozess heraushalten. Hamm oder Soest? Die Entscheidung wurde dem König nicht leicht gemacht, da für beide Varianten einiges sprach, was auch der Finanzminister hervorhob. Nun musste der Monarch eine Entscheidung treffen. Und er traf sie. Er wollte es beiden Parteien recht machen und ließ den Finanzminister im April 1844 mitteilen, „ob die verschiedenartigen Interessen sich nicht dadurch vereinigen lassen, daß die Eisenbahn von Dortmund in möglichst gerader Richtung als möglichst nahe bei Camen erreiche, nach Hamm und von dort über Soest nach Lippstadt geführt wird.“³⁸ Unter die Reinschrift dieser Order setzte Friedrich Wilhelm am 31. März 1844 eigenhändig den Nachsatz: „Es ist also den Interessenten bekannt zu machen, daß Hamm auf jeden Fall berührt werden wird.“

Hamms (vorläufiger) Sieg bei der Streckenvergabe 1844

Am 11. April 1844 veröffentlichte die Münstersche Zeitung die Nachricht, dass Hamm auf jeden Fall von der Köln-Mindener Eisenbahn berührt werde. Am nächsten Tag rief der Soester Bürgermeister seine Stadtverordneten zu einer Sitzung zusammen. Gemeinsam setzten sie ein Schreiben an den König auf und baten, Soest an die von Hamm nach Gütersloh führende Bahnlinie anzuschließen. Außen vor blieben die Interessen ihrer Mitstreiter, der Werler. Klar war nun, dass von Hamm die Bahn nicht mehr über Werl nach Soest geführt werden konnte, da es einen zu großen Umweg bedeutet hätte. Bürgermeister Schulenburg reiste mit dem Stadtverordneten Vahle nach Berlin und wurde in ihrer Sache bei einer Reihe von Ministerien vorstellig. Am 28. April bekamen beide sogar eine Audienz beim König bewilligt. Von diesem Gespräch fertigten sie ein Protokoll an, welches sich erhalten hat:

37 Ebd., 8.3.1844, (B. L.): O welche Lust von Hamm zu sein.

38 GSTA, 1. HA, Rep. 89, Nr. 29627, Bl. 65, Schreiben des Staats- und Kabinettsministers von Thile an Finanzminister von Bodelschwingh, 3.3.1844.

„Wir [d. h. die beiden Soester Deputierten] bemerkten, daß nach der Mitteilung der Techniker der Umweg über Hamm leider etwa $\frac{3}{4}$ Meile mehr betrage und etwa 250.000 Thaler Mehrkosten dadurch entstünden, worauf wir die Erwiderung erhielten, daß er den Umweg nur für etwa $\frac{1}{2}$ Meile veranschlage, indem er beabsichtigte, einen Theil des Umweges dadurch wieder auszugewinnen, daß von Hamm in gerader Linie nach Dortmund gebaut werden solle.“³⁹

Die Soester überreichten ihm eine neue Bittschrift und setzten ihr „unerschütterliches Vertrauen“ auf sein Wohlwollen. Allerdings ließ der König beide wissen, er könne keine feste Zusage machen. „Es sei sein herzlichster Wunsch, daß Soest, eine ihm von Alters her theure und liebe Stadt, die ihm von jeher am Herzen gelegen [sei]“, berücksichtigt werde⁴⁰. Die beiden Verlierer bei dieser verkehrspolitischen Entscheidung waren Unna und Werl. Die Stadtoberen von Unna wandten sich bei der „bestürzenden Nachricht“ mit einer Immediatvorstellung an den König. Ebenso beschritt Werl – unter der Federführung des Freiherrn von Lilien-Borg – eigene verkehrspolitische Ziele. Werl setzte eine Petition an den König auf:

„Wir konnten nur in der Hoffnung leben, daß diese Verbindung in derjenigen Richtung gefördert werde, die die großen Handelsstraßen von der Weser und der Elbe seit mehr als ein Jahrhundert eingehalten hatten. Sind doch schon aus dem 16. Jahrhundert die Handelsstraßen von Minden und Cassel zum Rhein über Soest, Werl, Unna bekannt [...]. Durch diese Richtung [= über Hamm] wird die hiesige Gegend, der sogenannte Hellweg, außer allen Verkehr gesetzt.“⁴¹

Mit der königlichen Entscheidung vom April 1844 für Hamm stand nun allerdings erst ein weiterer Punkt zwischen Dortmund und Bielefeld endgültig fest. Die Streckenabschnitte dazwischen waren noch offen. Nun begannen die Vertreter von verschiedenen westfälischen Städten, den König mit Eingaben zu ‚bombardieren‘ und für die Verlegung der Linie über ihren Ort zu werben. Schon am 25. März hatten Vertreter der Städte Rheda, Wiedenbrück, Warendorf und Oelde eine Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. bekommen. Sie warben mit dem Argument der kürzesten Verbindung zwischen Dortmund und Bielefeld für ihre Variante⁴². Bisher hatte keiner

39 StA Soest, B XVI d 2, Protokoll des Soester Bürgermeisters Schulenburg und des Stadtverordneten Vahle, 28.4.1844.

40 Ebd.

41 StA Werl, Dep. Erbsälzerarchiv, Sv A III f 23, Zur Petition an S. M. den König, Mitte April 1844.

42 GSTA, 1. HA, Rep. 89, Nr. 29627, Bl. 112-113, Schreiben des Fürsten von Bentheim-Tecklenburg, 27.3.1844.

diese Möglichkeiten ins Auge gefasst. In der Presse wurde der „Eisenbahnstreit“ zwischen den beiden Kontrahenten nach dem „Sieg“ der Hammer thematisiert: „Seit dem großen Eisenbahnstreite zwischen Hamm und Soest ist es nunmehr bekannt geworden, daß die Linie von Dortmund direct auf Hamm, mit Umgehung Unna's und von Hamm weiter auf Soest geführt werden solle, und zwar, wie ein gewisser Jemand behauptete, weil die Stadt Unna Nichts zum Baue der Bahn habe hergeben wollen! (können?), wogegen Soest 30.000 Thlr. dazu verwenden wolle.“⁴³

Doch so sicher war der Erfolg für Hamm noch nicht. Das Pendel in der westfälischen Verkehrspolitik schlug aufgrund der Lobbyarbeit der „Hellweg-Fraktion“ wieder zurück. Am 3. Mai 1844 war es an der Spitze des Finanzministeriums zu einem Wechsel gekommen. Ernst von Bodelschwingh war durch Eduard Heinrich von Flottwell abgelöst worden. Nun begann eine neue Phase in der Lobbyarbeit der Städte, die sich noch Hoffnungen auf einen Anschluss an die Köln-Mindener Eisenbahn machten. Am 30. Juni hielten sich Harkort und Lilien-Borg in Berlin auf, sicherlich um für ihre verkehrspolitischen Anliegen zu werben. Im September erschien in der Kölnischen Zeitung ein Artikel, in dem das Schicksal der Verlierer, also Unna, Werl und Soest, düster erschien:

„Eisenbahnen können hier in den Gebirgen nicht gebaut werden, und schiffbare Flüsse existieren nicht; daher muß es als Nothwendigkeit hervortreten die Rhein-Weser-Bahn den Gebirgsgegenden über Unna, Werl und Soest, den sogenannten Hellweg entlang, der schon seit Jahrhunderten eine Haupt-Handelsstraße bildete, so nahe zu legen als nur immer möglich ist. Das Industrieleben hat die Bahn als ein Zeitbedürfnis hervorgerufen, und ist allein befähigt, der Bahn Nahrung und blühendes Bestehen zu gewähren. Das Wohl und Wehe von 200.000 rührigen Gebirgsbewohnern ist gewiß Beachtung werth; sie würden durch die Führung der Bahn über Hamm auf 2 bis 3 Meilen zu ewigen Zeiten von dem Weltverkehr abgerückt sein.“⁴⁴

Im Oktober 1844 gingen die Vertreter von Dortmund (Harkort, Hammacher, Schulte), Soest (Bockum-Dolffs, Schulenburg), Lippstadt (Epping, Bertram, Devering[?]) und Werl (Lilien-Borg) Flottwell mit einem Schreiben an und baten um Unterstützung bei der Streckenvergabe⁴⁵. Der Finanzminister entschied sich dafür, sich selbst ein Bild von den möglichen Streckenführungen zu machen, und reiste im November nach Minden. Clemens von Lilien-Borg kommentierte die anstehende Reise des Minis-

43 RWA Nr. 42, 25.5.1844, S. 334-335, (Veritas) Correspondenz Unna, den 19. Mai.

44 Beilage Nr. 249 der Kölnischen Zeitung, 5.9.1844, Die Köln-Mindener Eisenbahn betreffend.

45 Vgl. StA Werl, Dep. Erbsälzerarchiv, Sv A III f 23, Schreiben an Flottwell, 8.10.1844.

ters: „Der neue Minister kann vielleicht andere Gedanken haben als sein Vorgänger. Er will die Linie bereisen, selbst sehen und prüfen. Also muß noch Hoffnung für die Richtung des Hellwegs sein. In Soest Anfangs [...] wenig Anklang. Zum letzten Kampf war ich gleich entschlossen.“⁴⁶ Nach Minden reisten nun alle, um jeweils für ihre verkehrspolitische Position zu werben. Nun schlossen sich die Vertreter von Dortmund, Unna, Werl und Soest zusammen und warben für ihren ursprünglichen Wunsch, die Strecke entlang ihrer Städte und damit entlang des Hellwegs zu bauen⁴⁷. Bei ihrem Treffen in Minden müssen ihre Argumente Flottwell wohl zumindest beeindruckt, wenn nicht sogar überzeugt haben. Nun wurde die Stadt Hamm unruhig, da sie befürchtete, dass die schon zu ihren Gunsten getroffene Entscheidung noch einmal gekippt werden könnte. Sie schrieb am 11. November Flottwell an und wies auf die schon vom König gemachte Zusage für ihre Stadt hin⁴⁸. Wenig später wandten sich die Hammer Vertreter auch an Ernst von Bodelschwingh:

„Er. Exzellenz allgemein bekannte Gerechtigkeitsliebe wagen wir für die Stadt Hamm unterthänigst in Anspruch zu nehmen, da ungeachtet des erst nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse ausgesprochenen Königlichen Wunsches, wonach die Köln-Mindener Hauptbahn jedenfalls über Hamm geführt werden soll, die Widersacher deren Stimmführer größtentheils von Privatinteressen geleitet sind, es nicht scheuen unter irrigen Vorspiegelungen den Versuch zu machen, eine Abänderung der Allerhöchsten Bestimmung herbeizuführen. So fest wir auf das Wort unseres allergeliebten Königs bauen, so halten wir doch für Pflicht, die Machinationen und Triebfedern der Gegner der Stadt Hamm Er. Exzellenz mitzutheilen [...]. Da aber die Gegner mit einer grenzenlosen Übertreibung die industriellen Anlagen und Erwerbsquellen des Herzogthums Westfalen hervorheben, so erlauben auch wir uns, eine Nachweisung unterthänigst vorzulegen. [...] Die Vorspiegelungen der Gegner, daß deshalb die Hauptbahn über Werl und Soest zu führen sei, dürften Er. Exzellenz schon aus den früheren Verhandlungen als irrig bekannt sein.“⁴⁹

Der sich abzeichnende Umschwung der Haltung der preußischen Regierung in der Jahreswende 1844/45 löste auf der Hammer Seite große Besorgnis aus. Am 6. Januar 1845 beschwerten sich einige Bürger (über ein Dutzend Hammer hatten unterschrieben) bei Staats- und Kabinettsminister Bodelschwingh darüber, dass ihre „rastlosen Gegner“ nicht ruhen

46 Ebd., (Oktober 1844), Clemens von Lilien-Borg.

47 Vgl. Heimsoth, (wie Anm. 6), bes. S. 199-205.

48 Vgl. GSTA, I. HA, Rep. 89, Nr. 29628, Bl. 29, Schreiben des Hammer Magistrats und der Stadtverordneten an Finanzminister Flottwell, 11.11.1844.

49 Ebd., Schreiben an E. von Bodelschwingh, 30.11.1844.

würden, die Bahn an sich zu ziehen. Sie baten um Unterstützung, um die „Truggewebe der Gegner“ zu enthüllen⁵⁰. Parallel schrieben sie Finanzminister Flottwell erneut an und klagten, die gegnerische Seite würde mit falschen Zahlen und Daten operieren. „Es soll sogar einige Zeit das Fuhrwerk möglichst bis auf die Tage zurückgehalten sein, wo Er. Exzellenz die Chaussée von Dortmund über Unna, Werl, Soest, Lippstadt passieren würde, um eine ungewöhnliche Frequenz an den Tag zu bringen.“⁵¹ Zusätzlich setzte Hamm den mehrseitigen Bericht „Kurze Darstellung mehrerer wichtiger Gründe, welche für die Führung der Köln-Mindener Hauptbahn über Hamm sprechen“ auf⁵².

Finanzminister Flottwell, der nun für die Werl-Soester Variante warb, stieß aber auch innerhalb der Regierung auf wenig Gegenliebe. Sein Vorschlag, das Staatsministerium erneut über diese Angelegenheit abstimmen zu lassen, stieß auf den Widerstand des Kabinettsministers Ludwig Gustav von Thile. Er wies Flottwell am 24. Januar 1845 darauf hin, dass der König sich schon am 3. April 1844 für Hamm ausgesprochen habe. Deshalb sei es unzulässig, die Linie über Hamm aufzugeben. Er selbst werde deshalb von einer erneuten Erörterung Abstand nehmen. Thiles Position schloss sich auch zwei Tage später Minister Anton Graf zu Stolberg-Wernigerode gegenüber Kabinettsminister von Bodelschwingh an. Bodelschwingh solle seine Position vertreten, da er selber bei der Sitzung nicht anwesend sein könne⁵³. An dieser nahm am 28. Januar in beratender Funktion der Präsident des Landesamts, von Rönne, teil. Auf der Tagesordnung stand, ob die Bahn von Hamm aus in kürzester Verbindung nach Bielefeld gebaut werden oder einen Umweg über Soest und Lippstadt machen solle. Rönne sprach sich für die kürzeste Linie, also über Ahlen und Beckum, aus. Gleichzeitig plädierte er dafür, die sich nun ebenfalls im Bau befindliche Westfälische (Kasseler) Eisenbahn von Kassel aus über Lippstadt, Soest, Werl und Unna nach Dortmund zu führen, wo sie auf die Köln-Mindener Eisenbahn treffen solle⁵⁴.

In der Kabinettsitzung – der König selber nahm nicht teil – wurde die Linienführung der Köln-Mindener Eisenbahn über Hamm nicht mehr in Frage gestellt, sondern als „unabänderlich feststehend“ bezeichnet⁵⁵. Das Staatsministerium folgte aber nicht Rönnes Vorschlägen, sondern ent-

50 GSTA, 1. HA, Rep. 89, Nr. 29628, Bl. 38, Schreiben der Hammer Delegierten, 6.1.1845.

51 Ebd., Bl. 39-40, undatiertes Schreiben an Finanzminister Flottwell, das dem Schreiben an Minister Bodelschwingh (6.1.1845) beilag.

52 Vgl. ebd., Bl. 41-46.

53 Vgl. ebd., Bl. 51, Schreiben von Thile an Bodelschwingh, 26.1.1845.

54 Vgl. GSTA, 1. HA, Rep. 89, Nr. 29628, Bl. 85-93, Gutachten des Präsidenten des Handelsamts von Rönne, die Richtung der Köln-Mindener Eisenbahn betreffend.

55 Ebd. Bl. 73-83, Staatsministerium an König Friedrich Wilhelm IV., 28.2.1845.

schied in der Sitzung, dem König als Vorlage die längere Streckenvarianten zu unterbreiten: Die Köln-Mindener Eisenbahn solle über Soest und Lippstadt nach Bielefeld geführt werden. Doch König Friedrich Wilhelm IV. entschied sich anders. Er sprach sich gegen die Vorlage seines Kabinetts aus und folgte – zumindest in einem Punkt – Rönnes Vorschlägen. Der Monarch entschied, die Köln-Mindener Eisenbahn solle die kürzeste (und damit direkteste und kostengünstigste) Verbindung nach Bielefeld nehmen. Der König hatte die Linienführung von Hamm über Ahlen und Rheda nach Gütersloh festgelegt. Zu den Verlierern seiner Verkehrspolitik zählten nun die Städte am Hellweg: Unna, Werl und Soest. In einem zweiten Punkt griff Friedrich Wilhelm IV. bei der Linienführung der zweiten Bahn, der Westfälischen Eisenbahn, ein. Der Monarch entschied, dass diese Bahnstrecke von Paderborn aus über Lippstadt und Soest nach Hamm zu führen sei:

„Was aber den dabei zur Sprache gekommenen Anschluß der Casseler Bahn betrifft, so darf solcher nicht, wie die Cöln Mindener Eisenbahn-Gesellschaft beantragt, in Rheda stattfinden, indem durch eine solche Richtung, Meiner Intention zu wider, die Gegend von Lippstadt und Soest von der Eisenbahn-Verbindung ganz ausgeschlossen werden würde. Vielmehr bestimme Ich, daß die Casseler Bahn jedenfalls über Soest geführt werden muß und erachte Hamm als den geeigneten Anschlußpunkt, weil solcher sowohl in der Richtung nach Münster und der Ems, als auch nach dem Rhein nur sehr mäßige Umwege bedingt und gegen den Anschluß in Dortmund eine Ersparniß von mehr als einer Million Thalern gewährt.“⁵⁶

Die Entscheidung des Königs legte das Verkehrsnetz in Westfalen fest – bis heute. Im Mai 1845 bekam der Soester Magistrat Post vom Finanzministerium. Nun sei entschieden, die Köln-Mindener Eisenbahn über Hamm, Ahlen, Oelde und Rheda zu bauen. Dafür soll „die von Cassel zum Anschluß an die Cöln Mindener Bahn projectirte Eisenbahn aber jedenfalls über Soest nach Hamm geführt werden [...]“⁵⁷. Die Soester Seite konnte erst Anfang Juni wirklich sicher sein, dass ihre Stadt nun an eine Eisenbahnlinie angeschlossen werden würde. Es war nicht die Köln-Mindener, dafür aber die Westfälische Eisenbahn geworden. Soest wandte sich an Friedrich Wilhelm mit einem Dankeschreiben:

„Wenn die Gemüther der hiesigen Eingessenen bisher mit Besorgnis erfüllt waren, daß sie durch die Führung der Cöln-Mindener Eisenbahn

56 GSTA, 1. HA, Rep. 77, Tit. 258a, Nr. 3 Bd. 1, Bl. 158-159, Order von König Friedrich Wilhelm IV., 9.3.1845.

57 StA Soest, B XVI d 4, Schreiben des preußischen Finanzministeriums, 21.5.1845; Hervorhebung im Original.

in gerader Richtung von Hamm nach Bielefeld eher außer dem Ackerbau hauptsächlichste Erwerbsquelle, welche zur Zeit der Verkehr der Cöln-Berliner Straße darbietet, verlieren möchten, so hat sich derselben jetzt allgemeine Freude bemächtigt.“⁵⁸ Denn der König habe ihnen den Anschluss an das Bahnnetz über die Kasseler Eisenbahn ermöglicht. Dank seiner Entscheidung sei ein drohender Verfall von ihrer Stadt abgewendet worden.

*Auseinandersetzungen um die Westfälische und die
Dortmund-Soester Eisenbahn*

Die Westfälische Eisenbahn sollte – so die Planungen der preußischen Regierung 1849 – an die Köln-Mindener Eisenbahn in Hamm angeschlossen werden. Doch in den Hellwegstädten, besonders in Werl und Unna, fühlten sich die Verkehrspolitiker durch die Streckenvergabe benachteiligt. Die aufgestaute Enttäuschung brach sich Anfang 1849 Bahn, als man in diesem Raum glaubte, noch Einfluss auf die Streckenführung der Westfälischen Eisenbahn nehmen zu können. Noch nicht sicher sei es, so der Königsborner Salinenrendant Rappard, dass die Linie von Soest nach Hamm führen müsse⁵⁹. Möglich schien es ihm, den Verlauf der Linie von Soest über Werl und Unna nach Dortmund abzuändern. Die Erwartungen im Hellwegraum an einen Bahnanschluss waren gekoppelt mit der Meinung, eine „Nicht-Berücksichtigung“ beim Bahnbau würde den Untergang der Gemeinden bedeuten. Schließlich hätten sie schon bei der Vergabe der Köln-Mindener Eisenbahn hintan stehen müssen und forderten deshalb, die Bahn solle entlang des Hellwegs, also von Dortmund über Unna, Werl und Soest gebaut werden. Ihr wochenlangender Kampf um dieses Teilstück der Westfälischen Eisenbahn wurde mit Bittschriften, Presseaufrufen und Solidaritätsbekundungen geführt. Doch der Erfolg stellte sich nicht ein. Die preußische Regierung baute die Westfälische Eisenbahn von Kassel über Soest nach Hamm. Der Kampf um die Verlegung dieser Bahnlinie entlang des Hellwegs war vornehmlich von Verkehrspolitikern in Werl und Unna geführt worden, da Soest sicher sein konnte, an die Westfälische Eisenbahn angeschlossen zu werden. Anders als ihren Nachbarn am Hellweg verlied dieser Umstand den Bürgern ein gewisses Maß an Sicherheit.

Die Westfälische Eisenbahn wurde in diesem Raum 1850 fertiggestellt und Soest war an das immer weiter wachsende Eisenbahnnetz angeschlossen. Die Eröffnungsfeierlichkeiten anlässlich der Fertigstellung der West-

58 Ebd., Schreiben des Soester Magistrats und der Stadtverordneten, 5.6.1845, abgesandt am 9.6.1845.

59 Vgl. StA Werl, E 49 Nr. 23, Schreiben Rappards, 8.1.1849.

fälischen Eisenbahn gestalteten sich dann 1853 zu einem Triumphzug für Friedrich Wilhelm IV. Die Soester Bevölkerung bereitete ihm einen enthusiastischen Empfang. Mit großem Gefolge fuhr der Monarch am 21. Juli durch einen eigens errichteten Triumphbogen in die Stadt ein⁶⁰.

Soest konnte sich noch in den 1850er-Jahren zu einem Eisenbahnknotenpunkt entwickeln. Verkehrspolitikern in Werl und Unna hatten nicht locker gelassen und für eine weitere Bahnlinie zwischen Dortmund und Soest gefochten. Die Animositäten gegen den ehemaligen Konkurrenten Hamm waren nun dann doch nicht so groß, dass sich diese Eisenbahnprotagonisten zu Verhandlungen in Hamm trafen. Für alle beteiligten Mitglieder am Hellweg, die für die Dortmund-Soester Eisenbahn fochten, war die Stadt am leichtesten zu erreichen. Die Komiteemitglieder kamen 1851 in Hamm zu einer Konferenz zusammen. Sowohl aus Dortmund als auch aus Soest (den beiden Endpunkten der projektierten Bahnlinie) konnten die Delegierten anreisen. Das Dortmund-Soester Eisenbahnkomitee argumentierte nun in seinem Kampf für seine Bahnlinie mit der in der Vergangenheit erlittenen Benachteiligung. Schließlich habe man hinter Hamm zurückstehen müssen: „Bei der Anlage der Köln-Mindener Bahn zweifelte Niemand, daß der Hellweg, die alte Handelsstraße der Hansa, die Eisenbahn erhalten würde. Es kam anders.“⁶¹ Die Dortmund-Soester Eisenbahn stellte die Bergisch-Märkische Eisenbahngesellschaft, zu deren Netz sie gehörte, 1855 fertig. Noch im gleichen Jahr besuchte König Friedrich Wilhelm IV. die Bahnstrecke und ließ sich in Werl und Unna feiern.

Der Anschluss an das Eisenbahnnetz

Welche Entwicklung nahm Soest aufgrund des Eisenbahnanschlusses? Zwei Zeitgenossen schätzten unmittelbar nach der Fertigstellung der Bahnlinien das Potenzial eines Anschlusses an das Bahnnetz für die Hellwegstadt ein. Friedrich Wilhelm Barthold verfasste 1855 eine Monographie zur Geschichte der Stadt und ging in den Schlussworten auf die Zukunftsaussichten ein und zeichnete ein Bild, „wie die Stadt, inmitten einer reichen Landschaft, durch neue Straßen und Eisenbahnen mit den heimischen Stätten des rührigsten Gewerbefleißes verbunden, einer neuen Blüthe unzweifelhaft entgegengeht“⁶².

Ein weiterer Schriftsteller, der Soest unmittelbar nach dem Eisenbahnbau und ein weiteres Mal einige Jahre später besuchte, war der in Meppen

60 Vgl. Soester Kreisblatt Nr. 59, 26.7.1853, Der 21. Juli 1853.

61 Hellweger Anzeiger Nr. 65, 13.8.1851.

62 Friedrich Wilhelm Barthold: Soest, die Stadt der Engern. Ursprung, Blüthe und Niedergang eines altdeutschen Gemeinwesens. Soest 1855, S. 354.

geborene Publizist und Journalist Levin Schücking. Schücking verarbeitete seine gewonnenen Reiseindrücke in Form einer Reportage. In seiner 1855 erschienenen Schrift „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen“ kombiniert er seinen Reisebericht auf der Westfälischen (Kasseler) Eisenbahn mit Kurzvorstellungen von der historischen Bedeutung der an der Strecke liegenden Orte. Neben Paderborn würdigte er so ausführlich die mittelalterliche Geschichte Soests, ohne allerdings auf die jüngste Entwicklung der Stadt, also den Anschluss an zwei Bahnlinien, einzugehen. Dagegen hob der Schriftsteller die neue Rolle Hamms als Eisenbahnknotenpunkt hervor. Deutlich wird, welches wirtschaftliche Potenzial er in der Stadt an der Lippe vermutete:

„[...] heute hat sie [= Hamm] eine doppelte [Bedeutung] bekommen, weil die westöstliche, die Deutz-Mindener Eisenbahn hier sich mit der Westfälischen Eisenbahn durchkreuzt. Sie nimmt seitdem einen Aufschwung, der unberechenbar ist, und dem nur die neugeführte Eisenbahnlinie von Soest nach Dortmund einigen Eintrag thut.“⁶³

63 Levin Schücking: Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Leipzig 1855, S. 68f.

ROLAND GÖTZ

FERDINAND FREILIGRATH UND SOEST UND FRANKREICH¹

„Wir sind das Volk“ wurde 1989 zum Slogan der friedlichen Revolution in der DDR. Jene Worte stehen zwar in dem Gedicht „Trotz alledem! (Variiert.)“ von Ferdinand Freiligrath (1810-1876) aus dem Jahr 1848. Jedoch lässt sich nicht feststellen, ob dieser Leitspruch 1989 als Zitat gebraucht wurde oder spontan entstanden ist². Wie dem auch sei, acht Jahre später konstatiert Volker Giel in seiner Studie über Ferdinand Freiligrath: „Der Dichter Ferdinand Freiligrath steht heute an der Stufe des Vergessens.“³ Dieses Urteil wird auch dadurch bestätigt, dass Freiligraths Gedichte nicht mehr in den Lesebüchern der Schulen abgedruckt und die jüngsten Gesamtausgaben seiner Werke zwischen 1905 und 1910 erschienen sind⁴. Anlässlich seines 200. Geburtstags erlebte Freiligrath jedoch eine Renaissance. Überregionale Zeitungen widmeten ihm substantielle Artikel: zum Beispiel „Die Zeit“ (17.6.2010), die „Wiener Zeitung“ (12.6.2010) und die „Neue Zürcher Zeitung“ (17.6.2010). Mehrere Ausstellungen und über vierzig Jubiläumsveranstaltungen würdigten Leben und Werk des Dichters. Und Bundestagspräsident Norbert Lammert ging in seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag zum 57. Jahrestag des Volksaufstandes vom 17. Juni 1953 in der DDR zunächst auf Freiligrath ein, der am 17. Juni geboren wurde. Lammert bezeichnete ihn zu Recht als den „neben Heinrich Heine und Georg Herwegh [...] wohl populärste[n] deutschsprachige[n]

- 1 Es handelt sich um den erweiterten Vortrag vom 11. September 2010 im „Verein Geschichtswerkstatt Französische Kapelle Soest“ in Anwesenheit von französischen Gästen.
- 2 Gerd Gadek: Ferdinand Freiligrath und die Wende in der DDR. In: Werner Broer, Fritz U. Krause, Kurt Roessler (Hrsg.): Wir sind das Volk, die Menschheit wir. Detmold 1998 (Grabbe-Jahrbuch 16 [1997]), S. 11-14. – Seit 2002 ist „Wir sind das Volk“ markenrechtlich vom Patentamt in München geschützt, um den Missbrauch durch Rechtsradikale zu verhindern. Jetzt sollen die Rechte der Stadt Leipzig übertragen werden, dem Ort der Montagsdemonstrationen, bei denen der Slogan 1989 zuerst gerufen wurde. Siehe Süddeutsche Zeitung vom 29. März 2012, S. 10.
- 3 Volker Giel: Ferdinand Freiligrath. Eine poetische Biographie. In: Broers/Krause/Roessler (wie Anm. 2), S. 15-54, hier S. 15.
- 4 Zum Beispiel: Ludwig Schröder (Hrsg.): Ferdinand Freiligraths sämtliche Werke in zehn Bänden, Leipzig 1907; Rudolf von Gottschall, Josef Wiese (Hrsg.): Ferdinand Freiligraths sämtliche Werke in zwei Bänden. Berlin o. J. [1909?]; Freiligrath-Ausgaben führt auf: Winfried Ernst Hartkopf: Ferdinand Freiligrath. Ein Forschungsbericht. Diss. Düsseldorf 1977, S. 8-11.

Die Revolution.

Zu dem gleichnamigen Gedicht von Ferdinand Freiligrath. Gezeichnet von L. G. Jenzsch.



's ist der Geschichte ehernes Muß!
Es ist kein Kühmen, ist kein Drohn —
Der Tag wird heiß — wie wehst du kühl,
o Weidenlaub von Babylon!

Drum werd' ich sein, und wiederum
voraus den Völkern werd' ich gehn!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt,
auf euren Kronen werd' ich stehn!

Abb. 1: Freiligraths Gedicht „Die Revolution“ aus dem Jahr 1851 wurde 1918 in der sozialdemokratischen Satirezeitschrift „Der Wahre Jacob“ neu verwendet.
Foto: Stadt- und Landesbibliothek Dortmund

Lyriker zur Mitte des 19. Jahrhunderts.“ Seine politischen Gedichte der 1848er-Jahre ordnete er „der deutschen Freiheits- und Einheitsgeschichte“ zu⁵. Dazu, dass Freiligrath neuerdings dem Vergessen entrissen wurde, trägt auch bei, dass seine Gedichte und Übersetzungen und seine sämtlichen Briefe im Internet zugänglich sind⁶.

Da sein Vater als schlecht bezahlter Lehrer einer Bürgerschule ihm ein Studium nicht bezahlen konnte, verließ Ferdinand Freiligrath, der ein interessierter Schüler war, mit fünfzehn das Detmolder Gymnasium nach der vorletzten Klasse, um eine kaufmännische Lehre zu absolvieren in der alteingesessenen Soester Firma der Gebrüder Christian und Moritz Schwoilmann, Brüder von Freiligraths Stiefmutter Wilhelmine Schwoilmann. Die Firma hatte ihren Sitz im Haus zur Rose, dem heute so genannten Freiligrathhaus. Zu ihr gehörten ein Großhandel für Kolonialwaren und mehrere Manufakturen für Tabakverarbeitung, Essigherstellung und Webwaren. In dem Haus zur Rose arbeitete Freiligrath von 1825 bis 1832, zunächst wohnte er auch dort, bis er zu seinen Eltern in das (heute auch noch stehende) große Fachwerkhaus in der Niedergasse 2 (Ecke Steingraben) zog, in dem sich diese 1827 niedergelassen hatten.

In seinem Gedicht „Am Birkenbaum“ (1829) beklagt er sich darüber, dass die beiden Onkel Schwoilmann gegen die poetische Aktivität ihres Lehrlings waren. Der eine der beiden, Moritz, förderte jedoch Freiligraths Studien, insbesondere die der neueren Sprachen. Dass er sich überdies in seinem Elternhaus in der Niedergasse nach Feierabend seinen „Studien und Träumereien“ hingeben konnte und „stark gedichtet“ habe, betont Freiligrath in einem Brief⁷.

So entstanden in Soest etwa 35 Gedichte, die seit 1929 in Lokalzeitungen, unter anderem im „Soester Wochenblatt“, erschienen waren, bevor Freiligrath im Januar 1832 in Amsterdam die Stelle eines Kontoristen in einem großen Handelshaus antrat. Die meisten dieser Jugendgedichte hat Freiligrath nicht in die Buchausgaben seiner Gedichte aufgenommen. Die frühen Gedichte, die sich speziell mit Soester Motiven befassen, zeigen bereits typische Merkmale seines Schaffens: Er dichtete nicht aus sich heraus, sondern brauchte einen äußeren Anreiz. Zudem sind die Soestgedichte geprägt durch den Gegensatz zwischen räumlicher Enge und Weite

5 <http://www.bundestag.de/bundestag/praesidium/reden/2010/04.html>; Stand 25.9.2012.

6 Werke: <http://www.projekt.gutenberg.de/autor/180/>; <http://gedichte1000.de/ferdinand-freiligrath/>; Stand 25.9.2012; <http://www.thokra.de/html/freiligrath.html>; Stand 25.9.2012; <http://jhelbach.de/freiligr/freiligr.htm>; Stand 25.9.2012; Briefrepertorium: <http://www.ferdinandfreiligrath.de/pgs/100/100.php>; Stand 25.9.2012.

7 Wilhelm Buchner: Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen, Bd. 1. 2. Lahr 1881-1882, hier Bd. 1, S. 96-98, Brief vom 8. Februar 1832 an Ludwig Merckel.

sowie zeitlicher Nähe und Ferne, der eine ironische Distanz schafft und durch Phantasie aufgehoben wird:

In der Ballade „Der Große Teich in Soest“ (1830) preist er die Vorzüge von Genfer See, Bodensee, Vierwaldstätter- und Bielersee, von Seen also, die jeder kenne, nicht aber „unsern großen Teich“, den er als erster besinge. Sein Gedicht widmet er den „jungen alten Schönen“, die im Teich die Wäsche waschen und an seinem Ufer bleichen. Und in seiner Phantasie zaubert er eine Wassernixe in den großen Teich, in deren kristallenem Schloss unter dem Wasserspiegel viele Babys liegen und wo bereits ein Storch bereitsteht, um diese den Jungverheirateten zu bringen.

Im Gedicht „Der Turm der Thomaskirche zu Soest“ (1830) kontrastiert er den schiefen Turm von Pisa mit dem der Thomaekirche. Zu Unrecht werde der schiefe Turm von Pisa für einzigartig gehalten. In Soest würden zwar keine Orangen, sondern nur Blumen und Kartoffeln blühen, und statt des Arnos würde nur der Soestbach durch die Stadt fließen, aber die Soester hätten auch einen schiefen Turm. Der Turm von Pisa sei nur deshalb schief, weil sich der Grundstein gesenkt habe, während der Soester schiefe Turm aus einem edleren Grund schief sei: Er habe sich verliebt den schönen Damen zugeneigt, die auf dem Wall spazieren gingen. Und folgerichtig schließt Freiligrath sein Gedicht:

„[...] Vom Throne / Steige, Pisas schiefer Turm! / Denn fortan gebührt die Krone / Nur dem Soester Thomasturm!“

Die Gedichte über „Das Wall-Rondell am Grandwegs-Tore zu Soest“ (1830), den „Mauerturm (Katzenturm) auf dem Ulrichswalle zu Soest“ (1830) und „Das Nöttentor zu Soest“ (1830) brechen die Begrenztheit auf, indem die Phantasie des Dichters historische Vorgänge erfindet: Die Hinrichtung von Verbrechern durch das Femegericht, einen Angriff von Reitern auf die Stadtmauer und die Aufnahme der Helden des Nibelungenliedes in der Stadt.

Eine weitere Möglichkeit, lokale Enge und Begrenztheit literarisch zu überwinden, eröffnete dem jungen Freiligrath am Ende seiner sieben Soester Jahre die Beschäftigung mit den Gedichten Victor Hugos aus der Sammlung „Les Orientales“ (1929), die ihn zu seiner exotischen „Wüsten- und Löwenpoesie“ inspirierte, die er zum Teil schon in Soest (1830), vor allem dann ab 1832 in Amsterdam schrieb. Dank der Förderung durch Adelbert von Chamisso und Gustav Schwab erschienen seine exotischen Gedichte in führenden Almanachen. Schließlich bot der renommierte Stuttgarter Verleger Cotta Freiligrath einen eigenen Gedichtband an. Diesen bereitete er ab Juni 1836, nachdem er seine Kontoristenstelle in Amsterdam gekündigt hatte und bevor er im Mai des folgenden Jahres

eine neue in Barmen antrat, in Soest vor. Der Band „Gedichte“, der 1838 erschien und auch Übersetzungen Freiligraths von englischen, französischen und italienischen Autoren enthielt, wurde zu einem Riesenerfolg, er wurde bis zu Freiligraths Tod mehr als 40-mal neu aufgelegt. Er machte Freiligrath zu einer literarischen Berühmtheit⁸.

Mehrmals ist Freiligrath für kürzere Zeit nach Soest zurückgekehrt, zum letzten Mal 1872 zur Beerdigung seiner Stiefmutter⁹. Warum er nicht dauerhaft in Soest bleiben konnte, hatte er im Erfolgsjahr 1838 einem Freund gegenüber begründet: „In Soest nichts als Kummer und Unfriede, weil ich mich dort nicht einschränken lassen will! Thu ich's, so sehe ich nichts voraus als geistigen Rückschritt. Um mein poetisches Schaffen ist's gethan, und jede freiere Regung meiner Psyche wird von den Fesseln kleinstädtischer Philisterei erdrückt. – Bei der Stellung, die ich jetzt einmal in der literar[ischen] Welt einnehme, hab' ich wahrlich auch in dieser Hinsicht Pflichten gegen mich selbst [...]“¹⁰. Freiligrath befürchtete also, dass die berufliche Beanspruchung in der Firma seines Onkels Schwoßmann und die geistige Enge der Kleinstadt Soest seine literarische Produktivität ersticken.

Schon vor Veröffentlichung seines Gedichtbandes inspirierte Freiligrath das Exotische nicht mehr, und von 1837 bis 1842 stagnierte sein literarisches Schaffen, bis er ab 1843 bis über die 1848er Revolution hinaus überaus produktiv politische Gedichte schrieb. Der Weg zu der neuen Thematik der Zeitgedichte war kompliziert, weil Freiligrath zwar eine politische Position entwickelte, aber zunächst nicht bereit war, diese literarisch umzusetzen. 1838 nimmt er Anstoß an „einer Zeit, wo die Göttinger Sieben, und unter ihnen Jakob Grimm, des Landes verwiesen wurden.“ 1843 konstatiert er, der Grundton seiner aus ihm herausprudelnden Gedichte sei „ein der Reaction wie dem Schwindel der Radikalen gleich entfernt stehender Liberalismus.“ Und 1844 bekennt er, dass er „tätig [...] immer weiter links gedrängt worden“ sei, dass er „ohne die Revolution zu wollen, dennoch einsehe, daß die Reform Noth thut.“¹¹

8 Giel (wie Anm. 3), S. 21ff.

9 Adolf Clarenbach: Freiligraths Stellung zu Soest. In: Westfälisches Magazin, Neue Folge, 2. Jg., Nr. 5 (10. Juni 1910), S. 52-58.; ders.: Freiligrath und Soest. In: Soester Heimatkalendar 1927, S. 54-60. Clarenbach übertreibt Freiligraths Liebe zu Soest. Freiligrath war bei weitem nicht so sehr anhänglich an die Stadt Soest, als er anhänglich an seine dort lebende Stiefmutter und seine Geschwister war.

10 Stadtarchiv Soest (im Folgenden StAS) P 32.13 I,1.1 (13), Brief vom 24. November 1838 an Heinrich Jerrentrup; ebenfalls: Wilhelm Dietrich: Die Freiligrath-Briefe des Soester Stadtarchivs. In: Soester Zeitschrift 73 (1960), S. 85-95, hier S. 91.

11 Buchner (wie Anm. 7), Bd. 1, S. 276, Brief an Ernst Kapp vom 14. Juli 1838; ebd., Bd. 2, S. 70, Brief an Levin Schücking vom 6. August 1843; ebd. S. 97, Brief an Levin Schücking vom 3. Februar 1844.

Die zunehmende Repression der liberalen Bewegung im Vormärz, Freiligraths Kontakt zu rheinischen Liberalen, seine Erfahrungen mit der Pressezensur, aber auch seine Auseinandersetzung mit Georg Herwegh haben zu der Entwicklung seiner politischen Überzeugungen und schließlich dazu geführt, dass er seine politischen Gedichte als operative Lyrik verstand, die die Intention hatte, zu politischen und gesellschaftlichen Veränderungen beizutragen¹².

Warum Freiligrath zunächst politische Gedichte verachtete, geht aus seinem Brief vom September 1841 hervor: „Die Poesie soll sich [...] an das Ewige Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Dreck und Schund unsers [!] kläglichen, miserablen Menschen- und Staatslebens zu schaffen haben.“¹³ Gedichte, die für die Opposition Partei ergriffen, hielt er für ästhetisch minderwertige Tendenzpoesie. Und so schrieb er in dem Gedicht „Aus Spanien“ (November 1841):

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte, / Als auf den Zinnen der Partei.“

Dies war ein Angriff auf Herwegh, auf den dieser umgehend mit seinem ausdrücklich „An Ferdinand Freiligrath“ gerichteten Gedicht „Die Partei“ antwortete:

„Partei, Partei! Wer sollte sie nicht nehmen, / Die doch die Mutter aller Siege war!“ (Veröff. Febr. 1842)

Herwegh, der durch seine „Gedichte eines Lebendigen“ berühmt geworden war, wurde 1842 auf seiner Reise durch mehrere Staaten des Deutschen Bundes von den oppositionellen Liberalen als politischer Dichter gefeiert, Freiligrath dagegen von Kritikern und Kollegen angegriffen. Die

12 Zu Wandlung Freiligraths vom unpolitischen zum politischen Dichter: Winfried Freund: Ferdinand Freiligrath. Ein Porträt. In: Winfried Freund/Detlev Hellfaier (Hrsg.): Ferdinand Freiligrath. Im Herzen trag' ich Welten. Ausgewählte Gedichte, Detmold 2010 (Auswahl- und Ausstellungskataloge der Lippischen Landesbibliothek Detmold 36), S. 15-41, hier S. 27-30; Konrad Hutzelmann: Ferdinand Freiligraths Auseinandersetzung mit der Tendenzdichtung. Voraussetzungen und Ergebnisse. In: Beiträge zur Drosteforschung 4 (1977), S. 152-175, hier vor allem S. 162-167. Ders.: Exotik und Politik. Ferdinand Freiligraths Werk und seine Zeit. In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 45 (1976), S. 158-208, hier vor allem S. 181-194; Freund und Hutzelmann übergehen die öffentliche Auseinandersetzung mit Herwegh und das Motiv Freiligraths, literarisch wieder eine Rolle zu spielen. Diese erörtert Giel (wie Anm. 3), S. 31-37; ausführlich auf den Streit zwischen Freiligrath und Herwegh und dessen Resonanz in der Presse geht ein: Wolfgang Büttner: Politischer Kunststreit. Die Wandlung des Dichters Freiligrath. In: Helmut Bock/Wolfgang Heise (Hrsg.): Unzeit des Biedermeiers. Historische Miniaturen zum Deutschen Vormärz 1830 bis 1848. Leipzig u. a. 1985, S. 222-230; darauf basiert: Walter Gödden: Revolutionär wider Willen – Ferdinand Freiligrath. In: Wilfried Reininghaus/Horst Conrad (Hrsg.): Für Freiheit und Recht. Westfalen und Lippe in der Revolution 1848/49. Münster 1999, S. 110f.

13 Buchner (wie Anm. 7), Bd. 1, S. 411, Brief an Levin Schücking vom 12. September 1841.

Rheinische Zeitung und auch eine Reihe anderer Blätter veranstalteten eine Pressekampagne gegen den sich politischer Lyrik verweigernden Freiligrath. So geriet dieser ins literarische Abseits. Schließlich kehrte er 1844 mit der Publikation seiner Zeitgedichte in der Sammlung mit dem aufschlussreichen Titel „Ein Glaubensbekenntnis“ in die literarische Öffentlichkeit zurück. In der Einleitung berichtete er, dass er seine königliche Pension gekündigt habe, sich „entschieden zur Opposition bekenne“ und seinen poetischen Grundsatz aktualisiert habe: „[...] daß ich nun doch von jener ‚höheren Warte‘ auf die ‚Zinnen der Partei‘ herabgestiegen bin.“ Nun war er überzeugt, dass eindeutige politische Aussagen und anspruchsvolle Poesie vereinbar waren. „Ein Glaubensbekenntnis“ wurde in Preußen und anderen Staaten umgehend verboten und trotzdem ein großer Verkaufserfolg. Einer polizeilichen Verfolgung kam Freiligrath zuvor. Er verließ seinen damaligen Wohnort am Rhein und ging ins Exil, zuerst nach Belgien, dann in die Schweiz, und schließlich ließ er sich 1846 in London nieder.

Eine besondere Bedeutung hatte für Freiligrath Frankreich: Victor Hugos Gedichtsammlung „Les Orientales“ inspirierte ihn zu seiner exotischen „Wüsten- und Löwenpoesie“, er übersetzte französische Schriftsteller, und für die Charakterisierung und Veranschaulichung seiner politischen Überzeugungen und Absichten hatten die französischen Revolutionen, die der 1789er-Jahre, die Julirevolution von 1830 und die Februarrevolution von 1848, große Bedeutung.

Als 1840 Frankreich linksrheinische Gebiete und den Rhein als Ostgrenze forderte, kam es zu den französisch-deutschen Spannungen der Rheinkrise. Während dieser produzierten deutsche Literaten eine Vielzahl von nationalistischen Rheinliedern und überhöhten den Rhein zum vaterländischen Strom¹⁴. So rief Max Schneckenburger zur „Die Wacht am Rhein“ auf, und Nikolaus Becker erklärte in seinem antifranzösischen Gedicht „Der deutsche Rhein“ (1840):

„Sie sollen ihn nicht haben, / Den freien deutschen Rhein, / Ob sie wie gier'ge Raben / Sich heiser danach schrein.“

In dem emotional und national aufgeladenen Klima bezog Ferdinand Freiligrath politisch Position, noch bevor er selbst politische Gedichte schrieb, indem er „Die Friedensmarseillaise“ des französischen Dichters Alphonse de Lamartine übersetzte und 1841 publizierte¹⁵. Diese war direkt

14 Hans-Werner Hahn/Helmut Berding: Reformen, Restauration und Revolution 1806-1848/49. In: Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte. Bd. 14. 10. Aufl. Stuttgart 2010, S. 375f., 464-466, 468; Wolfram Siemann: Metternich. Staatsmann zwischen Restauration und Moderne. München 2010, S. 92.

15 Freiligrath zur Friedensmarseillaise: Buchner (wie Anm. 7), Bd. 1, S. 402, Brief an Karl Krah vom 22. Juni 1841.

gegen Nikolaus Becker gerichtet. In ihr war der Inhalt der Marseillaise von 1792 grundlegend verändert. So bezeichnet sie den Rhein als „Nationenbecher“, schreibt ihm die Aufgabe zu, die Völker zu verbinden, nicht zu trennen und ruft auf zum Verzicht auf „den Ehrgeiz und das Hassen“, um so Blutvergießen von Franzosen und Deutschen für immer zu vermeiden. Mit der Publikation der kosmopolitischen Friedensmarseillaise stellte sich Freiligrath gegen den nationalistischen deutschen Mainstream um 1840.

Im April 1844 verfasste Freiligrath dann auch ein Rheingedicht mit dem Titel „Zwei Flaggen“. Darin erhält der Rhein eine andere Funktion als bei Lamartine: Er wird zum Zeichen der politischen Misere der Deutschen. Der Dichter sieht auf dem Rhein ein Frachtschiff mit der blau-weiß-roten französischen Trikolore. Er ist bereit, diese auf dem Rhein lediglich als Zeichen des freien Handels, jedoch nicht der Herrschaft zu akzeptieren. Darüber hinaus achtet er die aus der französischen Revolution von 1789 stammende französische Trikolore als Symbol der Freiheit und auch, weil sie noch durch das in der französischen Julirevolution von 1830 vergossene Blut feucht sei. Damals war es in Paris und in den Provinzen zu Aufständen von liberalen Bürgern und Unterschichten gegen ein repressives System weniger Reicher und zur Errichtung eines Bürgerkönigtums gekommen. Die zweite Flagge, die des Russischen Kaiserreichs mit dem Doppeladler im Gösch, ist für den Dichter „der Despotie Symbol“. Sie flattert auf einem Kölner Dampfer neben dem preußischen Adler und verweist so auf die „Heilige Allianz“, in der neben anderen Preußen und Russland kooperierten, um liberale Bestrebungen zu unterdrücken, was der Dichter zutiefst verachtet. So fordert er angesichts der fremden Flaggen auf dem Rhein eine deutsche Flagge und damit einen deutschen Nationalstaat anstelle der bestehenden Vielstaaterei, eine Flagge als Zeichen der Freiheit, und nicht der absoluten Herrschaft.

Die in dem Gedicht „Zwei Flaggen“ aus der Sammlung „Ein Glaubensbekenntnis“ erkennbare liberale politische Position formuliert Freiligrath kurz vor deren Veröffentlichung in einem Brief an den Lehrer Alexander Kapp vom Soester Archigymnasium noch weitgehender: Er bekennt „noch ein gut Stück weiter links gedrängt worden“ zu sein, grenzt seinen Standpunkt jedoch ab von dem radikaleren Herweghs: „Ich verhalte mich ungefähr zu ihm wie die Gironde zum Berg.“ Mit diesem Rückgriff auf die Französische Revolution von 1789 bekennt er, ein gemäßigter Liberaler, aber kein radikaldemokratischer Republikaner zu sein¹⁶.

Ein halbes Jahr vor seiner Übersiedlung nach London kündigte Freilig-

16 Ebd. Bd. 2, S. 100f., Brief an Alexander Kapp vom 3. März 1844, dem er auf dessen Bitte zwei von der Zensur gestrichene Verse des Gedichts „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte“ mitteilt.

rath aus Zürich an: „[...] so denke ich um Ostern wieder ein politisches Bändchen gleich dem Glaubensbekenntnisse (was die Bogenzahl angeht, aber noch entschiedener) fertig zu haben.“¹⁷ Dieses Bändchen erschien 1846 in Herisau unter dem Titel „Ça ira!“ Es enthält sechs Gedichte, die eine Revolution der Proletarier im Deutschen Bund, den Sturz der Monarchie und einen sozial gerechten Staat ankündigen. Im Vergleich zu seinem Glaubensbekenntnis hat sich Freiligrath nun von der Ebene auf den Berg begeben. Und um seine radikalere Intention zu verstärken, greift er zurück auf zwei Lieder, die unter den über 2000 Liedern, welche in den Revolutionsjahren in Frankreich entstanden, als Hymnen ein überaus wichtiges Element der entstehenden revolutionären Kultur in Frankreich waren¹⁸: auf „Ah! Ça ira“ und die Marseillaise, die jeweils für eine Phase der Französischen Revolution charakteristisch sind.

In dem ersten Lied „Ah! Ça ira“ („Wir werden es schaffen“) beweisen die Bürger („citoyens“) ihre revolutionäre Gesinnung und ihr Vertrauen in einen gerechten und wehrhaften Nationalstaat ohne Privilegien von Adel und Klerus. Es entstand 1790 spontan bei den Vorbereitungen zu dem ersten großen Revolutionsfest in Paris auf dem Marsfeld am Jahrestag des Sturms auf die Bastille¹⁹. Zu diesem Gründungsfest der föderierten Nation waren Delegationen aus den französischen Departements gekommen und leisteten den Eid auf die Nation und den König²⁰. Wenn Freiligrath seiner Gedichtsammlung den Titel „Ça ira!“ gibt, dann ist das Ausdruck seines revolutionären Optimismus und seiner Vorstellung von einer neuen Ordnung im Deutschen Bund.

Abweichend davon, dass Freiligraths Gedichte im Nachhinein vertont wurden²¹, legt er selbst für das Gedicht „Vor der Fahrt“, das am Anfang der Sammlung von 1846 steht, die „Melodie der Marseillaise“ fest. Im

17 Ebd., S. 171, Brief an Karl Buchner vom 4. Dezember 1845.

18 Hans-Ulrich Thamer: Bilder und Inszenierungen politisch-religiöser Feste in der Französischen Revolution. In: Barbara Stollberg-Rilinger/Thomas Weißbrich (Hrsg.): Die Bildlichkeit symbolischer Akte. Münster 2010 (Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme. Schriftenreihe des Sonderforschungsbereichs 496, Bd. 28), S. 375-388, hier S. 376f.; die Anzahl der Lieder, die zwischen 1789 und 1794 jährlich entstanden, führt auf: Lynn Hunt: Symbole der Macht. Macht der Symbole. Die Französische Revolution und der Entwurf einer politischen Kultur. Frankfurt/Main 1989, S. 301, Anmerkung 3.

19 Adelheid Coy: Die Musik der Französischen Revolution. Zur Funktionsbestimmung von Lied und Hymne. München/Salzburg 1978, S. 17-24. Ebd. S. 136f. Originalfassung von „Ah! Ça ira“ von 1790.

20 Thamer (wie Anm. 18), S. 380-382; Ernst Schulin: Die Französische Revolution. 3. Aufl. München 1990, S. 106.

21 Nach Ernst Fleischhack: Freiligraths Gedichte in Lied und Ton. Überblick und bibliographische Sammlung. Bielefeld 1990 (Nachrichten aus der Lippischen Landesbibliothek Detmold 18), S. 10, sind 32 Gedichte von Freiligrath und 71 seiner Übersetzungen von 460 Komponisten vertont worden. Insgesamt sind 674 Vertonungen nachgewiesen worden.

Gegensatz zu der oben erwähnten späteren Friedensmarseillaise war die ursprüngliche Marseillaise ein Kriegslied, das 1792 unmittelbar nach der französischen Kriegserklärung an Österreich, und damit auch an das mit diesem verbündete Preußen, komponiert wurde. Es verbreitete sich schnell in Frankreich und wurde als Marseillaise bezeichnet, weil es von einem Bataillon aus Marseille auf dem Weg nach Paris zum Sturz des französischen Königs im Sommer 1792 gesungen wurde²². Mit großem Pathos ruft die Marseillaise auf zum Kampf gegen die absoluten Herrscher und für Freiheit und Vaterland. Auf dem Höhepunkt der Revolution beim Fest des Höchsten Wesens, „dem aufwendigsten Fest der Revolution“, wurde die Marseillaise 1794 auf dem Marsfeld von der Pariser Bevölkerung gesungen, dabei wurde sie zur ‚Nationalhymne‘, obwohl sie erst ein Jahr später offiziell dazu erklärt wurde. Sie löste das Lied „Ah! Ça ira“ ab, das nach der Abschaffung der Monarchie und im Krieg nicht mehr zeitgemäß war²³.

Nicht nur die „Melodie der Marseillaise“, sondern auch deren Inhalt passt zu Freiligraths Gedicht „Vor der Fahrt“. Dieses spornt als operative Lyrik mit dem Bild eines Brandraketen abschießenden Schiffes an zur Revolution in Preußen und Österreich, zur Umgestaltung des „morsche[n] Staates“, damit „Freiheit herrscht und das Recht.“ Als Emblem werden Wimpel „rot wie Blut“ benutzt. Dass Freiligrath in seiner Gedichtsammlung von 1846 zwei Lieder, „Ah! Ça ira“ und die Marseillaise, kombiniert, verdeutlicht die zu erwartende Dynamik und Zielrichtung des revolutionären Prozesses in Deutschland.

Die Gedichte „Im Hochland fiel der erste Schuß“ und „Die Republik“ verfasste Freiligrath am 25. und 26. Februar 1848 unter dem Eindruck der Februarrevolution in Frankreich, bei der von der Nationalgarde unterstützte Massenaktionen der Kleinbürger und Arbeiter nach wenigen Tagen am 24. Februar zum Rücktritt des Bürgerkönigs und zur Bildung der Republik geführt hatten²⁴. Darüber war Freiligrath durch die Presse unterrichtet. Im ersten Gedicht geht er auf die noch nicht abgeschlossenen Vorgänge in Frankreich ein und wertet sie als Auslöser einer revolutionären „Lawine“ in Europa, in Deutschland, der Lombardei, Ungarn und Polen. Die aufständischen Franzosen preist er als „ein Volk wie aus Eisenguß.“ Und wieder zitiert er zur Verdeutlichung seiner Intention aus den Liedern: „Ça ira, ça ira“, den Anfang der Marseillaise und mehrmals „Mourir pour la Patrie“ („für das Vaterland sterben“) aus dem aktuellen „Le Chant des Girondins“, der dann für drei Jahre Nationalhymne wurde. In dem Ge-

22 Schulin (wie Anm. 20), S. 117-190.

23 Coy (wie Anm. 19), S. 21, 24, 89-98. Text von 1792 ebd., S. 128.

24 Wolfgang J. Mommsen: 1848. Die ungewollte Revolution. Die revolutionären Bewegungen in Europa 1830-1849. Frankfurt/M 1998, S. 104-109.

dicht vom folgenden Tag feiert Freiligrath begeistert das Ergebnis der Februarrevolution, die französische Republik, und feuert die Leser an, im Deutschen Bund die Monarchien zu stürzen und Republiken zu schaffen. Jede Strophe des Gedichts endet mit dem Refrain „Vive la République“. Mit dieser Staatsform verbindet er die Vision, dass es „nur Bruderschaft“, nur „Freie“ und keinen „Völkerhaß“ mehr geben werde.

Die beiden Gedichte, die Freiligrath „im Jubel dieser stolzen weltgeschichtlichen Tage“ geschrieben hatte, schickte er einem Freund und bat ihn, „die Strophen durch Abschrift und Vorlesen [...] nach Kräften zu vertreiben“. Hatte er sich in dem Gedicht „Die Republik“ selbst eingereiht („wir“) unter diejenigen, welche die Revolution voranzutreiben hatten, so sah er in seinem Brief vom 6. März seine Funktion darin, „die eigene Begeisterung fortzuleiten und fremde wachzuhalten.“ Er war der Meinung, „daß die Ereignisse heuer am besten agitieren – besser, als nachhinkende Verse.“ Von seiner Absicht, in die USA auszuwandern, nahm er nun Abstand. Im Falle einer erfolgreichen Revolution wollte er nach Deutschland zurückkehren und „im Vaterlande für's Vaterland wirken [...]“. Denn: „Ich will nicht der Soldat sein, der vom Schlachtfelde desertiert.“²⁵ So verfasste er seine Gedichte zur 1848er Revolution bis zu seiner Rückkehr nach Düsseldorf im Mai noch in London.

Nachdem die Farben „Schwarz-Rot-Gold“, die zuvor verboten waren, Anfang März 1848 als Bundesfarben anerkannt worden waren, war das ein erster Schritt zu einer deutschen Trikolore. Diese hatte Freiligrath ja in dem Gedicht „Zwei Flaggen“ verlangt. Die drei Farben verwendet er in seinem gleichnamigen Gedicht vom 17. März als Appell, durch revolutionäre Aktionen „eine deutsche Republik“ zu schaffen:

„Pulver ist schwarz, / Blut ist rot, / Golden flackert die Flamme!“

In dem Gedicht „Berlin. Lied der ‚Amnestierten‘ im Auslande“ (25. März 1848) thematisiert er die Revolution, bei der in Berlin am 18. März bei Barrikadenkämpfen 303 Aufständische von den königlichen Truppen niedergeschossen wurden und der preußische König schließlich Zugeständnisse machte. Aus den Barrikadenkämpfen mit ihren Opfern leitet der Dichter für die im Exil lebenden Demokraten die Pflicht ab, den revolutionären Prozess bis zur Bildung der deutschen Republik weiter zu treiben:

„Wir rücken an in kalter Ruh', / Wir beißen die Patrone, / Wir sagen kurz: Wir oder du! / Volk heißt es oder Krone.“

25 Buchner (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 203, Brief an Heinrich Köster vom 6. März 1848.

Aber Freiligrath weist auch auf das große Problem der deutschen Vielstaaterei bei einer Einigung und eine noch fehlende revolutionäre Kultur hin, indem er konstatiert: „Da war kein Lied wie *Ça ira!*“

Hatte Freiligrath im Frühjahr 1848 in seinen Appellen, die Revolution in Deutschland zu intensivieren, sich selbst den Agierenden zugeordnet, so klärte er seine Rolle als Autor im April endgültig. Und dabei grenzte er sich wieder von seinem ehemaligen Antipoden Herwegh ab. Dieser hatte von Paris aus einen Zug von 1.000 Handwerkern, Arbeitern und Studenten zusammengestellt, um in dem radikaldemokratischen Aufstand von Friedrich Hecker und Gustav von Struve in Baden mitzukämpfen²⁶. Als dies in London bekannt wurde, „munterten mehrere Deutsche [...] Freiligrath auf, in London Aehnliches zu unternehmen; er sei berufen, eine solche Rolle zu spielen [...]. Da antwortete er lächelnd: „Meine Herren, nein; ich bin nicht zum General geboren, mir genügt die Stellung eines Trompeters der Revolution.““ Das bedeutete, dass er für die Revolution begeistern und zu ihrem Sieg beitragen und auf dem „Schlachtfeld“ präsent sein wollte, nicht mit Waffen, sondern Gedichten²⁷.

Das tat er verstärkt mit seinem Gedicht „Die Toten an die Lebenden“, dies hatte er im Juli 1848 in Düsseldorf verfasst und am 1. August im Kölner Volksklub mit großer Resonanz vorgetragen, zudem wurde es in 9.000 Exemplaren gedruckt und als Flugblatt verkauft²⁸. In diesem Gedicht geht Freiligrath von der bereits erstarkenden Gegenrevolution in Europa aus und lässt die Märzgefallenen von Berlin ihren überlebenden Mitstreitern vorwerfen, sie würden verscherzen, was sie gemeinsam erreicht hätten. Und die Toten lässt er an die Lebenden, nämlich „das Volk, das souveräne,“ in der Hoffnung auf dessen „rote[n] Grimm“ appellieren, unter der roten Fahne „die halbe Revolution zur ganzen“ zu machen. Auch in „Die Toten an die Lebenden“ stellt er Elemente französischer Revolutionen in den Dienst seiner revolutionären Vorgabe: So hält er es für möglich, dass

26 Wolfram Siemann: Die deutsche Revolution von 1848/49. Frankfurt/M 1985, S. 71-75.

27 Für das Er- und Übermitteln dieser Textstelle danke ich Frau Claudia Dahl und Herrn Dr. Joachim Eberhardt vom Literaturarchiv der Landesbibliothek Detmold. Diese Textstelle wird zitiert von: Eduard Schmidt-Weißfels: Ferdinand Freiligrath. Ein biographisches Denkmal. Stuttgart 1876, S. 74, mit der Quellenangabe Neue Freie Presse, Wien. In der Ausgabe vom 29.3.1876, S. 6, steht das Zitat. Siehe: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18760329&seite=6>, Stand 25.9.2012.

28 Karl Arenz (Hrsg.): Ausführlicher Stenographischer Bericht des Processes gegen den Dichter Ferdinand Freiligrath, angeklagt der Aufreizung zu hochverrätherischen Unternehmungen durch das Gedicht „Die Toten an die Lebenden“, verhandelt vor dem Assisenhofe zu Düsseldorf am 3. October 1848. Nebst einer zum ersten Male ausführlich bearbeiteten Biographie des Dichters. 3. Aufl. Düsseldorf 1848, S. 21-56, hier S. 23, 26f., 36.

Friedrich Wilhelm IV., der preußische König, das Haupt „auf ein Blutgerüst zum letzten Atmen“ lege wie einst Ludwig XVI. in Frankreich. Nach der Aufzählung von Aktionen der Reaktion preist er „die Junikämpfer von Paris“ für ihren aufopferungsvollen Widerstand:

„Ach über euch, die wert ihr seid des lorbeerreichsten Grabes: / Ihr von des Zukunftsdranges Sturm am weitesten Getragenen! / Ihr – Junikämpfer von Paris! Ihr siegenden Geschlagnen!“

Im Juni 1848 hatten sich in Paris Angehörige der Unterschichten gegen die Schließung der Nationalwerkstätten zur Wehr gesetzt, die für sie als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme von der im Zuge der Revolution gebildeten republikanischen Regierung eingerichtet worden waren. Diese ließ den bewaffneten Aufstand vom Militär blutig niederschlagen. „Der Pariser Juniaufstand bedeutete einen ersten Wendepunkt für die europäischen Revolutionen“ von 1848, den Auftakt zur Gegenrevolution²⁹.

Ende August wurde Freiligrath wegen seines Gedichtes „Die Toten an die Lebenden“ in Düsseldorf verhaftet. Und nachdem das Düsseldorfer Landgericht den Antrag des Oberstaatsanwaltes, Freiligrath den Prozess zu machen, abgelehnt hatte, verfasste der Generalstaatsanwalt beim Appellationsgerichtshof in Köln die Anklageschrift, nach der Freiligrath beschuldigt wurde, „im August d(iesen) J(ahres) durch das Vortragen des von ihm verfaßten Gedichtes ‚Die Todten an die Lebenden‘ in einer öffentlichen Versammlung zu Düsseldorf sowie auch durch den Druck desselben die Bürger direct aufgereizt zu haben, sich gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen, auch die bestehende Staatsverfassung umzustürzen.“ Das war nach dem geltenden Strafgesetzbuch ein schweres Verbrechen.

Der Fall wurde an den Düsseldorfer Assisenhof überwiesen und dort am 3. Oktober verhandelt. Das Düsseldorfer Gericht war ein Geschworenen- und damit ein fortschrittliches Gericht, gehörten doch Schwurgerichte zu den Märzforderungen. Dem Düsseldorfer Gericht gehörten außer den Richtern nämlich zwölf Geschworene an. Diese hatten mit absoluter Mehrheit die Entscheidung zu fällen. Günstig für Freiligrath war, dass er mit seinen zwei Verteidigern ebenso wie der Staatsanwalt ausgeloste Geschworene ablehnen konnte, wovon beide Seiten reichlich Gebrauch machten. Auch wurden für Freiligrath Sonderbedingungen geschaffen: Er wurde von Offizieren der Bürgerwehr in den Gerichtssaal geführt, die dort

29 Siemann (wie Anm. 26), S. 160; Mommsen (wie Anm. 24), S. 238-240. – In Freiligraths Gedicht „24. Juni. - 24. November (Nach Delphine Gay de Giradin.)“ vom 3. Dezember 1848 wird General Louis-Eugène Cavaignac, der den Juniaufstand brutal niedergeschlagen hatte, von patriotischen französischen Müttern wegen der Opfer des Bürgerkrieges angeklagt.

auch für Ordnung sorgte, und er musste nicht auf der Anklagebank Platz nehmen, sondern durfte sich neben seine Verteidiger setzen.

Als ein Novum wurde von Prozessbeteiligten gewertet, dass Gegenstand der Verhandlung ein Gedicht und seine Präsentation in der Öffentlichkeit war. Genau wurde die Intention einzelner Verse in den Blick genommen und auch das ganze lange Gedicht vorgelesen. Zentrale Bedeutung hatte dabei der Straftatbestand „direkte Aufreizung“. Für den Staatsanwalt hatte sich Freiligrath dieser schuldig gemacht, weil er die Realisierung seiner politischen Absicht mit dem Gedicht „unzweideutig“ intendiert habe. Freiligrath, die vorgeladenen Zeugen und seine beiden Anwälte sahen jenen Tatbestand nicht erfüllt. So argumentierte der Dichter: „Es hat das Gedicht die Absicht, gegen die Reaction zu arbeiten, aber nur durch moralische Einwirkung.“ Es sei „nur eine Prophezeiung“. Allerdings räumte er ein, dass ihm „der Pegasus durchgegangen“ sei. Vehement brachten die Anwälte vor, dass dem Gedicht nachweislich keine direkte Aktion gefolgt sei. Und in der noch offenen politischen Situation und wegen der im März errungenen Meinungs- und Pressefreiheit könne „die Überzeugung [...] sich Geltung verschaffen in der Prosa und Poesie.“ Die Geschworenen machten sich die Auffassung der Verteidigung zu eigen, und nach kurzer Beratung entschieden sie: „Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig.“ Von der Bürgerwehr und „einer großen, jauchzenden Volksmenge“ wurde der Dichter zu seiner Wohnung geleitet. Abends erhielt er einen Fackelzug³⁰.

Hatte Freiligrath in seiner Aussage vor dem Geschworenengericht verständlicherweise seine selbst gewählte Funktion als Trompeter der Revolution zur Abgrenzung vom Straftatbestand heruntergespielt, so zeigt bereits die Überschrift seines Gedichts „Reveille“, dass er sie nach wie vor voll ausübte. Dieses Gedicht hatte er für die Feier am 19. März 1849 in Köln verfasst, die dem einjährigen Jubiläum der revolutionären Ereignisse gewidmet war, und dort vorgetragen. „Le reveil“ ist mit Erwachen oder Wecken zu übersetzen. Aber die weibliche Form „Reveille“ ist ein militärischer Spezialausdruck für das Trompetensignal zum Wecken oder Sammeln der Soldaten. Aber dieses sollte „Frisch auf zur Weise von Marseille“ ertönen. Und passend zum Inhalt dieses französischen Revolutionsliedes versteht Freiligrath sein Gedicht als Marsch-Signal für eine „ganze“, „die neue Rebellion“, deren Symbol die rote Fahne sein soll.

Als er 1851 wiederum nach London ins Exil übersiedelte, um der drohenden Verhaftung wegen seiner Mitgliedschaft im ‚Bund der Kommunisten‘ und der Publikation seiner revolutionären Gedichte unter dem Titel „Neuere politische und soziale Gedichte“ zu entgehen, hatte Freiligrath seinen

30 Arenz (wie Anm. 28), S. 21-56.

revolutionären Elan verloren und sah die Revolution in weiter Ferne (Abb. 1). Die Periode seiner politischen Gedichte war vorüber. In London musste er Geld verdienen, um seine Familie zu ernähren, und hat fast nur noch Gelegenheitsgedichte geschrieben. Nachdem er 1868 nach Deutschland zurückgekehrt war, wurde er mit seinen Gedichten zum Deutsch-Französischen Krieg 1870 noch einmal populär. Fünf davon wurden umgehend publiziert, eines erst posthum. Das erste „Hurra, Germania!“ ist kurz nach der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen auf den 25. Juli 1870 datiert.

Dieses und die anderen patriotischen Gedichte sind im Zusammenhang mit der Nationalspende zu sehen, welche das Ergebnis einer Sammelaktion war, die Kaufleute aus Barmen, Freunde des Dichters, im April 1867 in der Familienzeitschrift „Gartenlaube“ initiierten, nachdem dieser nach der Schließung der von ihm geleiteten Londoner Filiale der „General Bank of Switzerland“ arbeitslos geworden war und blieb. In dem ersten und weiteren Aufrufen in der „Gartenlaube“, in Zeitungen und Flugblättern wurden die früheren politischen Intentionen von Freiligrath eliminiert, indem er als aufrechter Mensch charakterisiert wurde, als treu sorgender Familienvater, der „für das Gute, Edle und Schöne“ Begeisterung geweckt habe und dadurch unverzichtbar sei, um „das hohe Ziel der Größe unseres Vaterlandes“ zu erreichen. Deshalb habe „die deutsche Nation [...] dem ergrauten Dichter [...] den Dank und die Anerkennung seines Vaterlandes darzubringen.“ So wurde aus Freiligrath der „Nationaldichter“ und aus der Sammlung für ihn ein „National-Geschenk“ gemacht. Zu Recht wurde die Aktion der „Gartenlaube“ als „nationalliberale Kooperation“ im Prozess der kleindeutschen Reichsgründung beurteilt. Die Initiative der „Gartenlaube“ wurde umgesetzt in zahlreichen Sammlungen etwa bei Freiligrathfesten, besonders von patriotisch eingestellten Vereinen wie Gesang- und Turnvereinen, und brachte die horrende Summe von fast 60.000 Talern ein. Diese und eine inzwischen erfolgte allgemeine Amnestie politischer Vergehen ermöglichten 1868 eine triumphale Rückkehr Freiligraths, der sich nicht in Preußen, sondern im liberaleren Württemberg in Stuttgart niederließ³¹.

Karl Marx, der mit Freiligrath über längere Zeit befreundet gewesen war und ihn in die Redaktion der Neuen Rheinischen Zeitung aufgenommen und, nachdem diese verboten worden war, mit deren Abwicklung betraut hatte, polemisierte sogleich gegen „Hurra, Germania!“ als mühsam „herausgefurzten Gesang“ und brachte dieses und die anderen patriotischen Gedichte in Verbindung mit der Nationalspende: „Die 60.000 Taler, die

31 Rainer Nolténus: Die Freiligrath-Dotation und die Gartenlaube. Deutschlands größte Geldsammlung für einen lebenden Dichter. In: Grabbe-Jahrbuch 2 (1983), S. 57-74, besonders S. 63, 65f.



Abb. 2: Flugblatt eines Frauenvereins 1871 mit Text und Melodie von „Hurra Germania“ für soziale Zwecke

ihm der deutsche Philister geschenkt hat, müssen verdient werden durch [...] Gesänge wie ‚Du stolzes Weib Germania‘ usw.³² Er irrte aber, wenn er die eingesammelte Summe nur dem deutschen Spießler zuschrieb ange-

32 Michail Lifschitz (Hrsg.): Karl Marx, Friedrich Engels: Über Kunst und Literatur. Eine Sammlung aus ihren Schriften. 6. Aufl. Berlin 1953, S. 434f., 22. August 1870 und 21. Januar 1871.

sichts der Tatsache, dass 59 Prozent der Sammlungen von Bildungs- und Besitzbürgertum und 29 Prozent von Handwerkern und Arbeitern durchgeführt wurden. Dieses breitere soziale Spektrum ist nicht zuletzt der Reduzierung Freiligraths auf das Allgemein-Menschliche geschuldet.

Auch der Freiligrath-Forscher Konrad Hutzelmann ist der Auffassung, die Nationalspende habe zu einer „dankbaren Anhänglichkeit an Heimat und Volk“ geführt „und ein inniges Zugehörigkeitsgefühl erzeugt, das Freiligrath ein Abseitsstehen gerade in dieser Zeit der allgemeinen Bedrohung durch Frankreich nicht zuließ.“³³

Als er von dem Plan der Spendenaktion erfuhr, stellte Freiligrath klar, dass es ein „Nationaldank“ sein müsse und keine „Collecte“ sein dürfe. Und nachdem die Aktion angelaufen war, bekannte er, „mich stolz und glücklich zu fühlen angesichts dieser großen nationalen Kundgebung.“ Eine direkte Zuwendung der Schillerstiftung lehnte er ab, da seine finanzielle Lage nicht so kritisch sei, und stellte fest: „Ein Anderes ist es mit dem National-Ehrengeschenk,“ das ihn finanziell unabhängig mache und ihm ermögliche, sich seinen „zu lange unterbrochenen literarischen Bestrebungen zuwenden zu können.“³⁴

Angesichts seiner Wertschätzung der Nationalspende ist es nachvollziehbar, dass Freiligrath, der Nationaldichter, angesichts der nationalen Begeisterungswelle zu Beginn des Deutsch-Französischen Krieges „ein Kampf- und Siegeslied“³⁵ in Erwägung zog, das wurde dann zwei Tage später „Hurra, Germania!“.

Im Folgenden soll nun nachgewiesen werden, dass die patriotischen Gedichte einen Kontinuitätsbruch im Vergleich zu den politischen Gedichten der 1840er-Jahre darstellen. Dabei hat „Hurra, Germania!“ eine herausragende Stellung. Denn es ist chauvinistisch, anti-französisch und steht im Gegensatz dazu, dass für Freiligrath Frankreich vorher literarisch und politisch Vorbild gewesen war und er sich zur friedlichen Koexistenz der Staaten bekannt hatte (Abb. 2).

Aufschlussreich ist bereits die Überschrift. „Hurra“ ist im 19. Jahrhundert der Schlacht- und Freudenruf, der im Gedicht nicht die Reaktion auf

33 Hutzelmann, *Exotik* (wie Anm. 12), S. 204.

34 Buchner (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 370, 372, Briefe an Theodor Eichmann und Adolf Glaßbrenner vom 25. Januar und 24. Juni 1867; Brief an die Frankfurter Zweigstiftung der deutschen Schillerstiftung vom 2. Mai 1867. In: Bruno Kaiser (Hrsg.): *Die Akten Ferdinand Freiligrath und Georg Herwegh*. Aus dem Archiv der Deutschen Schillerstiftung Weimar 5/6 (1964), S. 24f.; ebd.: Flugblatt mit dem Spendenaufruf „An die deutsche Nation“, S. 9f.

35 Buchner (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 409, Brief an Theodor Eichmann vom 23. Juli 1870.

einen „Trompeter der Revolution“, sondern auf das Signal nicht näher bezeichneter militärischer Autoritäten ist. Begeistert folgt diesem die als „stolzes, schönes Weib“ mit gezogenem Schwert personifizierte Germania, nämlich das im Kampf vereinte „deutsche Volk“, „Deutschland“, „All-Deutschland“. Überschwänglich preist das Gedicht diese neue Einheit. Siegesgewiss bringt es 36 Hurras auf diese kriegerische Germania aus und zehnmal werden das Adjektiv „deutsch“ oder Substantivierungen davon gebraucht. Freiligrath zitiert die Schlüsselfrage „Was ist des Deutschen Vaterland?“ aus Ernst Moritz Arndts Lied von 1813, aber er tut sie angesichts des Einheitserlebnisses als überholt ab. Das Attribut „frei“ des im Krieg entstandenen Vaterlands wird durch den Zusatz „wie nie zuvor“ wieder aufgehoben.

Der Kontrast zu Freiligraths früherem Frankreichbild zeigt sich in seiner Darstellung der Feindin Gallia. Diese ist durch Napoleon III., den „Räuber“, der dafür verflucht wird, in den Krieg geführt worden, und ihr wird als Ganzes gedroht: „Nun weh dir Gallia!“ Der Verteidigungskrieg gegen sie wird gefeiert und dabei ein Vaterland mit Feindbild konstituiert. Dagegen unterscheidet die von Freiligrath in seinen politischen Gedichten mehrmals angeführte Marseillaise deutlich zwischen den Despoten und den von diesen zum Krieg Gezwungenen, die schonend zu behandeln sind („Épargnez ces tristes victimes, / A regret s'armant contre nous.“).

Durch die Verwendung des Symbols der Germania entzieht sich Freiligrath jeder Aussage zur politischen Ordnung des vereinigten Vaterlandes. Denn die Germania verkörpert zu der Zeit „die mit sich selbst identische Nation, sprich die Substanz, das Bleibende im Wechsel der Zeitläufe und der politischen und sozialen Ordnungen.“³⁶

Die anderen vier veröffentlichten Gedichte, die in dem Vierteljahr von August bis Oktober 1870 entstanden, sind gemäßiger. In „So wird es geschehn!“, dem zweiten Kriegsgedicht, ist nicht mehr vom französischen Volk, sondern nur noch von Napoleon III., dem „Zuaven in Purpur“, eine Anspielung auf die Soldaten aus der französischen Kolonie Algerien, die Rede, der wie kriegslüsterne Herrscher vor ihm untergehen werde. In den anderen Gedichten werden die Toten beklagt, zweimal ausdrücklich auch die französischen Kriegsoffer. In „Die Trompete von Gravelotte“ ist die Trompete zerschossen, und es kann nicht zum Sammeln geblasen werden. Das mag ein Bild dafür sein, dass der Trompeter der Revolution seine Funktion nicht mehr auszuüben bereit war, hatte Freiligrath doch im Juli in einem Brief geschrieben: „Zum Kampfe rufen soll nur, wer

36 Lothar Gall: Die Germania als Symbol nationaler Identität im 19. und 20. Jahrhundert. In: Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. I. Philologisch-historische Klasse 2 (1993), S. 37-81, hier S. 43-49.

selbst mitziehen soll. Ich bin aber nicht mehr Combattant“³⁷, wobei er ein solcher nur literarisch war. Aus der ehemals kriegsbegeisterten Germania ist in „An Deutschland“, dem Widmungsgedicht für Freiligraths Gesamtausgabe bei Göschen, eine nicht mehr so genannte „bleiche Siegerin“ in schwarzem Trauergewand geworden.

Georg Herwegh stellte im Februar 1871 in seinem Gedicht „Epilog zum Kriege“, auf Freiligraths Gedicht anspielend, fest: „Germania, mir graut vor Dir.“ Er weist auf die preußische Dominanz in dem neuen Reich hin, stellt die Macht des Kaisers heraus, klagt: „Und [17]89 war ein Traum.“ Dieses aus der Position des nach wie vor linken Demokraten verfasste Gedicht macht deutlich, wie politisch unklar und auf Gefühle und Pathos reduziert Freiligraths Gedichte von 1870 sind, allen voran „Hurra, Germania!“.

Wie bewusst Freiligrath bei der Veröffentlichung auf die politischen Implikationen seiner patriotischen Gedichte achtete, zeigen die mit dem Gedicht „Ein Reiterstückchen für die dritte Armee“ verbundenen Begleitumstände. Es ist auf den 8. August 1870, also kurz nach den beiden ersten Gedichten, zu datieren. In diesem Gedicht lässt Freiligrath wieder die Trompete blasen, jedoch nicht für die Revolution, sondern für den in zwei Schlachten gegen Frankreich siegreichen preußischen Kronprinzen Friedrich, er bringt ein „Hoch Fritz!“ aus, kündigt dessen baldigen Einzug in Paris an und schließt:

„Dann avanciert der junge Fritz, / Trara! zum alten Fritzen!“

Dieses Gedicht legte Freiligrath einem Brief bei, den er an seinen Schwiegersohn Heinrich Wilms in London absandte. Da ihm sogleich Bedenken kamen, bat er den Adressaten in einem Telegramm, das Gedicht in der Familie unter Verschluss zu halten, und begründete in seinem Brief vom 22. August diese Bitte: „Ich nehme (und glaube, es bewiesen zu haben) an dem gegenwärtigen Kampfe gewiß so patriotischen Anteil wie nur irgend ein Mensch in ganz Deutschland: ich bin aber auch zugleich immer noch der alte 48er und halte fest an den revolutionären Traditionen, die mir die poetische Verherrlichung irgend welcher hoch- und höchststehenden Persönlichkeiten verbieten,“ da sie „missdeutet werden könnte.“ Bei den Versen handle es sich nur um einen „lustigen Einfall.“ So wurde das Gedicht erst posthum veröffentlicht³⁸.

37 Buchner (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 409, Brief an Theodor Eichmann vom 23. Juli 1870.

38 Wilhelm Buchner: Unbekanntes und Ungedrucktes von Ferdinand Freiligrath. In: Mitteilungen aus der Literatur des 19. Jahrhunderts und ihrer Geschichte. Bamberg 1895 (Ergänzungsheft [1] zu Euphion, Bd. 2), S. 122-137, hier S. 136f. Ich danke Frau Claudia Dahl für die Er- und Übermittlung dieser Quelle.

Dieser Vorgang zeigt, dass Freiligrath 1870 eine Gratwanderung vollführte. Seine patriotischen Gedichte werden dem nationalliberalen Mainstream gerecht, aber sie verschweigen, dass die Monarchien, die Freiligrath in seinen Gedichten von 1848 stürzen wollte, weiter bestanden. Sie geben nicht zu erkennen, dass er seine republikanische Position beibehielt, die allenfalls im Fluch auf den französischen Kaiser durchschimmert. Zugleich durfte das Gedicht auf den siegreichen Kronprinzen nicht veröffentlicht werden, weil es Rückschlüsse auf die zukünftige Staatsform erlaubt hätte. Dass er seinen radikaldemokratischen Grundsätzen treu blieb, ist seinen Gedichten nicht zu entnehmen.

Im Hinblick auf „Hurra, Germania!“ bleibt noch Freiligraths veränderte Einstellung zu den Franzosen zu hinterfragen: In seinen Briefen aus dem zweiten Halbjahr 1870 beschreibt Freiligrath zunächst, dass er aus Angst vor einem Einmarsch „der afrikanischen Horden“, also der algerischen Einheiten der französischen Armee, seine Bibliothek und seine Wertsachen in Sicherheit gebracht habe, und seine Erleichterung darüber, dass er sie „nur als Gefangene“ zu Gesicht bekommen hat. Als am deutschen Sieg kaum mehr zu zweifeln ist, bekennt er: „Ich fühle und denke so deutsch, wie nur je zuvor,“ und äußert zugleich ein eingeschränktes Mitleid: „[...] diese Zerrüttung eines trotz alledem noblen, tapferen und klugen Volks; dieses unsägliche Elend, welches (wenn auch durch eigene Schuld) über Frankreich hereingebrochen ist, frißt mir dennoch fast das Herz ab.“³⁹

Dass Freiligrath nicht nur Mitleid mit den Franzosen hatte, sondern sie heftig kritisierte, zeigt der in Französisch vorliegende Aufruf „Au peuple français et à son assemblée nationale“ („An das französische Volk und seine Nationalversammlung“), den er zusammen mit Karl Blind und Dr. Eduard Bronner unterzeichnet hatte⁴⁰. Ob Freiligrath den auf „London im Februar 1871“ datierten Text nur unterschrieben oder mitverfasst hat, ist unbekannt. Zu dieser Zeit war er in London zu Besuch. Der ehemals überzeugte Republikaner Karl Blind hatte sich 1848 an der Revolution in Baden beteiligt und lebte seit 1852 in London im Exil.

Nach dem Sturz des Kaiserreichs führte das „Gouvernement de la défense nationale“ unter dem Kriegsminister Léon Gambetta mit neu aufgebotenen Massenheeren einen erbitterten Volkskrieg gegen Deutschland. Am 28. Januar 1871 wurde dann gegen Gambettas Willen ein Waffenstill-

39 Buchner (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 410, 413, Briefe an August Boelling und Berthold Auerbach vom 19. August und 14. November 1870; Michael Jeismann bezieht „Hurra, Germania!“ mit ein. In: ders.: Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918. Stuttgart 1992 (Sprache und Geschichte. 19), S. 246f.

40 Staatsbibliothek Bamberg, Mvo.Misc.Rev68. Bisher liegt keine Übersetzung vor.

stand für drei Wochen geschlossen, in denen eine Nationalversammlung gewählt wurde. Diese trat am 13. Februar in Bordeaux zusammen und wählte Adolphe Thiers zum Regierungschef. Dieser nahm Friedensverhandlungen auf und schloss am 26. Februar 1871 einen Präliminarfrieden mit dem Deutschen Reich. Der Aufruf fällt also in die noch offene Situation kurz vor oder kurz nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung und vor dem Abschluss des Präliminarfriedens⁴¹.

Die drei Unterzeichner nutzen diese Situation, um „ein Wort der Brüderlichkeit“ an die Adressaten zu richten, dieses sind neben den im Titel aufgeführten vor allem die Liberalen und Demokraten Frankreichs sowie deren Parteien. Die Unterzeichner bekennen, dass sie „die Freiheit lieben und die Tyrannei hassen“, dass die Prinzipien der Französischen Revolution von 1789 auch die ihrigen und dass sie überzeugte Republikaner seien und bisher den territorialen status quo akzeptiert hätten im Glauben an den friedlichen kulturellen und wirtschaftlichen Wettstreit der „zwei Länder“, was sich als Illusion erwiesen habe.

Nun folgen schwere Vorwürfe: „Denn es sind mehr als 300 Jahre, dass Eure Könige anfangen mit dieser aggressiven Politik, die abzielte auf die Annexion aller deutschen Länder auf dem linken Rheinufer.“ Auch die Französische Revolution von 1789 „hat es nicht geschafft, sich zu befreien vom Geist der Eroberung.“ Und im Hinblick auf die jüngste Vergangenheit geißelt der Aufruf, dass im Krieg von 1866 zwischen Preußen und Österreich „viele französische Demokraten“ territoriale Kompensationen gefordert hätten und dass 1870 die Kriegserklärung Frankreichs „nicht von der Bevölkerung missbilligt wurde“ und nur verschwindend wenig Demokraten in der Kammer die Mittel für die Kriegführung verweigert hätten. Dagegen hätten viele deutsche Demokraten geglaubt, „dass jedes Attentat auf unsere nationale Integrität das Signal sein würde für den Sturz“ von Napoleon III. Dieser „Tyran“ habe schließlich nur wegen seiner Niederlage und Gefangenschaft die Macht verloren. Und die neuen französischen Machthaber hätten „einen Rachekrieg gegen den Eindringling“ proklamiert und erklärt, keine Hand breit Boden abzutreten. Die Unterzeichner bekennen: „Uns schnürt es die Brust zusammen bei dem Gedanken, dass dies demokratische Stimmen waren, welche so in Frankreich unter dem Beifall ihrer Partei sprachen.“

Weil Frankreich „in einem Krieg, der unrechtmäßig von ihm begonnen wurde, geschlagen worden ist,“ appellieren die Unterzeichner an das

41 Michael Stürmer: Das ruhelose Reich. Deutschland 1866-1918, Berlin 1983, S. 165-171; informativ immer noch: Theodor Schieder: Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich. In: Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 15. 2. Aufl. München 1976, S. 202-206.

französische Volk und die französischen Repräsentanten, einen Frieden mit Abtretung der deutschsprachigen Gebiete Elsass und Lothringen zu akzeptieren, um „die Freundschaft zwischen den beiden aneinander grenzenden Nationen wiederhergestellt zu sehen“ und die neue Republik nicht zu gefährden. Zugleich bekennen sie, dass sie mit ihrem Appell den Realitäten Rechnung tragen: „Es ist vergeblich, dass Leute unserer Partei die Stimme erheben würden gegen die Idee eines Pfandes, so wie es heute gefordert wird von beinahe der Gesamtheit des deutschen Volkes.“

Da Freiligrath den Aufruf vom Februar 1871 unterzeichnete, ist es offensichtlich, dass seine Hochschätzung des französischen Volks und der französischen Republikaner in den 1840er-Jahren sich um 1870 in ein vorwiegend negatives Bild gewandelt hatte. Dieses Bild kommt vor allem in „Hurra, Germania!“ und teilweise auch in anderen der patriotischen Gedichte zum Ausdruck. Zudem ist gerade „Hurra, Germania!“ auch als Dank des Nationaldichters für die Nationalspende zu sehen. Dieses Gedicht damit zu relativieren, dass Frankreich den Krieg erklärt hatte und Freiligrath nicht wissen konnte, wie gezielt Bismarck diese Kriegserklärung provoziert hatte, wäre zu einfach. Und oberflächlich ist, nur zu konstatieren, Freiligrath sei trotz seiner nationalistischen Gedichte „doch kein Franzosenhasser“⁴², und nicht seinem veränderten Verhältnis zu den Franzosen nachzugehen und zu verschweigen, dass er einmal ein Bewunderer der Franzosen war.

Die bisherigen Ausführungen widerlegen Hutzelmanns Bemühen, eine Kontinuität zwischen den revolutionären und den patriotischen Gedichten Freiligraths zu konstruieren. Dabei grenzt er die ersten beiden, „der Kriegsbegeisterung Ausdruck gebenden“ Gedichte („Hurra, Germania!“ und „So wird’s geschehen“) von den anderen ab, die die Toten beklagen. Wegen der Begeisterung „der ganzen Nation für die militärische Auseinandersetzung erhält für Freiligrath diese den Charakter eines Volkskrieges. Damit wird der Konflikt zwischen nationaler und republikanischer Gesinnung [...] aufgehoben.“ So hatte 1914 bereits Franz Mehring, damals untypisch für einen Sozialdemokraten, argumentiert, was von dem Literatursoziologen Georg Lukács als „Legende vom ‚einheitlich-revolutionären‘ Dichter Freiligrath“ zurückgewiesen wurde⁴³.

42 Florian Vaßen: Exotismus, Revolution und Vaterland. Ferdinand Freiligrath (1810-1876) – ein Lyriker des 19. Jahrhunderts. Zum 200. Geburtstag. In: Zeitschrift für Germanistik, N. F. Bd. 20 (2010), 3, S. 622-629, hier S. 627.

43 Hutzelmann, Exotik (wie Anm. 12), S. 202f.; Franz Mehring: Sozialistische Lyrik. G. Herwegh – F. Freiligrath – H. Heine [1914]. In: ders.: Aufsätze zur deutschen Literatur von Klopstock bis Werth. Berlin 1961, S. 395-421, hier S. 414; Georg Lukács: Der Fall Frei-

Die obige Argumentation bestätigt aus einer anderen Perspektive die Position von Walter Pape, Literaturwissenschaftler an der Universität Köln. Dieser sieht den Kontinuitätsbruch in Freiligraths Gedichten aus dem Jahr 1870 darin, „wie sich das einstige bilder- und wortreiche Eintreten für die Unterdrückten und die Revolution nun zur Paarung von unpolitischem Mitleidsethos und patriotischem Machtbewußtsein wandelt,“ und Pape empört sich darüber, dass „ein Mitglied der gegenwärtigen Freiligrath-Gemeinde aus ihm einen ‚Dichter des Friedens‘ machen wollte“, weil er in „Hurra, Germania!“ auch seinen Schmerz wegen „Des Bluts, das fließen wird“ erwähnt⁴⁴.

Im Juni 1871 schreibt Freiligrath ohne weitere Reflexion: „Das Hurrah Germania! ist wirklich zum geflügelten Worte geworden. Componiert worden ist das Lied, so viel ich weiß, an die 30 bis 40 mal [...], – in Frankfurt ist ein schönes Kunstblatt danach erschienen, und als ich jüngst hier [Stuttgart] über den Jahrmarkt ging, hingen in x Buden baumwollene Taschentücher mit ‚Hurrah Germania‘ und einer darunter gedruckten kriegerischen Gruppe flatternd im Winde. Desselbigen gleichen hab’ ich die Worte in Schaufenstern auf Stickereien gesehen usw. usw. – Es macht einem doch Freude.“⁴⁵

30 Jahre später entsprach das chauvinistische und antifranzösische „Hurra, Germania!“ der Mentalität der Soester Festversammlung bei der Enthüllung des Freiligrath-Brunnens am 29. Juli 1910, anlässlich des 100. Geburtstages des Dichters. Nachdem die Abordnungen der Behörden, „die Kriegervereiner, die Sänger, die Schützen [...], die behelmten Feuerwehrleute, allerhand Schüler, weißgekleidete Mägdelein und schließlich – viel Volk“, angeführt von der Kapelle des Infanterie-Regiments Nr. 158 vom Rathaus aus zum Denkmal marschiert waren, dirigierte „der Gesangleiter, Herr Kruse,“ die Sänger auf der Tribune. Es erklang seine Vertonung von „Hurra, Germania!“⁴⁶. Danach hielt Heinrich Fromme, Konrektor und Fachlehrer für Deutsch und Französisch am Archigymnasium, aber als na-

ligrath [1934]. In: ders.: Probleme der Ästhetik. Neuwied und Berlin 1969, S. 414-423, hier S. 419f.; Zur Position der Sozialdemokraten: Jeismann (wie Anm. 39), S. 247f. samt Fußnote 19.

44 Walter Pape: ‚Hurra, Germania – mir graut vor dir‘. Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Herwegh und die deutsche Einheit von 1870/71. In: Oxford German Studies/Modern Humanities Research Association (MHRA) 22 (1993), S. 134-167, hier S. 148, 150. Anspielung auf den Aufsatz von Winfried Freund: Der späte Freiligrath – Ein Dichter des Friedens. Zum 175. Geburtstag Ferdinand Freiligraths am 17. Juni 1985. In: Grabbe-Jahrbuch 4 (1985), S. 46-57. Neuerdings ebenso in: Wilfried Freund/Detlev Hellfäier: Ferdinand Freiligrath – Zur Einführung. „Im Volk in seinen Liedern fortlebt er allezeit“. In: dies. (wie Anm. 12), S. 9-13, hier S. 11f.

45 Buchner (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 425, Brief an August Boelling vom 10. Juni 1871; Fleischhack (wie Anm. 21) führt für 1870 und 1871 39 Vertonungen auf.

tionalliberaler Landtagsabgeordneter von seinem Amt beurlaubt, die Festrede. Darin bezeichnete er Freiligraths Gedichte der 1840er-Jahre als Irrwege, die jede Regierung hätte verfolgen müssen, und sah den Höhepunkt des Freiligrathschen Schaffens in den patriotischen Gedichten, „die zu den schönsten Perlen der Kriegslyrik von 1870/71 gehören“. Dann übergab er im „Auftrag des Vereins ‚Heimatspflege‘, den Freiligrath-Brunnen der Stadt.“ (Dieser Verein hatte die Initiative für die Erstellung dieses von dem Bildhauer Hengstenberg entworfenen Brunnens ergriffen und dafür gesammelt.) Nach weiteren Reden wurde nach einem Zeitungsbericht „Die Trompete von Vionville“ angestimmt, die in den Freiligrath-Ausgaben unter dem Titel „Die Trompete von Gravelotte“ abgedruckt ist⁴⁶. Vermutlich wurde im Zusammenhang der Denkmalseinweihung und auch in einem Sonderdruck dazu „Vionville“ gewählt, weil in der Schlacht von Vionville/Mars-la-Tour (16. August 1871) 22 der insgesamt 39 Soester Kriegsoffer des Deutsch-Französischen Krieges gefallen waren⁴⁷.

Lange nach dem Festakt, und nachdem das „Festessen mit Tafelmusik im Rathhaussaale“ mit einem „Kaiserhoch“ beendet worden war und sich das „Volkskonzert der Kapelle des Inf.-Regts. Nr. 158 auf dem Schützenhofe“ seinem Ende zuneigte, näherten sich gegen 19.30 Uhr vom Bahnhof her etwa 80 Sozialdemokraten aus Soest und dem Ruhrgebiet dem von Polizisten bewachten Freiligrath-Denkmal. Sie wollten dort im Auftrag des Bezirksvorstandes der sozialdemokratischen Partei einen großen Lorbeerkranz mit einer roten Schleife ablegen, auf der eine Strophe aus Freiligraths Gedicht „Berlin“ stand, die in krassem Gegensatz zu dem Ereignis am Vormittag stand:

„Daß Deutschland stark und einig sei, / Das ist auch unser Dürsten! / Doch einig wird es nur, wenn frei, / Und frei nur ohne Fürsten!“

Der Kranz durfte erst niedergelegt werden, nachdem die Sozialdemokraten die Schleife entfernt und an sich genommen hatten.

So ermöglichte der Kontinuitätsbruch zwischen der Freiligrathschen Lyrik der 1840er-Jahre und derjenigen des Jahres 1870 die selektive Rezeption des Dichters bei der Einweihung des Freiligrathbrunnens: die dominante nationalliberale und die unterdrückte sozialdemokratische.

46 Die Quellen zur Freiligrath-Feier und zum Freiligrath-Denkmal sind aufgeführt in: Konrad Hutzelmann: Die Freiligrath-Sammlung des Stadtarchivs Soest. Bestandsverzeichnis. In: Soester Zeitschrift 102 (1990), S. 107-129, hier vor allem V, 16-21, 23 (StAS P 32. 16-21, 23; C 1650). Die drei wichtigen Artikel im General-Anzeiger für Dortmund und die Provinz Westfalen (30.7.1910), in der Arbeiter-Zeitung, Sozialdemokratisches Organ für das Rheinisch-Westfälische Industriegebiet (30.7.1910) sowie ein weiterer Artikel aus einer SPD-Zeitung (überliefert ohne Datum und ohne Titel der Zeitung) sind abgedruckt in: Gerhard Köhn: Soest in alten Bildern: 1870-1920. Soest 1979, S. 168-171.

47 Gerhard Köhn: Erinnerungen an den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71. In: Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest. Mitteilungen 27 (1997), S. 3-10, hier S. 5.

Nachbemerkung: Es ist nachvollziehbar, dass Bundestagspräsident Lammer in seiner eingangs erwähnten Rede vom 17. Juni 2010 die Charakterisierung Freiligraths im Hinblick auf „Hurra, Germania!“ abrupt mit der Feststellung beendete: „[...] den berühmt berüchtigten Hurra-Patriotismus haben wir nach den Erfahrungen der jüngeren deutschen Geschichte längst hinter uns gelassen.“ In ihrer Auswahl der Gedichte Freiligraths zu dessen 200. Geburtstag, die beabsichtigt einen überdauernden Kanon zusammenzustellen, haben Winfried Freund und Detlev Hellfaier „Gedichte mit einer allzu betonten pathetischen Ausdrucksgeste [...] in der Regel ausgeschieden,“ darunter auch „Hurra, Germania!“⁴⁸. Angesichts der stilistisch formalen Konstanz der Freiligrathschen Gedichte über die verschiedenen Schaffensperioden hinweg ist Pathos ein ungeeignetes Kriterium. Denn Pathos gehörte durchgehend zu seinem „pompösen, auf Effekte ausgerichteten Schreibgestus“ mit „Dominanz der Emotionen“⁴⁹.

48 Freund/Hellfaier (wie Anm. 12), S. 12.

49 Vaßen (wie Anm. 42), S. 624 und 627.

PETRA SENNE

SOESTER BADEKULTUR DES 19. JAHRHUNDERTS

Nach Soester Badeanstalten befragt, wird jede Generation unterschiedliche Erinnerungen preisgeben. Die Jüngsten werden von ihren Erlebnissen beim Wasservergnügen im AquaFun berichten. An Brausepulver und Sonnenmilch¹ unter freiem Himmel erinnern sich viele Soester, die bis zu seiner Schließung im Jahre 2005 das alte Freibad besuchten. Seine Anfänge reichen bis in das Jahr 1849 zurück, sollen aber hier nicht Gegenstand sein².

Das alte Hallenbad wird auch den zugezogenen Soestern schnell zum Begriff, obwohl es seit 1995 abgerissen ist. Die älteren Soester berichten von einer Sauna an den Dominikanern, die 1950 ihre Pforten öffnete. Kaum einer erinnert sich noch an das Licht- und Sonnenbad, das 1925 am Soestbach gegenüber dem alten Freibad errichtet wurde. Anfang des 20. Jahrhunderts war auch in Soest die Zahl der Tuberkuloseerkrankungen stark gestiegen. Das Licht- und Sonnenbad diente der Behandlung der Tuberkulose im Wege der Heliotherapie (griechisch: Helios = Sonne). 500 Kinder besuchten allein 1925 das neu geschaffene Bad³.

Das Solebad in der Brüderstraße

1819 erachtete der königlich-preußische Stadt- und Landgerichtsdirektor Arnold Geck es im Soester Wochenblatt für wünschenswert, dass die Medizinal-Polizei für die Errichtung einer öffentlichen Badeanstalt Sorge trage, da das Waschen und Baden des Körpers, die beständige Reinigung der Haut, die Stärkung derselben und der Muskeln durch kaltes Wasser zur Erhaltung und Beförderung der Gesundheit notwendig sei. Er berichtete weiter, dass es in Soest früher üblich war, samstags mit klingendem Spiel

-
- 1 Vgl. Ulrike Sasse-Voswinckel: Das alte Freibad – Rückblick eines Schwimmmeisters. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest 41 (2011), S. 16-19; Soester Anzeiger, Nr. 189 vom 17.8.2010.
 - 2 Dazu Gerhard Köhn: 150 Jahre Badeanstalt in Soest. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest 28 (1998), S. 3-11.
 - 3 Stadtarchiv Soest (im Folgenden abgekürzt StAS), C 4038.

durch die Straßen zu laufen und an den Gebrauch des Bades zu erinnern⁴. Gebadet wurde im Bach und in den Teichen. Die Umgegend von Soest biete jedoch keine schickliche Gelegenheit zum Baden dar, indem die wenigen Teiche, gleich dem durch offene Felder fließenden Soester Bach, dem Auge der Vorbeigehenden zu sichtbar seien, als dass das Schamgefühl das Baden darin erlauben könne⁵. Einige Jahre später konnte er mit Genugtuung feststellen, dass seine Mahnung Früchte getragen habe⁶.

1823 entdeckte der Domänenpächter Uflacker auf dem Grundstück der Witwe Georg Camen Solequellen mit etwa 2 Prozent Salzgehalt⁷. Eine davon nutzte er zum Ausbau eines Bades mit vier Badezimmern. Die Solequellen der Soester Börde, mithin auch die vorgenannte, unterlagen dem Nutzungsrecht der Salzbeerbten⁸. Daher bedurfte der Betrieb des Solebades der Zustimmung der Sassendorfer Saline. Die hierzu geführte Akte⁹ lässt uns daher die wechselvollen Besitzverhältnisse des Uflackerschen Bades sehr gut nachvollziehen: Am 5. April 1823 erteilte die Saline Uflacker die Erlaubnis, die Solequelle für ein Bad zu nutzen. Uflacker verstarb im Herbst des gleichen Jahres. Seine Witwe erhielt von den Salzbeerbten am 5. Dezember 1823 das Recht, gegen Zahlung von 2 Talern jährlich die Quelle für den Betrieb der Badeanstalt auf unbestimmte Zeit zu nutzen, bis die Salzbeerbten sie für die Salzproduktion benötigten. Im Jahre 1823 und 1824 wurden etwa 3.000 Bäder verabreicht¹⁰. Dr. Friedrich Wilhelm Gauwerky, ein Soester Arzt, veröffentlichte eine Anleitung zum „Nutzen und Gebrauch des Uflackerschen Soolbades zu Soest“. Hierin stellte er zum einen die heilende Wirkung des Badens dar, warnte jedoch auch vor einer falschen Handhabung des Solebades. Um diese zu vermeiden, legte er den Benutzern des Bades umfassende Verhaltensregeln nahe.

Die Witwe Uflacker gab den Betrieb der Badeanstalt in den Folgejahren an Johannes Dufouer ab¹¹. Im April 1855 erklärte seine Witwe auf Nachfrage gegenüber den Salzbeerbten, dass die Nutzung seit 1848 aufgegeben sei. Johannes Dufouer warb 1836 im Soester Wochenblatt für seine Sol-

4 Soester Wochenblatt, Nr. 19 vom 11.9.1819.

5 Arnold Geck: Topographisch-historisch-statistische Beschreibung der Stadt Soest und der Soester Börde. Soest 1825, S. 29; s. a. Köhn (wie Anm. 2), S. 3f.

6 Geck (wie Anm. 5), S. 28.

7 August Huyssen: Über die Solquellen in Soest. In: Soester Zeitschrift 72 (1959), S. 79-81.

8 S. nur Wolfgang Bockhorst: Salzwerk und Sälzer zu Sassendorf. In: Peter Kracht (Hrsg.): Sassendorf. Vom Sälzendorf zum Heilbad. Münster 2009, S. 41-124, hier S. 103.

9 StAS, Saline Sassendorf, Nc 612; die nachfolgenden Angaben zu den Besitzverhältnissen entstammen dieser Akte.

10 Geck (wie Anm. 5), S. 28.

11 Nach Huyssen (wie Anm. 7), S. 80, handelt es sich bei der Dufouerschen Badeanstalt nicht um die gleichen Solequellen wie diejenigen des Uflacker. Diese Annahme ist jedoch durch die Akte StAS, Nc 612, nicht belegt.

und Süßbadeanstalt sowie sein russisches Dampfbad¹². Möglicherweise betrieb er neben der von Uflacker übernommenen Badeanstalt weitere oder verlegte diese auf die andere Straßenseite. Ein Beleg dafür ist die Angabe, dass sich nahe dem Salzbach ein rund ausgemauerter Solbrunnen befunden habe, der sich in der hauptsächlich für Solbäder eingerichteten Dufouerschen Badeanstalt befand. Ursprünglich sei die Badeanstalt auf der entgegengesetzten Seite des Baches errichtet worden, wo ein gewisser Uflacker im April 1823 eine 5-prozentige Sole angetroffen habe¹³. Die ursprünglich Uflackersche Badeanstalt muss jedoch weiter betrieben worden sein, denn der Gastwirt Franz Wennemar Nübel, ein Nachfahr der Witwe Camen, auf deren Grundstück sich die Solequellen befanden, bat die Saline 1865 um Erlass der Zahlungen für den Betrieb des Bades. Offenbar konnte er die Pacht wiederholt nicht zahlen, denn die Saline klagte die Pachtgelder über mehrere Jahre hinweg ein¹⁴. Nübel machte mehrfach deutlich, dass er das Geld nicht zahlen könne.

Im März 1869 wurde das Grundstück der Witwe Camen einschließlich des Nutzungsrechts an der Solquelle an den Kaufmann Ludwig Barella verkauft. Ab 1888 wurde Peter Schneider als Badeanstaltsbesitzer geführt. Barella hatte ihm offenbar das Nutzungsrecht übertragen. Offenbar konnte auch Schneider mit der Badeanstalt kein Geld verdienen, denn über seinen Nachlass wurde nach seinem Tod 1891 der Nachlasskonkurs wegen Überschuldung eröffnet. Aus der Konkursmasse übernahm ein Hermannes die Badeanstalt. Er erhielt 1894 als Badeanstaltsbesitzer die schriftliche Aufforderung der Saline, die Pacht von 100 Mark zu entrichten. Im Folgejahr schaffte er es, eine Pachtsenkung zu erreichen; die Forderung betrug nunmehr nur noch 30 Mark. Aber auch das half ihm wirtschaftlich anscheinend nicht. Im Wege der Zwangsversteigerung gelangte das Grundstück einschließlich der Solequelle 1898 an den Dortmunder Unternehmer August Klönne. Unklar bleibt, ob und bis wann die Badeanstalt tatsächlich betrieben wurde. Möglicherweise wurde sie bereits 1894 beim Bau des Adlersaales abgerissen¹⁵, den wohl schon Hermannes als Wirt betrieb¹⁶.

Der Unternehmer August Klönne baute als Ingenieur Gas- und Wasserbehälter, aber auch Eisenbahnbrücken. 1892 hatte Klönne die Adlerbrauerei in Unna gekauft, die später mit der Lindenbrauerei Unna zusammengelegt wurde. Seine unternehmerische Aktivität als Brauereibesitzer dürfte

12 Soester Wochenblatt, Nr. 17 vom 23.4.1836, S. 134.

13 Huyssen (wie Anm. 7), S. 80; nicht belegbar durch die Akte StAS, Nc 612.

14 StAS, Nc 612.

15 So Gerhard Köhn: Soest in alten Bildern 1870-1920. Soest 1977, S. 84; s. a. Otto Wolle: Die Quellen in der Altstadt Soest. O. O. u. D. Masch.-schr. Manuskript im StAS, S. 7.

16 StAS, C 3346.

der Grund für den Kauf des Geländes an der Brüderstraße gewesen sein. Denn dort betrieb er unter dem Namen „Adlersaal“ ein Theater und Variété¹⁷. 1901 floss die Solequelle auf den öffentlichen Fußweg. Klönne stritt sich im Folgenden mit dem Magistrat um die Instandsetzung. Seiner Meinung nach hatten Kanalisationsarbeiten am Soestbach dazu geführt, dass es Risse an den Wänden des Hauses gegeben habe und dabei auch die Einfassung der Quelle zerstört worden sei. So ging die wechselvolle Geschichte eines Solebades in Soest mit einem Streit zu Ende.

Das russische Dampfbad in der Sugestraße

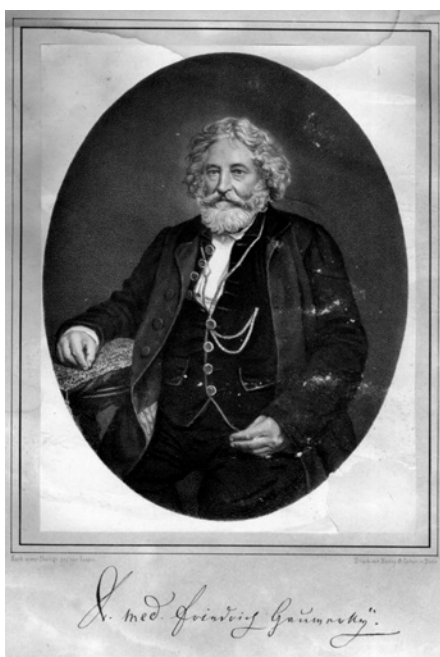


Abb. 1: Dr. Friedrich Wilhelm Philipp Gauwerky (1791- 1859). Foto: Stadtarchiv Soest

Friedrich Wilhelm Philipp Gauwerky (Abb. 1), 1791 in Soest geboren, zog es bereits als jungen Mann in die Ferne. Er begleitete den napoleonischen Russlandfeldzug und lernte dort die wohltuende Wirkung russischer Dampfbäder kennen. Am 3. August 1829 eröffnete er – mittlerweile als praktischer Arzt und Homöopath nach Soest zurückgekehrt – in der Sugestraße ein russisches Dampfbad. Es dürfte aus einem Dampfraum zum Schwitzen sowie aus einem Wasch- und Erholungsraum bestanden haben. Im Soester Wochenblatt warb er für sein Bad: „Die vom Unterzeichneten angelegte russische Dampf-Bade-Anstalt ist seit dem 3ten August d. J. eröffnet, und seitdem vielfach, sowohl von Kranken als

Gesunden, sowohl von Kindern als von siebenzigjährigen besucht worden; Alle freueten sich der angenehmen und wohlthätigen Wirkung des Bades. Da die Tendenz der Anlage Beförderung von Menschenwohl allein bezweckte, so ist es auch nothwendig, daß die Bade-Anstalt für alle Bedürftige zugänglich sei, und es wird deshalb hiermit bekannt gemacht, daß

17 Heute ist der gesamte Bereich entlang des Soestbaches mit einem Neubau (u. a. Fa. Lobenstein) überbaut.

diese neu eingerichtete Anstalt, als eine öffentliche vom hiesigen sowohl als vom auswärtigen Publikum zu benutzende Anlage betrachtet werden kann.“¹⁸

Aber Gauwerky sorgte auch für das geistliche Wohl. Wer warten musste, erhielt eine Bibel in die Hand gedrückt. Etwa zwei Dutzend lagen auf einem Bücherbord für diesen Fall bereit¹⁹. Gauwerkys Grabstein ist heute noch auf dem Walburger Friedhof zu sehen.

Die Warmbadeanstalt in der Pöpelgasse

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand in Soest eine zentrale Wasserversorgung. Mehrere Choleraepidemien machten die unzureichenden hygienischen Bedingungen in Soest deutlich. Das Wasser der zahlreich genutzten Brunnen war alles andere als sauber. Eine zentrale Wasserversorgung brachte Abhilfe. Mit ihrer Fertigstellung am 6. Februar 1892 nahm auch die Soester Warmbadeanstalt ihren Betrieb auf. Die Was-



Abb. 2: Lageplan der Badeanstalt am Wasserwerk Pöpelgasse, eigene Skizze gefertigt nach Lageplan aus Akte Stadtarchiv Soest, C 3389

18 Soester Wochenblatt, Nr. 33 vom 15.8.1829, S. 243.

19 Soester Anzeiger, Nr. 66 vom 18.3.1950: Soester Sauna vor hundert Jahren – Dr. med. Friedrich Gauwerky und sein russisches Dampfbad.

serwerke betrieben diese auf ihrem Werksgelände im Bereich Severinstraße/Pöppelgasse/Filzenstraße (Abb. 2). Badeanstalt war zu dieser Zeit das Synonym für ein „öffentliches Badezimmer“. Es gab drei Badezellen. Im ersten Jahr nahmen die Soester knapp 7.000 Bäder²⁰. In den Folgejahren ging die Zahl auf ca. 5.000 zurück²¹, nicht etwa, weil die Soester die Lust am Baden verloren hatten, sondern im Gegenteil. Die drei Badezellen reichten nicht aus, um den Bedarf zu decken. Es kam zu langen Wartezeiten, die manchen Soester gleich vom Besuch des Bades abhielten²².

Betriebsdirektor Heinrich Wohlfromm (1859-1932) plante den Ausbau für 11.500 Mark aus den Mitteln des Wasserwerks. Das vom Maschinenwärter des Wasserwerks bewohnte Hinterhaus war so baufällig, dass es abgerissen werden musste, der freie Raum diente der Erweiterung der Warmbadeanstalt. Nachdem die Stadtverordnetenversammlung dem Bau zugestimmt hatte, konnte am 2. Juni 1896 die neue Badeanstalt am Wasserwerk in Betrieb genommen werden²³.

Mit drei Badezellen hatte es begonnen. Nunmehr standen drei Abteilungen zur Verfügung: jeweils eine für Frauen und Männer mit je vier Badezellen sowie eine Brauseabteilung. Diese Erweiterung führte zu einem Anstieg der Anzahl der Bäder: 1899 waren es fast 12.000²⁴. Nur mäßigen Gebrauch machten die Soester hingegen von den Solbädern, die die Anschaffung von Holzbadewannen ermöglicht hatte²⁵. Ein Wannenbad der I. Klasse kostete in der Volksbadeanstalt um 1900 40 Pfennige, in der II. Klasse 25 Pfennige. Duschen konnte man schon für 10 Pfennige. Frauen konnten an den Randtagen für 15 Pfennige in der II. Klasse baden²⁶. Wodurch sich die Klassen unterschieden, war leider nicht zu ermitteln.

20 Bericht des Magistrats zu Soest ... für das Verwaltungsjahr 1892/93. Soest 1893, S. 28.

21 Desgl. für das Verwaltungsjahr 1893/94, Soest 1894, S. 23; für das Verwaltungsjahr 1894/95, Soest 1895, S. 23; für das Verwaltungsjahr 1895/96, Soest 1896, S. 14.

22 Desgl. für das Verwaltungsjahr 1895/96, Soest 1896, S. 14.

23 Ebd., desgl. für das Verwaltungsjahr 1897/98, Soest 1898, S. 16.

24 Desgl. für das Verwaltungsjahr 1898/99, Soest 1899, S. 22.

25 Ebd.

26 Preise der Volksbadeanstalt Soest, Pöppelgasse. In: Bürgerbuch der Stadt Soest in Westfalen [Sammlung von Ortsrecht]. Soest 1900, S. 132.



Abb. 3: Die Wasserwerke in der Pöppelgasse nach 1945. Foto Eberhard Linnhoff im Stadtarchiv Soest

WALTER WEIHS

WILHELM MORGNER - DAS NEUE WERKVERZEICHNIS DER GEMÄLDE

In den Jahren 1919/1920 erstellte Georg Tappert (1880-1957), der zunächst für kurze Zeit Lehrer, später Freund Wilhelm Morgners war, auf Veranlassung der Mutter des am 16. August 1917 im Ersten Weltkrieg bei den Kämpfen um Langemarck gefallenen Künstlers¹ ein handschriftliches Nachlass-Verzeichnis der Werke Wilhelm Morgners.

Hierin sind auch die 235 Gemälde des Künstlers erfasst, die Tappert zum damaligen Zeitpunkt bekannt und zugänglich waren. Bis vor wenigen Jahren war dieses Gemälde-Verzeichnis, obwohl es etliche Mängel und Ungenauigkeiten enthält, immer noch von grundlegender Bedeutung bei der Erforschung von Morgners malerischem Werk².

Es wurde abgelöst durch das neue Werkverzeichnis (WV), basierend zunächst auf der von Georg Tappert 1919/20 handschriftlich begonnenen Nachlass-Auflistung, jedoch vollständig redigiert, weitergeführt und erweitert vom Autor dieses Beitrages.

Forschungen über einen Zeitraum von über vier Jahrzehnten, die Ergebnisse zahlreicher Gespräche mit Morgners Schwester Maria Korff-Morgner (1892-1968) und ihrem Adoptivsohn Claus (1938-1997) sowie die Auswertung von zahlreichen im Wilhelm-Morgner-Archiv befindlichen wichtigen Dokumenten führten dazu, dass das neue WV der Gemälde auch um etliche Positionen erweitert werden musste.

Trotzdem kann ein neu erstelltes Werkverzeichnis dieser Art niemals als vollständig abgeschlossen angesehen werden, da nicht auszuschließen ist, dass auch nach langer Zeit ein bisher unbekanntes Morgner-Gemälde auf-

-
- 1 Weitere Informationen dazu in: Walter Weihs: Biographie Wilhelm Morgners. In: Klaus Bußmann (Hrsg.): Wilhelm Morgner (1891-1917). Gemälde, Zeichnungen, Druckgraphik (Ausst.-Kat. Münster, Soest, München). Stuttgart 1991, S. 275-283.; ders.: Biografie Wilhelm Morgners. In: Katrin Winter u. a. (Red.): Ich und die anderen. Wilhelm Morgner. Zeichnungen des Expressionismus. Münster 2005, S. 169-184; zum Tode Wilhelm Morgners in den Kämpfen bei Langemarck siehe auch ders.: Auf den Spuren Wilhelm Morgners. Eine Wahrheitsfindung. In: Heimatkalender des Kreises Soest 1992, S. 92-97.
 - 2 Weitere Informationen über das Tappert-Verzeichnis in: ders.: Mitteilungen zu Wilhelm Morgner. In: Adolf Smitmans (Hrsg.): Wilhelm Morgner (1891-1917). Zeichnungen und Druckgraphik. Ausst.-Kat. Albstadt. Albstadt 1988, S. 28-32.

tauchen kann, das nach gründlicher Prüfung in das Verzeichnis aufgenommen werden muss.

Auch zu bereits im Werkverzeichnis enthaltenen Arbeiten tauchen nicht selten neue Detailerkennnisse auf, die hierin eingearbeitet werden müssen, um es aktuell zu halten. Diese können sich auf Sammlungs- oder sonstige für die Provenienzforschung wichtige Registriernummern, Titel, Entstehungsjahr, Technik, Maße, Signaturen und Bezeichnungen, Abbildungen, Standorte, Ausstellungen oder andere Besonderheiten beziehen. Das neue Verzeichnis befindet sich im Wilhelm-Morgner-Archiv des Verfassers und steht somit, ebenso wie die vorliegende Morgner-Biografie, ständig für Aktualisierungen zur Verfügung. Daher sei in diesem Beitrag auch der Hinweis erlaubt, dass dem Autor jegliche evtl. bisher noch nicht bekannte Informationen zu Werken oder zur Biografie Wilhelm Morgners stets willkommen sind.

Im neuen WV der Gemälde sind zunächst einmal sämtliche Bilder enthalten, die von Tappert 1919/20 aufgelistet wurden, wobei hier Korrekturen erfolgen und Mängel beseitigt werden konnten.

Zusätzlich zu den von Tappert aufgeführten Positionen konnten auch die komplizierten Fälle der sog. „Doppelnummern“ geklärt werden:

In einem Vertrag, den Tappert im Oktober 1919 mit Morgners Mutter geschlossen hatte, gestand Frau Morgner ihm weitgehende Vollmachten bei der geplanten kommerziellen Verwertung des Morgner-Nachlasses nach seiner Katalogisierung zu. Für Tappert bedeutete dieser Vertrag nicht unerhebliche finanzielle Vorteile, da er seine guten Beziehungen zum Kunsthandel, vor allem zu einem der bedeutendsten Kunsthändler seiner Zeit, Alfred Flechtheim (1878-1937), nutzen konnte. Flechtheim besaß Galerien zunächst in Düsseldorf, später auch in Berlin, Frankfurt, Köln und Wien, und wollte Gemälde und Grafiken von Wilhelm Morgner verkaufen.

Es sollte sich jedoch in den Folgejahren, als der Verkauf bereits lief, herausstellen, dass Tappert bei der Katalogisierung der Morgner-Arbeiten mehrfach unterschiedliche Gemälde mit jeweils derselben Nummer versehen hatte, in seinem Verzeichnis für Frau Morgner aber nur ein Objekt aufgelistet hatte. Außerdem waren im Kunsthandel inzwischen Zeichnungen mit höheren Registriernummern aufgetaucht, die in dem für Morgners Mutter angefertigten Katalog gar nicht mehr enthalten waren.

Frau Morgner war außerordentlich verärgert und sah sich von ihrem Vertragspartner getäuscht, als ihr diese Tatsachen bewusst wurden. Sie forderte von Tappert die ihm erteilte Vollmacht zurück und drohte mit einem Prozess, falls er dieser Forderung nicht nachkommen sollte.

Am 24. Oktober 1928 gab Tappert die am 20. Oktober 1919 für ihn notariell beurkundete Ausfertigung der Vollmacht zurück und bestätigte dies mit seiner Unterschrift auf dem Dokument.

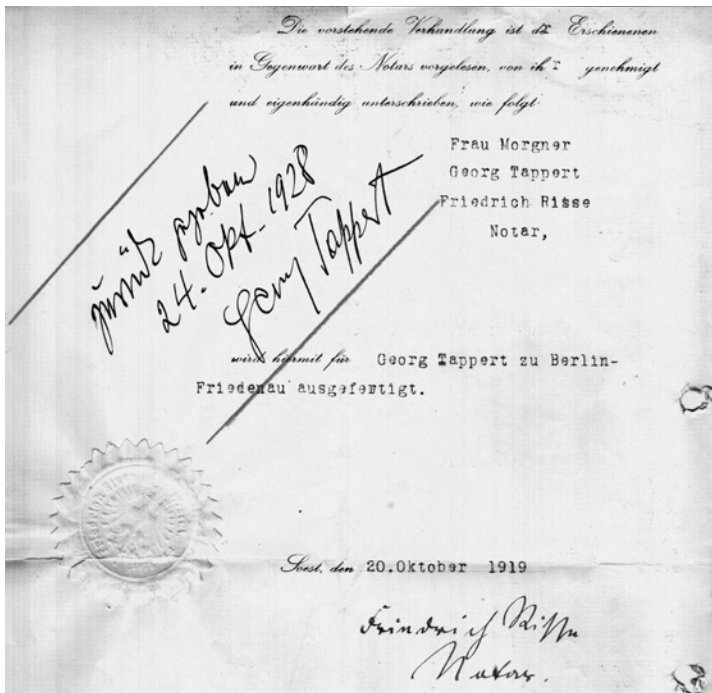


Abb. 1: Ausfertigung der notariellen Urkunde für Georg Tappert, Ausschnitt. Wilhelm-Morgner-Archiv, Soest

Frau Morgner fertigte danach eine kleine Aktennotiz an und legte sie zu der Urkunde.

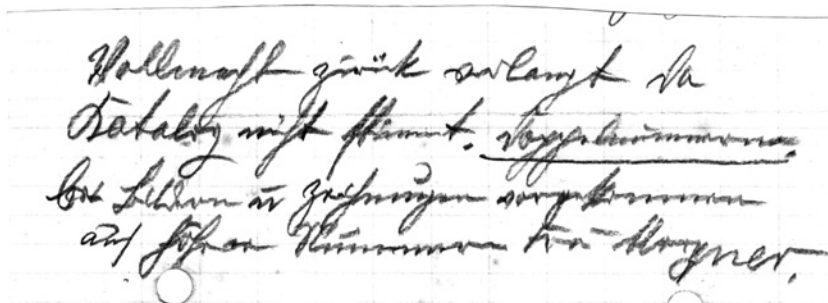


Abb. 2: Umschrift: Vollmacht zurück verlangt da Katalog nicht stimmt. Doppelnummern bei Bildern u[nd] Zeichnungen vorgekommen auch höhere Nummern Frau Morgner. Wilhelm-Morgner-Archiv, Soest

Bei den „Doppelnummern“ handelt es sich nach neuestem Kenntnisstand um bisher 11 Gemälde, wobei jedem von diesen noch ein anderes zugeordnet werden kann, das unter derselben Nummer existiert. Um sie trotzdem eindeutig identifizieren zu können, werden sie im neuen WV unter derselben Nummer zwar auch doppelt geführt, haben aber den Zusatz A bzw. B erhalten.

Außerdem existieren noch Morgner-Gemälde, die Tappert zum damaligen Zeitpunkt nicht bekannt waren. Es ist auch nicht völlig auszuschließen, dass Tappert zur Zeit seiner Katalogisierung ein Bild vielleicht kannte, es aber nicht in die Liste aufnahm, weil es zur Erfassung nicht zugänglich war oder auch vergessen wurde. Bisher konnten insgesamt 18 solche Fälle nachgewiesen werden.

Das neue WV der Gemälde umfasst somit insgesamt 264 Positionen.

Wie mithilfe eines Werkverzeichnisses und Archivunterlagen noch nach Jahrzehnten historische und kunsthistorische Fakten geklärt werden können, soll ein Beispiel aus dem aktuellen WV der Morgner-Gemälde zeigen³.

Ab April 2010 wird vom Kunsthistorischen Institut der Freien Universität Berlin nach und nach das gesamte Verzeichnis der 1937/38 in den deutschen Museen beschlagnahmten Werke der sog. „Entarteten Kunst“ (EK-Nummern) ins Internet gestellt. Dieses Verzeichnis basiert auf den Inventarisierungslisten, die unter der Herrschaft der Nationalsozialisten erstellt wurden, wobei diese Listen teilweise fehlerhaft oder unvollständig sind und heute manche Fragen aufwerfen.

Bei der Auswertung von Fotodokumenten und Schrifttum konnten seitens der FU Berlin verschiedene Kunstwerke bisher nicht identifiziert werden und wurden unter dem Begriff „Desiderate“ als Abbildungen ins Netz gestellt.

Eine dieser Abbildungen zeigt eine Raumaufnahme aus der Berliner Ausstellung „Entartete Kunst“, 1938. Durch diverse Schriftwechsel und Telefonate mit dem Kunsthistorischen Institut der FU, Forschungsstelle „Entartete Kunst“, erhielt der Verfasser zusätzliche Informationen dazu.

Das ganz links hinter der stehenden Person mit dem Hut in der Hand hängende Gemälde konnte bisher nicht zugeordnet werden. Bekannt war nur, dass in unmittelbarer Nachbarschaft sich ein Selbstbildnis Wilhelm Morgners, beschlagnahmt im Museum Folkwang Essen, zu sehen ist. Auf der Berliner Ausstellung 1938 waren zudem noch zwei Selbstbildnisse

3 Ein weiteres Beispiel für eine Grafik Morgners findet sich in Walter Weihs: Wilhelm Morgners Ansicht von Soest. Wiederentdeckt nach 92 Jahren. In: Jutta Hülsewig-Johnen, Thomas Kellein (Hrsg.): Der Westfälische Expressionismus, Ausst.-Kat. Bielefeld. München 2010, S. 148-150.

Morgners ausgestellt, für die in der Datenbank der FU Berlin kein Abbildungsmaterial vorhanden war.

Vielleicht weil die Wiedergabequalität von Details auf dem veröffentlichten Foto auch nicht gerade sehr gut war, fiel dem Verfasser ein im Wilhelm-Morgner-Archiv vorhandenes, ebenfalls mangelhaftes Foto ein, das 1920 im Auftrage Georg Tapperts von der „Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg 9“ angefertigt worden war. Das Foto ist durch einen alten Wasserschaden leider stark beeinträchtigt. Dennoch ist das 1938 fotografierte Gemälde im Vergleich hiermit einwandfrei identifizierbar.

Es handelt sich um Wilhelm Morgners „Selbstbildnis V“ aus dem Jahr 1912, WV-Nummer 127, Leimfarben auf Pappe, 122 x 87 cm, das im Hintergrund auf dem Foto in Berlin zu sehen ist. Die Unterschiede bei der Tonwertwiedergabe des farbigen Gemäldes im Vergleich mit dem in der Berliner Ausstellung entstandenen Foto sind möglicherweise durch die Verwendung von orthochromatischer statt der fortschrittlicheren panchromatischen Filmemulsion erklärbar. In der Schwarz-Weiß-Fotografie setzen panchromatische Filme Farben so in Graustufen um, dass diese eher dem Helligkeitsempfinden des menschlichen Auges entsprechen.

Aus den Unterlagen des neuen WV ergab sich, dass noch eine bessere zeitgenössische Abbildung dieses Gemäldes existiert. Sie ist enthalten



Abb. 3: Unbekannter Fotograf: Blick in die Ausstellung „Entartete Kunst“ (Gruppe 9), Berlin 1938. Foto: Bildarchiv des Süddeutschen Verlags, München



Abb. 4: Wilhelm Morgner: Selbstbildnis V, 1912, beschädigtes Foto aus dem Jahr 1920. Wilhelm-Morgner-Archiv, Soest

in dem im Jahre 1920 in der Reihe „Junge Kunst“ im Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig erschienenen Kunstband „Wilhelm Morgner“ von Will Frieg. Ein Exemplar dieses Buches mit einer Widmung Will Friegs an Frau Morgner befindet sich im Wilhelm-Morgner-Archiv.

Auf der während der nationalsozialistischen Diktatur erstellten Liste der „Entarteten Kunst“ konnte dieses Gemälde jetzt der EK-Nummer 2829 zugeordnet werden. Das Bild wurde anlässlich des Besuches einer Kommission der „Reichskammer der bildenden Künste“ mit anderen Morgner-Werken am 23. August 1937 im „Städtischen Museum Soest“ beschlag-

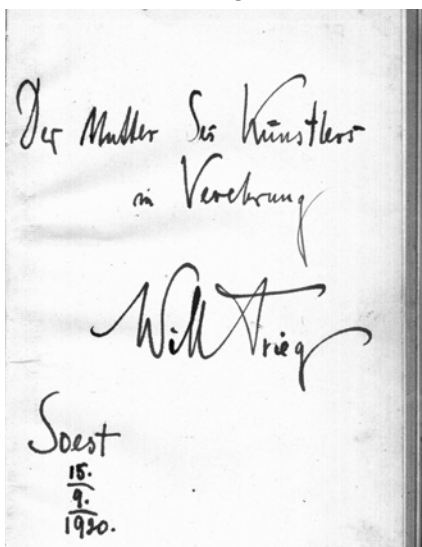


Abb. 5: Widmung von Will Frieg an Morgners Mutter. Wilhelm-Morgner-Archiv, Soest



Abb. 6: Wilhelm Morgner: Selbstbildnis V, 1912, Abb. aus Will Frieg: Wilhelm Morgner, Leipzig 1920.

nahmt und musste nach Berlin geschickt werden⁴. Solche Kommissionen waren in etlichen Städten Deutschlands unterwegs, um in den Museen Werke der von Joseph Goebbels, dem „Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda“, so bezeichneten „Kulturbolschewisten“ aufzuspüren.

Aus Unterlagen der Forschungsstelle „Entartete Kunst“ geht hervor, dass sich Morgners Selbstbildnis ab dem 27. Oktober 1939 bis zu einem unbestimmten Datum noch im Besitz des Kunsthändlers und Bildhauers Bernhard Aloysius Böhmer befunden hat.

4 Zur Beschlagnahme der Gemälde vgl. Reimer Möller: „Entartete Kunst in Soest“. In: Soester Zeitschrift 115 (2003), S. 114-125.

Böhmer (1892-1945)⁵ war bis 1938 Sekretär und Assistent von Ernst Barlach (1870-1938), mit dem wiederum Wilhelm Morgner um 1912 in Berlin persönlichen Kontakt gehabt hatte⁶. Böhmer wohnte Barlachs Atelier in Güstrow direkt benachbart. In diesem Atelier und auf dem umgebenden Grundstück wurden einige Fotos aufgenommen, die andere beschlagnahmte Gemälde von Morgner zeigen⁷. Sie lagerten hier als Kommissionsware, denn Böhmer war vom Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda wegen seiner Beziehungen zum internationalen Kunsthandel zusammen mit drei anderen Kunsthändlern mit der Vermarktung von „Entarteter Kunst“ und der Beschaffung von Devisen beauftragt worden.

Die weitere Spur des Gemäldes „Selbstbildnis V“ nach dem 27. Oktober 1939 verliert sich, wahrscheinlich wurde es in den Wirren des Zweiten Weltkrieges vernichtet.

Böhmer und seine Ehefrau Hella nahmen sich beim Einrücken der sowjetischen Armee in Güstrow am 3. Mai 1945 das Leben.

5 Vgl. Meike Hoffmann (Hrsg.): Ein Händler „entarteter“ Kunst. Bernhard A. Böhmer und sein Nachlass. Berlin 2010 (Schriften der Forschungsstelle „Entartete Kunst“ 3).

6 Näheres hierzu in Walter Weihs: Und sie trafen sich doch. Ernst Barlach und Wilhelm Morgner - eine Spurenfindung nach Jahrzehnten. Soest 2010.

7 Die Fotos sind erhalten im Archiv der Neuen Nationalgalerie Berlin.

HEINZ-DIETER HEIMANN

GEDEUTETE GESCHICHTE - DEPONIERTER ERINNERUNG: 100 JAHRE BURGHOFMUSEUM¹

I

Geschichte hat Konjunktur. Und Museen gelten als die am stärksten expandierenden kulturellen Institutionen, wie man es im Statistischen Jahrbuch der Bundesrepublik mit verfolgen kann. Beispielsweise zählten 2007 die geschätzten 6.000 Museen in Deutschland über 100 Millionen Besucher. Die Stadt Soest liegt also gut im Trend, wenn heute der historische Burghof² mit den dort neu präsentierten Kleinodien der Stadtgeschichte diese Öffentlichkeit erfährt. Gratulation zum erfolgreichen Umbau des Hauses und zur Neugestaltung der Sammlungen.

Aus der Tatsache des neuen Anbaus und der Erweiterung der Ausstellungsräumlichkeiten lassen sich mannigfache Rückschlüsse auf diese kulturelle Initiative der Stadt und die des Soester Geschichtsvereins ziehen. Zunächst ist daraus zu erfahren, dass Geschichte nicht abgeschlossen ist. In den neu aufgestellten Sammlungen des Museums wird eigentlich vor Augen gestellt, wie sich der Blick auf die Gegenwart und damit auch auf das Gestern wandelt. Das Gestern gehört also zum Heute – dem man sich im Museum in verschiedensten Objekten und Installationen nähert. Die Art und Weise der Annäherung birgt dabei beträchtliche Spannungen, aus denen wiederum gerade einem öffentlichen Museum zeitbedingte Aktualität zukommt. Diese Dialektik ist in der musealen Sammlungs- und Ausstellungsarbeit produktiv zu nutzen, denn andernfalls wäre eine solche Einrichtung alsbald so etwas wie eine ehrwürdige Rumpelkammer.

-
- 1 Der Beitrag folgt dem Vortrag, der anlässlich der Eröffnung des erweiterten Burghofmuseums im Rahmen des Festaktes „100 Jahre Burghofmuseum der Stadt Soest“ am 9. Oktober 2009 gehalten wurde. Zur Veröffentlichung wurde das Manuskript formal leicht überarbeitet und um einige Literaturangaben ergänzt. Da vorausgehende Jahrgänge der Soester Zeitschrift thematisch festgelegt waren, erscheint auf Bitten der Herausgeber der Beitrag nun an dieser Stelle.
 - 2 Vgl. Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern. Bd. 1: Profane Denkmäler. Soest 1955 (Soester wissenschaftliche Beiträge 14). S. 158-175; Hubert Klein: Die Geschichte des Burghofs und des Burghofmuseums. In: Soester Zeitschrift (künftig abgekürzt: SZ) 96 (1984), S. 79-90.



Abb. 1: Das Burghofmuseum. Foto Stadtarchiv Soest

Und noch etwas kommt hinzu: Die in diesem Haus mit allerlei Ertrags-erwartungen geleisteten Investitionen der Stadt Soest, die der Geschichte der Stadt als Wirtschafts- und Standortfaktor – vulgo Tourismusförderung – gelten, wollen auch einmal bilanziert sein. Schaut man sich danach zumal mit den Augen eines Stadtkämmerers um, so finden sich andere Städte, die vergleichbare Investitionsprogramme zum Ausbau ihrer stadt-historischen Museen schon vor Jahren realisiert haben und in deren Rei-hen heute angesichts veränderter Rahmenbedingungen der Betriebskosten dieser Einrichtungen sich die Frage stellt, wann denn die „Abwrackprä-mie“ zur Schließung der Museen komme³. Diese Wirklichkeit ist Realität.

³ Als Spiegel einer anhaltenden und vielstimmigen öffentlichen Diskussion Andreas Ross-mann, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10. Februar 2009, S. 29.; Die vielseitige Bedeu-tung von historischen Museen geht dabei über jene Maßstäbe hinaus, wie sie in der teils berechtigten Kritik an der Finanzierung öffentlicher Kulturbetriebe wohl bewusst pole-misch formuliert wurde: Dieter Haselbach, Armin Klein, Pius Knüsel, Stephan Opitz: Der

Gerade in den Kommunen werden heute historische Museen und Sammlungen bereits sukzessiv geschlossen und ihre Immobilien umgenutzt. Wer sich also bei aller öffentlichen Freude über die heutige Eröffnung des erneuerten Stadtmuseums vor solchen Offenbarungen schützen will, der wird nicht nur kaufmännisch denken, vielmehr sich guter Argumente versichern müssen, um dem Gift jener Prämie, das Kulturruinen schafft, rechtzeitig vorzubeugen.

100 Jahre Burghofmuseum zu begehen, ist – bei aller Freude über ein solches Jubiläum – ein doch ernsthafter Anlass, den Rückblick auf die Geschichte dieses Museums allgemeiner museums- und erinnerungspolitisch mit der Frage zu verbinden: Warum hortet man materielle Hinterlassenschaften, warum stapelt man gerade in diesem Hause vom Keller bis zum Dachgeschoss, restauriert und periodisiert von vorgeschichtlichen Artefakten bis zur bürgerlichen Welt des vergangenen Jahrhunderts prestigeträchtig dekorierte Objekte, kleinteilige, zerbrechliche wie robuste „Dinge des Alltags“, Kleiderschränke, Trachtenstücke, opulente Landschaftsbilder ebenso wie präziöse Konfektdosen neben in Eisen gegossenen Arbeits- und Familienszenen in Sichtweise einer miniaturisierten Stadtlandschaft? Welche Motive und geschichtspolitischen Vorstellungen verfolgten die Akteure im Heimat- und eigens im Geschichtsverein mit der Gründung dieses Museums vor 100 Jahren und seinem öffentlichen Betrieb? Wie ordnet sich diese Geschichte städtischer Selbstwahrnehmung bis in die Gegenwart in überregionale kulturhistorische und politische Strukturen der Museumsarbeit, der Geschichtskultur ein? Welchen Platz können stadtgeschichtliche Museen darin in Zukunft angemessener Weise für sich behaupten?

II

Historische Jubiläen sind keine Selbstverständlichkeit⁴. Und sie polarisieren, denn mit ihren Anlässen verbindet sich wesentlich die Konstruktion von Zeitachsen und Kontinuitäten in Rückgriffen in die Geschichte, über

Kulturinfarkt. Von Allem zu viel und überall das Gleiche. Eine Polemik über Kulturpolitik, Kulturstaat, Kultursubvention. München 2012; den verfassungspolitischen Auftrag kommunaler historischer Museen unterstreicht der Schlussbericht der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland.“ Deutscher Bundestag, 16. Wahlperiode, Drucksache 16/7000 (11.12.2007).

4 Winfried Müller (Hrsg.): Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus. Münster, Hamburg, Berlin 2004; Paul Münch (Hrsg.): Jubiläum, Jubiläum... Zur Geschichte öffentlicher und privater Erinnerung. Essen 2005; Hans Rudolf Meier/Marion Wohlleben (Hrsg.): Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege. Zürich 2000.

die in mannigfacher Weise Zusammengehörigkeitsgefühle formuliert und reklamiert werden. Öffentlich begangene Jubiläen und deren Inszenierungen ordnen in ihrer Wiederholung das Geschichtsverständnis von Gruppen und letztlich die Gedächtniskultur einer Gesellschaft – noch mehr, sie ordnen sie auch neu.

Zur Erinnerung: 1909, in den Tagen des Ankaufs dieses Hauses durch die Stadt Soest, feierte man „Kaisers Geburtstag“ und den „Sedantag“. Heute feiern wir 60 Jahre Bundesrepublik Deutschland und 20 Jahre deutsch-deutsche Wiedervereinigung. Die Beispiele besagen, wie die Geschichte auch Jubiläen verändert. Und nach Jahreszahlen wie „100“ zu feiern, entspricht nur symbolträchtiger Aufladung und reiner Konvention. Oft wird aber vergessen, dass diese Übung in der mittelalterlichen Gedenk- und Zeitkultur ihren Anfang nahm, wo jeder Tag durch christliche Heilige gewürdigt, also liturgisch bedacht wurde, und die Fixierung auf „25“ oder „50“ Jahre und mehr in der päpstlichen Kurie im Rom des späten 13. Jahrhunderts mit der Bestimmung von „Heiligen Jahren“ als Fest der Christenheit den Anfang nahm⁵.

Zugleich ist eine öffentlich reklamierte Erinnerung in Jubiläumsszahlen nicht unproblematisch, wie die jüngere deutsche Geschichte zeigt. Und ebenso beunruhigt sie auch, etwa dort, wo sich die Erinnerungspraxis von Gruppen gegen eine obrigkeitlich betriebene Vergessenheitspolitik behauptet und ein konkurrierendes Geschichtsverständnis reklamiert wird. Ebenso können die Jubiläums-Dezimalzahlen selbst kein hinreichender Anlass öffentlicher Gedenkfeiern sein, was in der Praxis häufig der Fall ist – und mit dazu beiträgt, Jubiläen zu häufen, etwa 2009 zur Soester Fehde⁶, zu Friedrich Schillers 250. Geburtstag, 2.000 Jahre Varusschlacht oder 100 Jahre Burghofmuseum.

Was also führte zur Gründung des Museums 1909? Woran sei erinnert? Am Anfang, d. h. im ausgehenden 19. Jahrhundert, war der Soester Geschichtsverein⁷, nachfolgend dann der Heimatverein, und ein in der Gesell-

5 Klaus Herbers: Eine Epoche ohne Erinnerungstage? Memoria und ihre Formen im Mittelalter. In: Eckart Conze, Thomas Nicklas (Hrsg.): Tage deutscher Geschichte. Von der Reformation bis zur Wiedervereinigung. München, 2004, S. 41-54.

6 Heinz-Dieter Heimann: Der 27. April 1449 im Gedächtnis der Stadt Soest – ein Kapitel städtischer Erinnerungskultur zwischen Mittelalter und Gegenwart. In: SZ 116 (2004), S. 8-27.

7 Edith Ennen: Geschichtsbewußtsein und Geschichtsschreibung des städtischen Bürgertums in seinen historischen Wandlungen bis zur Gegenwart. In: Gerhard Köhn (Hrsg.): Soest. Stadt – Territorium – Reich. Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest. Soest 1981 (SZ 92/93 [1980/81]), S. 9-34; Gerhard Köhn: Von der Soester Gesellschaft patriotischer Freunde und Liebhaber der Vaterländischen Geschichte 1784 zum Soester Geschichtsverein 1881. In: ebd., S. 775-794; Ders.: 100 Jahre Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest. In: ebenda, S. 795-863. – Verein



Abb. 2: Der Verein „Heimatspflege“ veranstaltete 1905 eine große Ausstellung im Blauen Saal.
Foto Stadtarchiv Soest

schaft des Wilhelminischen Deutschlands vielfaches bildungsgeschichtspolitisches Interesse, das sich mit der Sammelbegeisterung kultureller Überreste, einerseits ausdrücklich „vaterländischer Altertümer“ und andererseits außereuropäischer Objekte, zumeist in einer Spiegelung nationalen Selbstverständnisses verband. Darüber wurde das 19. Jahrhundert so etwas wie ein Sammelbecken der „medialen Verewigung“ von Gedächtnis und Erinnerung⁸. Es entstanden nach Jürgen Osterhammel deshalb „Erinnerungshorte“ der nationalen Geschichte, also Archive, Bibliotheken und auch neue Museen, in denen die „Verwandlung der Welt“ ebenso augenfällig wurde wie die Suche nach einer Vergewisserung all der neuen Grup-

für Geschichte und Heimatpflege Soest (Hrsg.): 125 Jahre Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest e. V. Soest 2006 (Mitteilungen 36); Wilfried Ehbrecht: Geschichte in Soest – Soest in der Geschichte. In: ders. (Hrsg.): Soest. Geschichte der Stadt. Bd. 1: Der Weg ins städtische Mittelalter. Topographie, Herrschaft, Gesellschaft. Soest 2010, S. 15-36; Georg Kunz: Historische Vereine im 19. Jahrhundert zwischen regionaler Geschichtskultur und Provinzialintegration. In: Westfalen 79 (2001), S. 9-31; Klaus Neitmann: Geschichtsvereine und Historische Kommissionen als Organisationsformen der Landesgeschichtsforschung, dargestellt am Beispiel der preußischen Provinz Brandenburg. In: Wolfgang Neugebauer (Hrsg.): Das Thema „Preußen“ in Wissenschaft und Wissenschaftspolitik des 19. und 20. Jahrhunderts. Berlin 2006 (Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, N.F., Beiheft 8), S. 115-181.

⁸ Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München 2009, S. 31-41.

pen in der nationalen Geschichte und der lokalen, eigenen Heimat. Solche geschichtswissenschaftlichen, gesellschaftspolitisch und heimatkulturell bedeutsamen Strömungen führten schließlich vielerorts zur Einrichtung eines „Museums für Kulturgeschichte“, so auch in Soest.

Der im Frühjahr 1881 gegründete Soester Geschichtsverein schrieb sich in seine Statuten, „alles, was auf die Geschichte und das Altertum der Stadt Soest Bezug hat, zu sammeln“, „die Vergangenheit zu erforschen“ und neben der Bibliothek die „Ausstellung besonders von Denkmälern des Alterthums, [...] Münzen [...] sowie der Werkzeuge und Erzeugnisse“ zu fördern. Später setzte man dann hinzu, in diesen Anstrengungen „Geschichte und Gegenwart in Beziehung zu setzen“⁹.

Solch ein historisches Interesse der Vereinsmitglieder aber genügte noch nicht zur Gründung eines eigenen – also privaten – Museums in der Stadt. Die Soester Museumslandschaft um 1900 ähnelte in Grundzügen der gegenwärtigen, mit dem Unterschied, dass man sich damals im Sinne ausgeweiteter Denkmalpflege vorzugsweise für die Umnutzung des mittelalterlich-renaissancehaften und stadtbildsignifikanten Osthofentors als Museum einsetzte. Dessen Säkulum feierten der Geschichtsverein und die Stadt bereits 1981. Das Osthofentor¹⁰ ist also der ältere Jubilar, das Burghofmuseum dessen jüngerer Bruder mit eigener kulturpolitischer und museologischer Entwicklungsgeschichte in ursprünglicher Verantwortung des damaligen Soester Heimatvereins.

Der unmittelbare Anstoß zur Einrichtung des Museums im „Burghof“ kam letztlich, neben internen Interessenträgern, wohl von außen, 1901 von der preußischen Provinzialverwaltung. Dieser Umstand ist geschichts- und kulturpolitisch bezeichnend. Er reiht nämlich die Soester Museumsge-schichte ein in allgemeinere kultur- und geschichtspolitische Initiativen des ausgehenden 19. Jahrhunderts in der Provinz, in der nach der monarchischen Reichsgründung von 1871, ausgreifender Industrialisierung sowie beschleunigter Stadt-Land-Mobilität die Aneignung von Themen nationaler Geschichte im öffentlichen Raum zur Legitimation der Monarchie und im Selbstverständnis verschiedenster sozialer Gruppen und Eliten hohe Bedeutung gewann¹¹. Die Hohenzollern-Monarchie zumal im nun deutschen Kaisertum pflegte und kommunizierte eine eigenwillige neu-mittelalterliche Kaiserideologie und Geschichtsidee. Zahlreiche

9 Köhn, 100 Jahre (wie Anm. 7), S. 797f.

10 Schwartz, Denkmäler (wie Anm. 2), S. 91-96

11 Frank-Lothar Kroll: Herrschaftslegitimierung durch Traditionsschöpfung . Der Beitrag der Hohenzollern zur Mittelalter-Rezeption im 19. Jahrhundert. In: Historische Zeitschrift 274 (2002), S. 61-85.

Denkmäler mit mittelalterlich-nationalem Themenanspruch entstanden von Koblenz, Köln, Hohensyburg über Minden und Berlin bis zur Marienburg in Preußen¹². Dazu gehörten ferner private und öffentliche Initiativen, die die Markierung von historischen Erinnerungsorten in der Landschaft betrieben, darin angeleitet von der Geschichtswissenschaft, die zur Leitkultur der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts wurde. Die Beispiele sind Legion. Für Soest gehört dazu u. a. die Varusschlacht im Arnsberger Wald, über die man 1909 in der Soester Zeitung eifrig referieren ließ und damit nationale Geschichte – garniert mit dem Soester Nibelungennimbus – zu diesem Jubiläum in der Nähe der Stadt verortete.

Ein gezielter Rückgriff auf mittelalterliche Geschehnisse und eine Neu-Entdeckung des Mittelalters durchzogen während des 19. Jahrhunderts die öffentlichen Diskussionen. Die Neubewertung des stadthistorischen Erbes in der Behauptung der „Alten Stadt“ zog weite Bahnen¹³, so begründete Nürnberg seinen Mythos als „Dürerstadt“, so fanden Städte wie Lübeck zu einer Stadtbildpflege der „Hansekultur“¹⁴, so entstand in Nürnberg ab 1852 als „Germanisches Nationalmuseum“ ein Haus, dessen Hauptakteur ein schwärmerischer Patriotismus und eine lebendige Mittelalterfixierung eigen war¹⁵.

Vergleichsweise spät gegenüber Frankreich und England entstanden in den monarchischen Zentren wie München und Berlin nationale Museentempel als öffentliche Bildungsstätten. Versetzt dazu entstanden in Berlin das „Märkische Museum“¹⁶ und ähnliche Häuser in den Provinzen Rheinland und Westfalen. Dafür begannen in Münster die Planungen 1882, und am 17. März 1908 eröffnete man dort das Haus, ausdrücklich als ein „kunst- und kulturgeschichtliches Museum“. In diesem Kontext lässt sich

-
- 12 Exemplarisch: Hartmut Boockmann: Die Marienburg im 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main 1982; Ferdinand Seibt, Gudrun Gleba (Hrsg.): Vergessene Zeiten. Mittelalter im Ruhrgebiet. 2 Bde., Essen 1990; Walter Melzer, Claudia Rohner (Bearb.): Die Stadt Soest. Archäologie und Baukunst. Stuttgart 2000 (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland. 38).
 - 13 Josef A. Schmoll gen. Eisenwerth: Die Stadt im Bild. In: Ludwig Grote (Hrsg.): Die deutsche Stadt im 19. Jahrhundert. München 1974; Franz Mühlen: Die mittelalterliche Architektur der Stadt Soest in neuer Sicht. In: Köhn, Soest (wie Anm. 7), S. 609-642; Hathumar Drost, Ludger Drost: Die Entdeckung der Alten Stadt. In: Clemens Bergstedt, Heinz-Dieter Heimann, Kurt Winkler (Hrsg.): Im Dialog mit Raubrittern und Schönen Madonnen. Die Mark Brandenburg im späten Mittelalter. Berlin 2011, S. 27-36.
 - 14 Dieter Wuttke: Nürnberg als Symbol deutscher Kultur und Geschichte. Bamberg 1987; Anne G. Kosfeld: Nürnberg. In: Etienne Francois, Hagen Schulze (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte. Bd. 1. München 2001, S. 68-85; Dirk Schümer: Die Hanse. In: ebd., Bd. 2. München 2002, S. 369-386.
 - 15 Bernward Deneke, Rainer Kahsnitz (Hrsg.): Das Germanische Nationalmuseum Nürnberg 1852-1977. München, Berlin 1978.
 - 16 Kurt Winkler (Hrsg.): Gefühlte Geschichte. 100 Jahre Märkisches Museum. Berlin 2008.

zwischen 1900 und 1914 in Westfalen eine Welle städtischer Museums-Neugründungen und -Neukonzeptionierungen ausmachen, u. a. in Hamm oder Bielefeld¹⁷.

Diese Gründungswelle von Museen erfasste auch Soester Honoratioren, wobei die Initiativen in Soest wie auch andernorts mit den kulturpolitischen Interessen des 1904 entstandenen „Deutschen Bundes Heimatschutz“ korrespondierten¹⁸. Mit dem Engagement seiner örtlichen Mitglieder fanden als Folgen der Transformation der Gesellschaft kultur- und zivilisationskritische bis antimoderne Reaktionen im öffentlichen Raum statt. In den Jahren vor 1914 verbanden sich solche Interessen mit lokal präziseren Initiativen zur Einrichtung von Museen zur Sammlung spezifischer städtisch-lokaler Überlieferungen und Objekte, wobei der leitende Kulturbegriff mit schärferen Ausgrenzungstendenzen angereichert wurde. In Soest nahm der vielgliedrige Heimatverein in der Pflege der Stadtkultur ein auch volksideologisches Kulturverständnis auf, weshalb sich der Verein u. a. ausdrücklich eine Berücksichtigung der Technikgeschichte als Sammlungsbereich versagte.

So zeigt sich diese Heimatbewegung mit ihrem Zugriff auf die entstehende lokale Museenszene einerseits als Spiegel eines sich sozial verbreiternden und neuen Interesses an der Sammlung lokaler materieller Kulturgüter, andererseits waren solcher kulturellen Selbstbeobachtung zunehmend Ab- und Ausgrenzungen eingeschrieben, die aufgeladen im 1. Weltkrieg nachfolgend einen Missbrauch von Geschichte einschlossen – bis hinein in die Reihen der in Soest verantwortlichen kommunalen Honoratiorengruppen der 30er- und 40er-Jahre des letzten Jahrhunderts¹⁹.

Das Interesse in den Reihen der Soester Bürger, zumal in der im Heimatverein aktiven protestantischen Geistlichkeit, an Bildung und Geschichte, das sich der Sammlung kultureller Überlieferungen verschrieb, ist über weite Strecken zeittypisch. Hinzusetzen muss man freilich, dass derartiges stadtkulturelles Interesse mit anderen Ansprüchen konkurrierte, mit Alternativen, die die Stadtkultur, das Stadtbild und damit das Geschichtsverständnis berücksichtigt sehen wollten. So sind in den damaligen Tageszeitungen in Soest denn auch Debatten um eine sachgerechte Infrastruktur oder die Modernisierung des hergebrachten Gebäudebestands zu verfolgen.

17 Arnold Vogt: Überregionale Rahmenbedingungen und Strukturen musealer Geschichtskultur vom 19. Jahrhundert bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Westfalen 79 (2001), S. 57-81.

18 Martin Griepentrog: Vom „Sammeln und Retten“ zur „Volkserziehung“? Kulturhistorische Museumsarbeit in Westfalen vom Ausgang des 19. Jahrhunderts bis zum Nationalsozialismus. In: ebd., S. 83-96.

19 Vgl. Gerhard Köhn: Soest in alten Bildern. Bd. 4, Teil 1 (1919-1939). Soest 2003, S. 159f.

Jene – nicht unvorbereitete – Initiative der preußischen Staatsverwaltung im Museumswesen von 1901 nahm in Soest insbesondere der 1904 gegründete „Verein Heimatpflege“ auf. Mit diesem Verein und seiner Heimatliebe wurde die zuvor schon durch den Geschichtsverein behutsam in Gang gebrachte Sammeltätigkeit von Kulturgütern nun verbreitert. Wie in anderen benachbarten Städten gehörten dazu auch in Soest Publikumsveranstaltungen, wie die 1905 und 1907 im Blauen Saal und im Predigerseminar mit Erfolg durchgeführten historischen Ausstellungen Soester Überlieferungen²⁰. Der Verein wollte in erster Linie ein zeitgemäßes Verständnis von Heimat wecken und pflegen und arbeitete insoweit wie ein volkskultureller Bildungsverein, dem die Mobilisierung der Öffentlichkeit für die lokale Geschichte auch gelang. Ihm ist zu verdanken, dass in den Jahren 1904/05 das preußische Kultusministerium der Stadt je 3000 Reichsmark überwies, um das sogenannte „Romanische Haus“ in den Besitz der Stadt zu bringen und dort die bisher gesammelten historischen Objekte zu deponieren. Mit dem Erfolg jener Ausstellungen drängte der Verein die Stadt, dann 1911 erfolgreich, zum Ankauf des ganzen „Burghofes“ als Museum.

Verfolgt man das Echo dieser Vorgänge in den damaligen Soester Zeitungen, so spürt man sehr wohl eine Gegenwehr, ja auch eine Ablehnung dieses Museums-Projekts. Die Stadt selbst sei doch das Museum – liest man dort. Andere Stimmen plädierten für aktuelle Infrastrukturprojekte wie das Abtragen des Walls am Nöttentor²¹. Zusammengenommen heißt das: Die Rivalität um die Angemessenheit von Investitionen in die Kultur ist Teil der Geschichte dieses Hauses – von Anfang an. Und, während dieser stadtinternen Auseinandersetzung um ein mögliches Museum erfuhr die Immobilie selbst bauliche Verluste, da der Eigentümer derweil Umbauten am „Burghof“ vornahm und die Parzellierung dieses Grundstücks zum Verkauf vorantrieb.

Am 13. Oktober 1909 eröffnete das Vorstandsmitglied des Heimatvereins, Pfarrer Adolf Clarenbach, in diesem Haus das „Burghofmuseum“ zunächst als Mieter. Am 31. März 1911 schließlich erwarb die Stadt, erneut mit Hilfe der Provinzialregierung, den „Burghof“ für insgesamt 43.000 Reichsmark²².

20 Norbert Wex: Sammeln Soester Altertümer - Geschichts- und Heimatverein als Keimzelle des Burghofmuseums. In: Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest (wie Anm. 7), S. 11ff.

21 Hubert Klein: Die Geschichte des Burghofs und des Burghofmuseums. In: Soester Zeitschrift 96 (1984), S. 79-90.

22 Siehe Köhn, 100 Jahre (wie Anm. 7); 125 Jahre Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest (wie Anm. 7).

Damit endete aber die Geschichte nicht. Vielmehr begann nun auf mehreren Ebenen eine spannungsreiche kulturpolitische Aneignung des Hauses, die jenseits eines langsam wachsenden Interesses an der Geschichte der Stadt immer mal wieder an der Art der in das Museum eingebrachten materiellen Kulturzeugnisse das gerade nicht-deckungsgleiche kulturpolitische Selbstverständnis von Geschichtsverein und dem Führungskreis des Heimatvereins offenbar machte. Diese Wege der „Ordnung der Dinge“ im Museum und die Rolle dieser beiden Vereine in der Soester Stadtkultur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind ein dringendes Forschungsanliegen.

Erkennbar ist einstweilen, dass in der Person des Vorsitzenden Clarenbach und seines Verständnisses von Heimat die Museumsarbeit eine konsequenter ausgedrückte völkisch-nationale Aufladung erfuhr. Dem folgte in den späteren 1930er-Jahren zum Teil auch der Umbau im Innern des Hauses. An den historisierenden Bildprogrammen seines Hauptsaaes ist bis heute abzulesen, wie das Haus selbst museal inszeniert wurde. Auf diese Weise stieg das Haus mit seinem „Ritter- und Kaisersaal“ zugleich für die Stadt zum geschichtsträchtig inszenierten öffentlichen Festort auf, ausgezeichnet durch das hier seit 1955 wieder ratsamtlich veranstaltete traditionsreiche „Philippessen“²³.

Man kann für Soest festhalten: Im Vergleich zu anderen westfälischen Städten begann die Implantierung eines lokalen Museums in das kulturelle Gedächtnis der Stadt während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts doch verspätet. Sie verlief bei den lokalen Gruppen wissenschaftsgeschichtlich und kultur- und vereinspolitisch skeptisch bis euphorisch ambivalent, so dass das Burghofmuseum in der Genese seiner Sammlungsobjekte und seiner baulichen Hülle markante geschichtskulturelle und politische Brüche bis in die Gegenwart tradiert.

III

Und woran dann heute erinnern? Wozu deponieren wir Erinnerungen in Museen?

Wenn man dem neugestalteten Burghofmuseum – nach dem Votum des Ratsbeschlusses – mit auf den Weg gibt, es diene dem Geschichtsverständnis der Heutigen und dem Tourismus, so wird man darin nicht die Intentionen der Kultur- und Museumspolitik von vor 100 Jahren wiederbeleben wollen. Die Funktionen der Kultur und eines Stadtmuseums,

23 Vgl. Gerhard Köhn: Das Philippessen des Soester Rates seit seiner Wiedereinführung 1955. In: ders.: Soester Stadtgeschichten. Soest 1985, S. 63-119.

wie sie um 1900 propagiert und inszeniert wurden, sind zumal nach der völkisch-nationalistischen Aufladung und dem Missbrauch der seinerzeitigen Konzeptionen von Heimatgeschichte für immer verschlossen. Es kann kein Zurück zu solchen Anfängen geben. Jener Gründungsimpuls des Soester Museums von 1909 ist selbst Geschichte geworden. Was das Jubiläum „100 Jahre Burghofmuseum“ heute in Erinnerung ruft, ist selbst Geschichte.



Abb. 3: Die erste Ausstellung im Rittersaal des neuen Burghofmuseums 1909.
Foto Stadtarchiv Soest

Blickt man zurück auf die letzten gut 50 Jahre, so fällt ins Gewicht, dass das Museum seine heutige Aktualität der Professionalisierung seiner verantwortlichen Leitung verdankt. Die Ablösung privater Verantwortung für das Museum und die Bindung der Museumsarbeit an fachwissenschaftliche Qualifizierung – in Verbindung mit dem wissenschaftlichen Stadtarchiv und dem heute miteinander verbundenen Geschichts- und Heimatverein – erweisen sich als richtungsweisende Schlüsselereignisse der jüngeren Geschichte des Burghofmuseums. Inhaltlich entscheidend wurde dafür die fachliche Inventarisierung der Bestände des Burghofmuseums mit Hilfe des Museumsamtes des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe zwischen 1983 und 1985 sowie jüngst die Integration der Funde der Stadtarchäologie als sichtbare Verknüpfung von historischer Stadtkern- und Stadtgeschichtsforschung in einem Museum²⁴.

24 Walter Melzer: *Alltagsleben in einer westfälischen Hansestadt. Stadtarchäologie in Soest. Soest 1995* (Soester Beiträge zur Archäologie 1).

So werden in den gesammelten Objekten erkennbar gedeutete Geschichte und museale Geschichtskultur transparent gemacht und wird mit der dahinter liegenden Professionalisierung der Sammlungs- und Museumsarbeit Geschichte zu einem reflektierten Argument lokaler Kontinuitäten. An diesem Anspruch eines Museums der Stadt und für die Stadt wird in Zukunft der festhalten, der erkannt hat, dass die zu Museumsgegenständen gemachten Überlieferungen in ihren Erkenntnismöglichkeiten vielfältig, aber nicht beliebig zu deuten sind.

Geschichte aus bzw. in Museen vermittelt zu erhalten, ist keine Selbstverständlichkeit.

Selbstverständlicher erwächst die Geschichte, das ermittelte Urteil und Bild von der Vergangenheit, aus dem Umgang mit den in Archiven überlieferten Schriftquellen und weiteren Sachgütern. Die Aufgaben und Bedeutung der Deponierungen in den Archiven als „Orten des Wissens“ sind deshalb unbestritten. Da kulturelle Ausprägungen sich nicht allein an archivalischen Schriftzeugnissen wie Urkunden und Rechnungsbüchern ausmachen lassen, gilt das gemeine Archiv auch nicht als alleinige Heimstatt der Erforschung der Erinnerungskultur²⁵. Institutionalisiert treten daneben die Gedächtnis- und Erinnerungsorte als Fixpunkte öffentlicher Geschichtskultur und alte sowie im wiedervereinigten Deutschland neue historische Museen als Orte der Erinnerungsarbeit zur Vermittlung eines zeitgemäß reflektierten Geschichtsbewusstseins und als Teil öffentlicher Geschichtskultur²⁶.

Vor nicht allzu langer Zeit noch wurde Geschichte mit auch abwertender Geste eben ins Museum und damit vermutlich an den Rand des Bildungskanons gedrückt. Heute hingegen wird Geschichtsinteresse im Museum vielfach als Erfolgsgeschichte geschrieben und boomt hier auch fallweise die Nachfrage nach Geschichte. Zwischen 1960 und 2000 fanden mehr als 140 größere historische Ausstellungen statt. Ein nicht geringer Teil der Angebote bestand in historischen Ausstellungen, auch mit ausdrücklich

25 Thomas Weitin, Burkhardt Wolf (Hrsg.): *Gewalt der Archive. Studien zur Kulturgeschichte der Wissensspeicherung*, Konstanz 2012.

26 Ulrich Borsdorf, Heinrich Th. Grütter (Hrsg.): *Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum*. Frankfurt a. M. 1999; Heinz-Dieter Heimann: *Bischofsresidenz Burg Ziesar. Erinnerungsort und Forschungsplattform. Das „Museum für brandenburgische Kirchen- und Kulturgeschichte des Mittelalters“ in der historischen Kultur-, Museums- und Forschungslandschaft*. In: Klaus Neitmann, ders. (Hrsg.): *Spätmittelalterliche Residenzbildung in geistlichen Territorien Mittel- und Nordostdeutschlands*, Berlin 2009, S. 343-357; Heinz-Dieter Heimann: *Erinnerungs-Neuland. Markgrafschaft – Bettelordenslandschaft. Zur Bedeutung der brandenburgischen Klosterlandschaft in Anbetracht historischer Jubiläen*. In: Joachim Müller, Klaus Neitmann, Franz Schopper (Hrsg.): *Wie die Mark entstand. 850 Jahre Mark Brandenburg*. Wünsdorf 2009, S. 421-431.

mittelaltergeschichtlichen Themen im Angebot²⁷. Was steckt hinter einem solchen Interesse an der Geschichte in Bildern? Und was bedeutet das für ein stadtgeschichtliches Museum wie das Burghofmuseum in Zukunft?

Sammeln, Bewahren und Ausstellen von Kulturgütern wurden aus den skizzierten Gründen im 19. Jahrhundert zunehmend die zentrale Aufgabe öffentlicher Museen. Liest man darüber in den Protokollen der Preußischen Kulturverwaltung für Westfalen, so mangelte es in den ersten Dekaden des 19. Jahrhunderts in westfälischen Städten eher an einem breiten kulturgeschichtlichen Verständnis. Der spätere Baumeister und Architekt Karl-Friedrich Schinkel wollte nach seinem Memorandum „Zur Erhaltung aller Denkmäler und Altertümer“ (1815) zur Erneuerung des Staates die nationale Bildung fördern und plädierte dafür, „Kulturgüter zu schützen und sie dem Volke in einer erneuerten Gestalt [...] als ein Geschenk vom Staat wiederzugeben“²⁸. Museen sollten demnach mit einem staatlichen Bildungsauftrag zur Stiftung nationaler Identität entstehen. Dass dann in Soest – jenseits der Wertschätzung der Wiesenkirche als Objekt der preußisch-nationalen Denkmalpflege²⁹ – ein Geschichtsmuseum erst im frühen 20. Jahrhundert entstand, lässt – eingedenk der prominenten Stadtgeschichtsschreibung und jenseits des Wirkens des Soester Geschichtsvereins – einen langen Weg erkennen, der neben einer „Erfindung“ der Soester Stadtkultur und deren geschichtspolitischer Markierung im Bild der „Hansekultur“ eine eigene Altstadt-Idee beförderte.

Erinnerung wird nachgefragt. Erinnerung ereignet sich im Museum in Ausstellungen. Hier haben – so der Museologe Gottfried Korff – Gegenstände ihre vorher zweckgebundene Dynamik verloren, so dass sie als „stillgelegte Dinge“ wie „Trophäen in einem Theater des Gedächtnisses“ fungieren, die Geschichte in inszenierten Bildern anbieten³⁰.

27 Rosmarie Beier-de Haan: *Erinnerte Geschichte – inszenierte Geschichte. Ausstellungen und Museen in der Zweiten Moderne*. Frankfurt a. M. 2005, dort auch zu den soziologischen Bewertungen dieser kulturhistorischen Entwicklung im Kontext des nicht nur (bildungs-)gesellschaftlichen Wandels im gegenwärtigen Deutschland.

28 Karl Friedrich Schinkel: *Memorandum zur Denkmalpflege* (1815). In: Norbert Huse (Hrsg.): *Denkmalpflege. Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten*. München 1984, S. 70-73; vgl. Heinz-Dieter Heimann: „... daß unser Vaterland von seinem schönsten Schmuck so unendlich viel verlor.“ Schinkel und die ruinierten Ruinen von Chorin. In: Petra Kabus, Andreas Keller, Kurt Kiesant (Hrsg.): *Blühende Landschaften. Romantik in Brandenburg*. Berlin 2002, S. 151-161.

29 Vgl. hierzu Barbara Stambolis: *Die Soester Wiesenkirche im 19. Jahrhundert – nationales Denkmal und protestantisches Identifikationsobjekt oder: Zur Deutungsmacht und -vielfalt eines Symbols*. In: *SZ* 115 (2003), S. 89-113.

30 Gottfried Korff: *Museumsdinge. Deponieren – exponieren*. Hrsg. v. Martina Eberspächer u. a. Köln, Weimar, Wien 2002.

Dass in der Öffentlichkeit gegenwärtig historische Orientierung so intensiv nachgefragt wird, erklärt sich nicht gänzlich aus einer zurzeit bustouristisch verstärkten Mittelalterbegeisterung. Museen, so die Soziologie, sind auch Orte der Kompensation, an denen die Menschen eine – verlorene, vermisste – Vertrautheit suchen. Eine andere Theorie sieht in einer derartigen Nachfrage eher eine Selbsthistorisierung bzw. Selbstarchäologisierung der Menschen, eine dritte erklärt die Funktion historischer Museen als „Schule des Befremdens“, in der die modernen Gesellschaften ihren kulturellen Grenzverkehr mit dem Fremden ableisteten. Programmatischer formulierte es der Geschichtsphilosoph Odo Marquard: „Herkunft braucht Zukunft und Zukunft braucht Herkunft“. Er verband diesen Anspruch illustrierend im Bild des uns individuell vertrauten Teddybären, den wir Menschen lebenslang mit uns führen. Wir kompensieren demnach Vertrauensdefizite durch Dauerpräsenz des Vertrauten und gleichen damit Herausforderungen der Innovationen durch eine Kontinuitätskultur aus: „Je mehr die Zukunft modern, für uns das Neue, das Fremde wird, desto mehr Vergangenheit müssen wir – Teddybär gleich – in die Zukunft mitnehmen und dafür immer mehr Altes auskundschaften und pflegen. Darum wird gegenwärtig zwar mehr weggeworfen als je zuvor, aber es wird gegenwärtig auch mehr respektvoll aufbewahrt als je zuvor. Das Zeitalter der Entsorgungsdeponien ist zugleich das Zeitalter der Verehrungsdeponien, der Museen, der konservatorischen Maßnahmen.“³¹

Odo Marquard wird soweit gern mit großer Zustimmung öffentlich zitiert. Zu übersehen aber ist darüber nicht, dass einerseits die kollektiven Erinnerungsorte, die stadtgeschichtlichen Museen, in eine kritische Wettbewerbssituation hineinkommen und die wenigen authentischen Erinnerungsmarken, etwa in den bauhistorischen Stadtkernen, sehenden Auges und teils absichtsvoll weggebaggert werden.

Und es gilt zugleich: Erinnerung per se für etwas Gutes zu halten, ist Unsinn, wie etwa der Sozialwissenschaftler Jan Philipp Reemtsma mit Blick auf unsere gegenwärtige Erinnerungskultur anmerkte³². Erinnerung funktioniert als ein Selektionsmechanismus von Erinnern und Vergessen. Aber Erinnerung ist nicht einfach so da. Dem Deponieren von Dingen in Archiven und Museen geht jenseits des Überlieferungszufalls darüber die Auswahl und unwiderrufliche Entscheidung voraus, womit genau in

31 Odo Marquard: Herkunft braucht Zukunft – Zukunft braucht Herkunft. In: Hermann Glaser, Dieter Distl (Hrsg.): Zukunft braucht Herkunft, Schönbühl 1998, S. 17-33.

32 Jan Philipp Reemtsma: Wozu Gedenkstätten? In: Aus Politik und Zeitgeschichte 25/26 (2010), S. 3-9. Auch nachzulesen in <http://www.bpb.de/apuz/32663/wozu-gedenkstaetten?p=all>, zuletzt aufgerufen am 20.11.2012.

diesen Orten die Verantwortung aufwächst, woran eine Gesellschaft in Zukunft noch erinnert werden wird.

In dieser Begründung künftiger Gegenwart des Vergangenen steht auch das erneuerte Burghofmuseum. Ferner gilt für dieses Haus und seine Ausstellungen, dass die kommunalpolitisch-ratsamtlich wohlmeinend formulierten Ansprüche an dieses Museum nur die eine Seite ausmachen. Bedeutsam dürfte auf der anderen Seite werden, wie das Haus sein wissenschaftliches Selbstverständnis angemessen finanziert und zeitgemäß fortschreiben kann³³.

Sicher ist das Historische Stadtmuseum heute kein Musentempel, kein Ort muffigen Heimatgefühls, aber auch kein Vorort von Disneyland oder allein virtueller Parallelwelten. Das Museum ist zumal in seiner geschichtskulturellen Arbeit hauptsächlich ein Ort allgemeiner Bildung. Die Zukunfts- und Bildungsfähigkeit auch dieses stadtgeschichtlichen Museums hängt an der Pflege der Sammlungsarbeit – und damit an dauerhaft in den Etat eingestellten Haushaltsmitteln, um erinnerungstragende Relikte der Vergangenheit für die Stadt zu erwerben. Die Gefährdung derartiger Notwendigkeiten lauert in der politischen Bewertung von Besucherstatistiken, auf die am Ende die Stadtkämmerer doch pochen. Sollte es so kommen, wird man bald über Abwrackprämie auch für dieses Museum sprechen.

Realistisch wird man stets den Kern musealer Erinnerungsarbeit öffentlich abklären müssen. Da ausgestellte Objekte unzählige Erkenntnismöglichkeiten erlauben, kommt es darauf an, nicht nur irgendwie interessante Objekte klug zu arrangieren. Man wird jeweils auf die Ungleichmäßigkeiten überlieferten Kulturguts achten und einschätzen, dass das Museum mit seinem Depot nur bruchstückhaft Aussagen anbieten kann. Das Burghofmuseum bleibt nach seinem authentischen stadtgeschichtlichen Anliegen ein Themenmuseum. Deshalb ersetzen die Sammlungen und Ausstellungen im Burghofmuseum nicht das öffentliche Soester Stadtarchiv, keine wissenschaftliche Bibliothek und keine Geschichtsbücher. Das Museum wird den Besuchern stets in eigener Weise nur Hilfen zum Verstehen einer Stadtkultur anbieten. Um dies zu demonstrieren, ist ein fachlich verlässlich erstellter Sammlungs- bzw. Ausstellungskatalog unverzichtbar.

Und noch etwas ist unverzichtbar. Gerade weil in historischen Ausstellungen Geschichte inszeniert wird, gehört es mit zur Aufgabe des Museums, den Umgang mit Geschichtsbildern, jenen, die gestern populär waren, und jenen, die die gegenwärtige Geschichtskultur ausmachen, zu

33 Einzelne Gedanken folgen hier Hartmut Boockmann: Stadtgeschichte im Museum. In: Die Alte Stadt 20 (1993), S. 79-92.

demonstrieren³⁴. Der in den neuen Vitrinen und Räumen realisierte Blick auf die Geschichte der Soester Stadtkultur ist nur einer von vielen möglichen – und er unterliegt wiederum historischem Wandel: Die Sichtweise auf die Stadtkultur zur Zeit der Soester Fehde in der Mitte des 15. Jahrhunderts unterscheidet sich wesentlich von jener des späten 19. Jahrhunderts oder der Zeit des Nationalsozialismus und der der Frühzeit der Bundesrepublik. Wandlungsperspektiven im Umgang mit Stadtgeschichte(n) zu kommunizieren, beschreibt also eine der Daueraufgaben für das Burghofmuseum. In dessen Gelingen liegt das womöglich stärkste Argument für seine Zukunft. Nur so wird es seinen Platz in der Mitte der heutigen Gesellschaft dauerhaft behaupten können. Anders gesagt: Das Burghofmuseum ist mit dem Tag seiner Eröffnung nicht endgültig fertig, wenn es Zukunft haben soll.

IV

Museumsboom? Die Museumslandschaft in Westfalen hat sich in den letzten Jahren deutlich verändert, und das Profil der von verschiedenen Trägern verantworteten Häuser wird sich weiter wandeln. Daneben binden historische Großausstellungen das Besucherverhalten ebenso, wie alle Seiten einem überall gleichartig beschworenen „Kulturtourismus“ frönen. Und was kommt danach?

Das neue Burghofmuseum der Stadt Soest verfügt über respektables kulturelles Gewicht („kulturelles Kapital“), sich in diesem Museumsboom eigenständig behaupten zu können. Der Wettbewerb aber will bestanden sein, wenn andere in der Digitalisierung und Vernetzung stadtgeschichtlicher Datenbanken die Zukunft sehen, in der „user“ sich individuell Ausstellungen auf ihren Bildschirm holen. Wer kann schon verlässlich in die Zukunft schauen? Zu befürchten steht auch, dass sich aus den bekannten Gründen der kulturtouristische Wettbewerb zwischen den Städten und ihren historischen Museen zu einer Karikatur verkehren könnte und damit das Kerngeschäft historischer Stadtmuseen, die Vermittlung von Einsichten in historische Kontinuitäten und Prozesse, in einer negativen Dynamik sich beschleunigt.

Stadtmuseen wie das Burghofmuseum haben mit ihrem originären Programm wohl einen schweren Stand in der Öffentlichkeit, weil ihnen der Event-Charakter abgeht. Das ist auch gut so! Dessen Stärke erwächst aus

34 Wegweisend Otto Gerhard Oexle: Das entzweite Mittelalter. In: Gerd Althoff (Hrsg.): Die Deutschen und ihr Mittelalter. Darmstadt 1992, S. 7-28; Bernd Schneidmüller: Mittelalter begreifen. Von der nationalen Sinnstiftung zum ethnographischen Blick. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 2007, S. 219-222.



*Abb. 4: Das neu eingerichtete Lapidarium im Burghofmuseum 2009.
Foto Stadtarchäologie Soest*

seinen Sammlungen und soweit aus seinem Stadtspezifischen und Stadttypischen. Also wird man an den ungleichen Überlieferungen auch erklären müssen, warum sich stadthistorische Museen oft ähneln. Will sagen: Der Besucher darf in diesem Haus kluge Einführungen und Kommentare erwarten. Lesen bildet.

Ein Museum agiert im „Zeichen des Abgelaufenen“ (Jan Assmann). Das gilt nicht nur für die Objekte, die es ins Museum schaffen, sondern auch für das Ausstellungskonzept des gerade eröffneten Hauses selbst. Will sagen: Dieses historische Museum steht stets unter einem Verjüngungsgebot, und mit seinem heutigen Konzept ist kein Container aufgestellt worden, der Geschichte wie eine abgeschlossene Sache anbietet. Das Haus steht im Anspruch einer Kultur des Wandels in einer sich wandelnden Welt. Dieser Anspruch macht das Haus nicht heimatlos. Der Blick des Anderen auf die Stadtkultur Soests wäre dazu eine weitere Perspektive künftiger Ausstellungen: Soester Geschichte ‚von außen‘ gesehen, von den abgewanderten Soestern bis zu denen, die hierher kamen und Bürger wurden – ein großartiges Thema, vom mittelalterlichen Soester Recht bis zur Migrationsgeschichte im Zeichen gegenwärtigen sozialen Stadumbaues.

Die Zukunft der Geschichte geht alle an, auch um ferner in diesem Haus Geschichte zu deuten und Erinnerungen zu deponieren. Glückwünsche deshalb der Stadt Soest und ihrem Geschichtsverein alle Tage auf die Gegenwart der Zukunft der Vergangenheit im neuen Burghofmuseum der Stadt Soest.



Abb. 5: In der jährlich stattfindenden museumspädagogischen Woche kommen viele Schulkinder ins Burghofmuseum. Foto Stadtarchiv Soest

GERHARD AUMÜLLER, MANFRED BALZER, BÄRBEL CÖPPICUS-WEX,
 DIRK ELBERT, HANS-GEORG GAFFRON, ROLAND GÖTZ, MARKUS
 GOLDBECK, ROBIN KÖHLER, ULRICH LÖER, ILSE MAAS-STEINHOFF,
 WOLFGANG STELBRINK, ANNETTE WERTZE

NEUERSCHEINUNGEN – ANZEIGEN UND BESPRECHUNGEN

Gerhard Best, Michael Feldmann, Ralf Preker (Hrsg.): 350 Jahre Marienwallfahrt Werl 1661-2011. Paderborn 2011, 395 S.

2011 konnte die Werler Marienwallfahrt auf eine 350-jährige Tradition zurückblicken. Mit einem ebenso kulturell wie religiös anspruchsvollen Jahr wurde das Jubiläum begangen und ihm mit der Publikation einer gewichtigen Festschrift Dauer verliehen: An die 400 Seiten enthalten fünf Grußworte, 29 Beiträge von 27 Autoren und Autorinnen sowie rund 700 Fotos.

In ihrem Vorwort stellen die Herausgeber ihr Buch bescheiden in die Tradition der Festschriften, die bereits in den vergangenen Jahrhunderten zu den einschlägigen Jubiläen erschienen, doch dieser Bildband mit Texten, die nach dem Willen der Herausgeber „recht unterschiedliche“ inhaltliche Aspekte beleuchten, ist weit mehr: Andachtsbuch und Sammlung von religiösen Erfahrungsberichten, ein Sammelband historischer und kunsthistorischer Aufsätze zum Werler Gnadenbild und der Wallfahrt, kommentierter Veranstaltungskalender, Album und Bildband.

Die Berichte von Wallfahrern, zumeist den Pfarrern und Wallfahrtsorganisatoren aus verschiedenen Herkunftsgemeinden, bilden den Auftakt. Die Schilderungen von Wallfahrtserfahrungen bescheinigen der Werler Madonna eine ungetrübte religiöse Anziehungskraft bis in unsere jüngste Gegenwart. Darüber hinaus lassen die Berichte bei aller – bewusst gewollten – Subjektivität einen Blick auf die vielfältigen, sich im Laufe der Zeit wandelnden Motive der Wallfahrer und die generelle Attraktivität spirituellen Wanderns zu.

Es folgen ein Kalendarium der Gottesdienste, Messen und Veranstaltungen anlässlich des Jubiläums sowie ein „Who’s Who“ der Jubiläumsgäste aus dem bischöflichen und klösterlichen Ordinariat. Mit dem Beitrag von

Theo Halekotte zu den Glocken der Werler Wallfahrtskirchen beginnt der Teil der Publikation, der sich mit der Geschichte, Kunstgeschichte und Tradition des Gnadenbildes bzw. der Wallfahrt befasst. Mit seinen Ausführungen zum Werler „Heiligen Kreuz“, das während der so genannten „Truchsess’schen Wirren“ im 16. Jahrhundert der Bilderstürmerei zum Opfer fiel, zeigt Wilhelm Halekotte, dass in Werl bereits vor dem Eintreffen der Marienfigur aus Soest eine reiche Tradition der liturgischen Verehrung eines religiösen Gegenstandes bestand. Die kunsthistorische Würdigung der Werler Madonna nehmen Christoph Stiegemann und Tobias Kunz vor. Stiegemann erläutert die typologische Gestalt und die ikonographische Tradition der Madonna als „Sedes sapientiae“, während Kunz die in der Geschichte mehrfach überarbeitete und veränderte Figur in ihren ursprünglichen Funktionszusammenhang stellt und der Frage nach ihrer Herkunft nachgeht. Ulrich Lör schließlich verfolgt den Weg der Skulptur von Soest nach Werl. Dabei arbeitet er den liturgisch-religiösen Funktionswandel, den das Muttergottesbild durchmachte, heraus und stellt ihn in den konfessionell-politischen Zusammenhang der Zeit. Mit den Biographien von Hermann Zelion genannt Brandis und Maximilian Henrich von Bayern, dem Erzbischof von Köln, würdigt Heinrich Josef Deisting die beiden maßgeblichen Protagonisten der Übergabe des Madonnenbildes von Soest nach Werl, zeigt die soziokulturellen Bedingungen ihres individuellen Handelns auf.

Der Geschichte, Organisationsstruktur und Traditionsbildung der Wallfahrt widmen sich die Beiträge von Gerhard Best, Pater Ralf Preker OFM (Franziskaner), Gisela Fleckenstein und Wilfried von Rüden. Außerdem trägt Heinrich Otten eine innovative, aus den Quellen erarbeitete Studie zur Wallfahrtsarchitektur bei.

Gerhard Best rekapituliert die Geschichte der Werler Wallfahrt von den bescheidenen Anfängen im 17. Jahrhundert bis zur religiösen Großveranstaltung heutiger Zeit. In einem weiteren Aufsatz widmet er sich den Wallfahrtsdevotionalien, vor allem den vielfältigen Nachbildungen des Gnadenbildes. Das Wirken der Kapuziner und Franziskaner als Seelsorger, Pilgerbegleiter und Wallfahrtsorganisatoren ist das Thema der Ausführungen von Ralf Preker und Gisela Fleckenstein. Mit den Jubiläumsfeiern der vergangenen Jahrhunderte, die oftmals widrigen Zeitumständen zum Trotz begangen wurden, widmet sich Wilfried von Rüden. Ausführlich und detailliert analysiert schließlich Heinrich Otten die Wallfahrtsarchitektur in Werl. Ausgehend vom ersten Kapuzinerkloster in der Mitte der Altstadt beschreibt er die Entwicklung hin zum heutigen Architekturkomplex und dessen künstlerischer Ausstattung.

Den Abschluss der Publikation bilden die „Gesichter der Wallfahrt“, ein Wallfahrtsalbum durch die Zeitläufte.

Aus Sicht des Soester Lokalhistorikers könnte die willfährige Gabe der Wiesenkirchenmadonna an die Stadt Werl noch immer wehmütig stimmen, kann sie doch als Auftakt einer viel größeren Verlustgeschichte gewertet werden, die sich im 19. Jahrhundert fortsetzte und den Reichtum der Hansestadt an sakralen Schätzen gravierend schmälerte. Aus einer weniger auf den eigenen Kirchturm fixierten Perspektive steht die verehrte Marienfigur nicht nur für die lebendige religiöse Praxis zahlreicher Gläubigen, sondern exemplarisch auch für die religions- und kirchengeschichtliche Entwicklung unserer Region. In der Wallfahrts- und Verehrungstradition der Werler Madonna kulminieren religiöse, kulturelle, aber auch soziopolitische Traditionen.

So dokumentiert das Buch anschaulich den weiten Weg, den das Marienbild auch im übertragenen Sinn zurückgelegt hat: Aus dem Umkreis eines Kölner Holzbildhauer-Ateliers stammend, gelangte es – wie viele andere Kunst- und Kultgegenstände – vermutlich schon im 13. Jahrhundert nach Soest, wo es seit Mitte des 14. Jahrhunderts bald als „onse Vrowen tor wese“ Gegenstand von Verehrung, Gebet und Pilgerschaft wurde. Nach Reformation, Tridentinischem Konzil und 30-jährigem Krieg wurde das Bildnis der Sitzenden Madonna in Werl zur „Trösterin der Betrübten“, deren Anziehungskraft bis heute anhält und Werl zu einem der größten Marienwallfahrtsorte in Europa werden ließ. Außerdem wird deutlich, dass mit der 350-Jahrfeier der Werler Marienwallfahrt das konfessionelle Gegeneinander, das die Anfangszeit der Wallfahrt und der Verehrung des Marienbildes maßgeblich prägte, längst der Vergangenheit angehört und von einem ökumenischen Miteinander abgelöst wurde.

Cöppicus-Wex

Mechtild Brand: Verschleppt und entwurzelt. Zwangsarbeit zwischen Soest, Werl, Wickede und Möhnetal. Essen 2010, 328 S. mit 85 Abb.

Es ist eine Binsenweisheit: Die Fülle der Literatur über die Zeit des Nationalsozialismus ist mittlerweile gigantisch, völlig unüberschaubar. Gleichzeitig weist das Thema in den Medien und Schulen eine hohe Präsenz auf. Nicht wenigen Menschen ist das längst zu viel, sie fühlen sich „volkspädagogisch“ überversorgt, manche ersehnen sogar einen „Schlussstrich“. Mechtild Brand ficht das glücklicherweise nicht an. Sie möchte zumindest so lange über die NS-Zeit reden, wie es noch Opfer – in diesem Falle ausländische Zwangsarbeiter – gibt, die unter den Folgen leiden. Wie groß

dieses Leid aber noch ist, erfahre man nur, wenn man bereit sei, „sie kennen zu lernen und ihren Berichten zuzuhören“ (S. 12).

Ausländische Zwangsarbeiter waren zwischen 1940 und 1945 im ganzen Deutschen Reich allgegenwärtig. Ohne sie wäre die Kriegswirtschaft zusammengebrochen. Der Altkreis Soest – Brands Untersuchungsgebiet – machte da keine Ausnahme. Die Quellenlage vor Ort erweist sich jedoch als schlecht. Die meisten Akten staatlicher oder kommunaler Provenienz sind verloren gegangen. Die wenigen überkommenen Aktensplitter der Kriegs- oder der unmittelbaren Nachkriegszeit weisen in der Regel nur unvollständige, oft auch widersprüchliche Angaben auf. Trotzdem gelingt es Brand sehr wohl, fundierte Zahlenangaben über Anzahl, Alter, Herkunft und Einsatzorte der Zwangsarbeiter zu machen. So geht sie etwa von durchschnittlich 8.000 Zwangsarbeitern im Altkreis Soest aus, vorwiegend Polen und sog. „Ostarbeiter“ aus der Sowjetunion, aber auch zahlreiche „Westarbeiter“ aus Frankreich, Holland, Belgien und Italien. Allein für die Stadt Soest kann sie – abgesehen vom Durchgangslager an der Friedrichstraße, dem Straflager am Plettenberg sowie mehreren Reichsbahnlagern auf dem weitläufigen Bahngelände – über zwanzig Zwangsarbeiterlager ausmachen, von denen einige mit über hundert Personen belegt waren.

Diese aufschlussreichen Forschungsergebnisse, die über den bisherigen Kenntnisstand sehr weit hinaus gehen, bilden aber nur den notwendigen Rahmen für Brands eigentliches Anliegen: den ehemaligen Zwangsarbeitern selbst eine Stimme zu verschaffen. Zu diesem Zwecke sandte die Autorin im Jahre 2005 mit Hilfe der nationalen Zwangsarbeiterstiftungen in Warschau und Kiew einen ausführlichen Fragebogen an rund 280 ehemalige Zwangsarbeiter, die im Altkreis Soest zum Einsatz gekommen waren. „Ausgangspunkt und Kern“ (S. 12) ihres Buches sind die 94 daraus resultierenden „Zeitzeugenberichte“ von ehemaligen polnischen und ukrainischen Zwangsarbeitern bzw. ihren Nachfahren. Natürlich weiß Brand sehr wohl, dass es sich bei diesen Zeitzeugenberichten um sehr problematische, weil höchst subjektive Quellen handelt, die überdies erst sechzig Jahre nach Kriegsende niedergeschrieben wurden. Daher gelte es, diese Berichte nicht primär an ihrer faktischen Richtigkeit zu messen, sondern als Belege für das erinnerte Erleben angemessen zu „deuten“ (S. 16). Diese Aufgabe bewältigt die Autorin mit großer Sachkenntnis und Einfühlbarkeit.

Mit Hilfe der Zwangsarbeiterberichte gelingt es Brand immer wieder eindrucksvoll, den „Albtraum aus Rechtlosigkeit und Entwürdigung“ (S. 79) lebendig werden zu lassen. Die oft brutalen Methoden der Rek-

rutierung in der Heimat, die meist unvorstellbar grausame Verfrachtung der Menschen nach Deutschland, ihre entwürdigende „Entseuchung“ im Soester Durchgangslager an der Friedrichstraße, die oft katastrophalen Lebens- und Arbeitsbedingungen am Einsatzort, die völlige Entrechtung, all das wird dem Leser plastisch vor Augen geführt. Besonders unter die Haut gehen dabei die Leidensgeschichten von Zwangsarbeiterkindern und Schwangeren. Brand zitiert immer wieder sehr ausführlich aus den Berichten. Gewisse Redundanzen sind dabei unvermeidlich, wahrscheinlich sogar beabsichtigt, weil sie niemals langweilen, sondern die beklemmende Wucht der Schilderungen sogar noch intensivieren.

Deutlich wird jedoch auch, dass vorschnelle Pauschalisierungen in die Irre führen. Das konkrete Schicksal der Zwangsarbeiter in Deutschland hing in der Regel ganz entscheidend von ihrem Einsatzort ab. Die Mehrheit der Zwangsarbeiter im Altkreis Soest arbeitete strukturbedingt in der Landwirtschaft oder in kleinen Gewerbebetrieben. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen waren dort meist deutlich besser, die Repressionsinstanzen von Partei und Staat weniger präsent als in den geschlossenen Barackenlagern und Gemeinschaftsunterkünften für Fabrikarbeiter. Nicht zuletzt kann Brand aber auch aufzeigen, dass die deutschen Arbeitgeber und ihr Hilfspersonal ungeachtet der menschenverachtenden Vorgaben der Behörden (sog. „Polenerlasse“ etc.) über beachtliche Handlungsspielräume verfügten. Folglich konnte unter Umständen sogar die Existenz eines Fabrikarbeiters vergleichsweise erträglich ausfallen. Dies gilt etwa für die Zwangsarbeiter der Standard-Metall-Werke in Werl, die offenbar unter merklich besseren Verhältnissen ihr Leben fristeten als ihre Leidensgenossen von der Werler Niederlassung der Union Fröndenberg. Ebenso war längst nicht jeder Zwangsarbeiter in der Landwirtschaft privilegiert, denn selbstverständlich gab es auch gar nicht so selten – so machen die Berichte deutlich – den prügeln, den sadistischen Bauern, der seinen Zwangsarbeitern das Leben zur Hölle machte.

Das Buch endet mit einer ebenso lebendigen Darstellung der ersten Nachkriegsjahre. Die ehemaligen Zwangsarbeiter, so sie denn die Gewaltorgie der letzten Kriegswochen unbeschadet überstanden hatten, waren nunmehr zwar befreit, lebten jedoch – unter ungleich besseren Bedingungen – als „Displaced Persons“ (DPs) für Monate, manchmal auch Jahre weiterhin in Kasernen und Lagern. Brands Ausführungen über die DP-Lager im Kreis Soest, das polnische (Schul-) Zentrum in Lippstadt und die Seelsorge durch polnische Priester, die selbst erst Wochen vorher aus dem KZ befreit worden waren, gehören zu den interessantesten Textpassagen des gesamten Buches.

Letztlich konnten oder mussten die meisten DPs in ihre Heimat zurückkehren. Die Zeitzeugenberichte machen deutlich, dass diese Rückkehr oft mit gravierenden Enttäuschungen verbunden war. Für allzu viele Heimkehrer galt wohl das bewegende Bekenntnis einer ehemaligen Zwangsarbeiterin der Union in Werl: „Meine Hölle endete, aber das Drama der Erlebnisse verkrüppelten meine Psyche [...] Ich brauchte viele Jahre, um mich wieder am Leben zu freuen.“ (S. 275) Doch Brand weiß auch Versöhnliches zu berichten: Von etlichen langjährigen Briefkontakten ehemaliger Zwangsarbeiter zu ihren früheren Arbeitgebern, ja sogar von Besuchen im Kreis Soest im Geiste der Völkerverständigung.

Kurzum: Mechtild Brand hat ein lehrreiches, ein aufwühlendes, ein im besten Sinne unakademisches Buch geschrieben, dem zahlreiche Leser zu wünschen sind.

Stelbrink

Lena Dahlhoff, Melanie Kentsch, Julia Kohlhasse, Günter Kükenshörer, Alessa Rohe, Laura Thiele: Die Botanikerin. Ein historischer Soest-Roman. Soest 2012.

Das Taschenbuch „Die Botanikerin“ ist das Ergebnis eines Experiments. Der Geschichtsverein folgte der Idee des Vorstandsmitgliedes Günter Kükenshörer M. A., mit Jugendlichen im Team einen historischen Roman zu schreiben, um ein breites Interesse auch junger Leute an geschichtlichen Themen zu wecken. Mittels eines öffentlichen Aufrufs gewann der Literaturwissenschaftler fünf junge Frauen im Alter von 16-18 Jahren für das Projekt.

Unter seiner Federführung stellte die Gruppe innerhalb von gut eineinhalb Jahren mit einer Vielzahl von Arbeitstreffen das Manuskript fertig. Dank der erfolgreichen Teilnahme an dem Wettbewerb „Archiv und Jugend“ der Landesregierung NRW konnte daraus das ansprechende Taschenbuch entstehen, dessen hintergründiges Cover die Autorinnen selbst entworfen haben.

Der Roman spielt in der Stadt Soest im Jahr 1890. Seine Handlung rankt sich um einen Todesfall. Der Eisenbahndirektor ist auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen, Ernst Rosenthal, ein Mann von Stand, was die Ermittlungen durch die Obere Polizeibehörde angeraten sein lässt. Das verschlägt den Münsteraner Kommissar Carl Lavage, einen Kriminalisten mit ausgeprägtem Selbstwertgefühl, in die „morbide, verfallene“ (S. 95) Provinzstadt am Hellweg.

Die Hinweise auf Mord verdichten sich. Der Roman beleuchtet den Fortgang der Ermittlungen aus der jeweiligen Perspektive von neun Beteiligten, eine Konstruktionsform, wie sie der britische Schriftsteller Wilkie Collins als erster anwandte. Die Schnitte fördern die Spannung und die Aufmerksamkeit beim Lesen. Falsche Spuren, in floraler Symbolik oder Lyrik der Antike verschlüsselte Hinweise halten außerdem beim Lesen in Atem. Wenn man ab und zu am Kapitelbeginn nach dem Wechsel der Perspektive die neu agierende Person nicht sofort zuordnet, wünscht man sich einen Hinweis in der Kapitelüberschrift oder eine Übersicht der Akteure am Beginn des Buches herbei.

Das Romankonzept kommt indessen nicht als simple Kriminalgeschichte daher: „In Wahrheit ging es um Beziehungen“ (S. 32), um geschäftliche und zwischenmenschliche. Die Autorinnen hatten sich also für diese Handlungsgrundlage in zweierlei Richtung Gedanken zu machen: Zum einen waren Kennzeichen und Ausdrucksformen der sozialen Gruppe zu erarbeiten, auf die die Handlung zulaufen sollte; zum anderen waren Namen, Gebäude und Ereignisse im kaiserlichen Soest zu recherchieren. Hin und wieder findet sich dabei im Text ein sprachlicher Verfremdungseffekt, wenn z. B. der Kommissar von einem „halbstarken“ Soester Kollegen spricht (S. 3), eine zur Kaiserzeit futuristische Vokabel.

Die am Geschehen beteiligten Frauen spiegeln unterschiedliche Rollenbilder: die auf das Haus festgelegte Frau, bei der die „Herren in der Küche nichts zu suchen“ haben (S. 26); die nach Veränderung Strebende, deren männliches Pendant ihr die aufkeimende Auflehnung ausredet: es sei gut so, wie es in der Welt geregelt ist (S. 59); eine dritte wagt es, an ein Pariser Reformkleid ohne Korsett zu denken (S. 41). Vielleicht trug die Lehrerin Elisabeth Altmann dazu bei, im Roman heißt sie „Frau Lehrerin Amann“ (S. 100). Ihre berufliche Vorreiterrolle, Turnunterricht für Schülerinnen zu erteilen, lockerte die realen und mentalen Schnürleibchen der weiblichen Jugend. So legen im Roman Soester Frauen ihr Stickdeckchen weg zugunsten ihres sehr geselligen Damenlesekränzchens, wie sich andernorts die kontaktfreudige Damenwelt offenbar auch schon einmal in Nähkreisen traf.

Beim Lokalkolorit streut das Team Reminiszenzen an die Arbeit des Geschichtsvereins ein: So tritt der Gymnasialprofessor Eduard Vogeler, fünfzehn Jahre lang Vereinsvorsitzender und einer der fruchtbarsten Verfasser von Beiträgen für die Soester Zeitschrift, als Statist auf. Auch spielt im Roman die „Passe“ ihre zwielichtige Rolle – Leser der Soester Zeitschrift (Heft 121, Beitrag Norbert Wex) wissen diesen heute nicht mehr existenten Weg bestens einzuordnen. Selbst das Haus zum Spiegel ist bedacht,

das 1890 noch privat genutzte Gebäude des heutigen Stadtarchivs. Der Roman gibt ihm ein sehr apartes, sehr gutbürgerliches Ambiente, wozu ein in dichterischer Freiheit angebauter, gedeihlich begrünter Wintergarten gehört.

Insgesamt lässt sich sicherlich sagen: Das Experiment der ‚Schreibwerkstatt‘ mit Jugendlichen ist gelungen, das Ergebnis findet nun zurecht lebhaft Nachfrage. Mit anspruchsvollem Aufbau und weitgehend treffend gekennzeichneten Personen, manchmal kunstvoll versteckten Hinweisen und einer überraschenden Lösung entstand ein lesenswertes Buch. Vielleicht gibt der Roman ebenso Auskunft über unsere Gegenwart wie über das Jahr 1890.

Maas-Steinhoff

Wilfried Ehbrecht, Gerhard Köhn, Norbert Wex (Hrsg.): Soest. Geschichte der Stadt, Bd. 1: Der Weg ins städtische Mittelalter. Topographie, Herrschaft, Gesellschaft (Soester Beiträge. 52). Soest 2010, 1087 S., 333 Abb.

Lang erwartet wurde der erste Band der insgesamt in fünf Bänden erscheinenden Soester Stadtgeschichte: Nachdem der dritte Band zur Frühen Neuzeit 1995 und der zweite Band zum spätmittelalterlichen Soest 1996 erschienen waren, schließt nun der erste Band die Lücke von den Anfängen bis zum Hochmittelalter. Trotz – oder vielleicht gerade wegen – der langen Zeit, die zwischen Erscheinen des zweiten und nun des ersten Bandes liegt, werden die hohen Erwartungen an den Band erfüllt: Vier systematisch geordneten Themenkomplexen („Stadtbildung – Voraussetzungen und Wirkungen“, „Herrschaft, Wirtschaft und Gesellschaft“, „Kultur, Kunst und Frömmigkeit“ und „Soest und der Mythos der Nibelungen“) und einleitenden Kapiteln zugeordnet sind 20 Aufsätze von zum Teil schon lange mit der Stadt verbundenen, namhaften Forschern verschiedener Disziplinen. Sie beleuchten das Thema gewinnbringend – ihren Fächern entsprechend – aus ganz unterschiedlichen Perspektiven. Fast alle Aufsätze bieten dabei nicht nur Handbuchwissen, sondern präsentieren auch neue Forschungsergebnisse anschaulich – dies ist sicherlich eines der größten Verdienste. Viele Schwarz-Weiß- und Farabbildungen (Fotos, Karten, Grafiken) illustrieren die Beiträge. Nach einem knappen Vorwort der Herausgeber Wilfried Ehbrecht, Gerhard Köhn und Norbert Wex (S. 7f.) führt Wilfried Ehbrechts Aufsatz „Einführung: Soests Weg ins städtische Mittelalter“ (S. 9-13) in die Konzeption des Sammelbandes ein. Ehbrecht begründet hier auch, warum die interessierte Öffentlichkeit 14 Jahre auf das Erscheinen des Bandes warten musste: personelle Verän-

derungen, Zeitmangel, aber auch schlichtweg der Zeitaufwand für neue Forschungen werden dafür angegeben. Ebenfalls von Wilfried Ehbrecht ist der folgende Aufsatz „Geschichte in Soest – Soest in der Geschichte. Einführung in die ‚Große Stadtgeschichte von Soest‘“ (S. 15-36) zur Geschichte der Soester Stadtgeschichtsschreibung vom Spätmittelalter bis in die Neuzeit und den von ihr vermittelten Geschichtsbildern. Überblicksartig stellt Ehbrecht die Motivationen und Intentionen der ganz unterschiedlichen Geschichtsschreiber sowie deren Wahrnehmungen dar, um dann in einem zweiten Schritt der Entwicklung der Großen Stadtgeschichte Rechnung zu tragen.

Nach diesen Einführungen in Thematik, Konzeption und Forschungsgeschichte beginnt der erste größere Themenkomplex „Stadtbildung – Voraussetzungen und Wirkungen“ mit dem Aufsatz zur Archäologie „Soest – Von den Anfängen zur mittelalterlichen Großstadt“ (S. 39-146) von Walter Melzer. Er gibt einen Überblick über die archäologischen Forschungen in und um Soest; die präsentierten Befunde aus älteren und aktuellen Grabungen bieten Erkenntnisse u. a. hinsichtlich Siedlung, Wirtschaft, Wallanlagen und älterer Sakralarchitektur bis in die Zeit der Staufer. Einen zweiten Aufsatz zur Archäologie „Soest im Frühmittelalter“ (S. 147-160) steuert Gabriele Isenberg bei. Der Titel mag hier vielleicht zunächst andere Erwartungen hervorrufen, vertieft Isenberg doch im Wesentlichen die Geschichte der Soester Saline am Kohlbrink. Die Entdeckung der genannten Saline aber, so die These Isenbergs, habe großen Einfluss auf die Deutung der Beziehung Köln-Soest im Hochmittelalter, insbesondere auf die Rolle der als Fälschung des 12. Jahrhunderts angenommenen Urkunde Erzbischofs Anno II., der damit vom Stift St. Kunibert Einkünfte aus Soest einforderte und als Grund angibt, dass diese Einkünfte Erzbischof Kunibert, also der Kölner Kirche geschenkt wurden. Die Saline nun aber begründe, warum die Kölner bereits im 7./8. Jahrhundert an Soest interessiert gewesen sein könnten (S. 156-158). Mark Mersiowsky behandelt anschließend in „Städtische Vor- und Frühgeschichte von Dagobert I. bis Lothar III.: Soest im Früh- und Hochmittelalter“ (S. 161-240) eingehend Ethnogenese und die politischen Kontexte – von der Reichsebene bis zur Erzdiözese Köln auf regionaler und zum Patroklistift auf lokaler Ebene. Anders als Isenberg im vorangehenden Beitrag ist Mersiowsky nach eingehender Quellenkritik sehr viel vorsichtiger mit seiner Interpretation und wagt nicht, der als Fälschung nachgewiesenen Urkunde einen eindeutig wahren Kern zuzusprechen (S. 170-174).

Der zweite Themenkomplex „Herrschaft, Wirtschaft und Gesellschaft“ beginnt mit dem Aufsatz „Soest – ‚Hauptstadt‘ des Erzstifts Köln rechts

des Rheins“ (S. 243-288) von Wilhelm Janssen aus Sicht der kölnisch-rheinischen Landesgeschichte. Janssen bezieht sich vornehmlich auf Quellen und behandelt die Förderung Soests durch den Kölner Erzbischof und die bald beginnende Emanzipation der Stadt bis ins 14. Jahrhundert, die letztlich in der Loslösung von Köln und der Soester Fehde mündete. Peter Ilisch steuert aus der Perspektive des Numismatikers den Aufsatz „Soest als Münzstätte der Erzbischöfe von Köln“ (S. 289-310) bei, der sowohl über Münzfunde in Soest als auch Soester Münzen im westfälischen Raum und Umgebung unterrichtet. „Einwohner und Bürger. Von der Stadt- zur Gemeindebildung. Soest in spätsalischer und staufischer Zeit (etwa 1100 bis 1250)“ (S. 311-427) von Wilfried Ehbrecht beschäftigt sich umfassend mit der Verfassungsgeschichte Soests vom westfälischen Vorort der Kölner Erzdiözese bis zur Kommunebildung und der Verteidigung neu erlangter Freiheiten gegenüber den Kölnern. „Das Soester Recht“ (S. 429-486) wird vom Juristen und Rechtshistoriker Stephan Dusil beige-steuert. Nach begrifflicher Einführung behandelt er nicht nur Quellen und Ausprägungen des Soester Rechts, sondern auch dessen Verbreitung und seine Einflüsse auf andere Städte – hier profitiert der Leser von Dusil als Kenner des Soester Rechts durch seine Promotion zu diesem Thema. Die Medizingeschichte beleuchtet Kay Peter Jankrift in „Gesundheit, Krankheit und Medizin in Soest von der Zeit der Karolinger bis zum Ende des 16. Jahrhunderts“ (S. 487-519). Dieser Beitrag ist einer derjenigen, bei denen vielleicht am meisten auffällt, dass die bisher erschienenen Bände große Überschneidungen haben: Zum im Band eigentlich behandelten Früh- und Hochmittelalter kann Jankrift einige Hinweise zur Lebens- und Arbeitsweise und damit zusammenhängenden Krankheiten liefern, da hier als Quellen nur Knochenfunde herangezogen werden können. Stärker stehen aber das Spätmittelalter und die beginnende Frühneuzeit im Vordergrund des Beitrages, was aber eben eindeutig der Quellenlage geschuldet ist. Die wichtige Rolle Soests in der Hanse behandelt wieder Wilfried Ehbrecht in „Soest: ‚Mutter der Hanse‘ – Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Überlegungen“ (S. 521-622). Ehbrecht erklärt den Zusammenhang von wirtschaftlicher Grundlage, Infrastruktur und Politik. Auch hier bilden Spätmittelalter und Frühneuzeit Fluchtpunkte der Darstellung.

Das dritte Oberthema „Kultur, Kunst und Frömmigkeit“ eröffnet der Aufsatz „Sprachliche Verhältnisse in Soest von den Anfängen bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts“ (S. 625-661) von Robert Peters. Er stellt dar, wie Einflüsse durch z. B. Herrschaftswechsel und wirtschaftliche und politische Kontakte die schriftliche und mündliche Sprache in Soest verändert und entwickelt haben. Die thematische Fortsetzung bildet

der Aufsatz „Sprachliche Verhältnisse in Soest von der ersten Hälfte des 14. bis zur ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts“ (S. 663-749) von Christian Fischer zusammen mit Robert Peters. Die Baugeschichte wird hauptsächlich abgedeckt durch „Die romanische Sakralarchitektur der Stadt Soest“ (S. 751-874) des Karlsruher Kunst- und Architekturhistorikers Hans Josef Böker. Die Kunsthistorikerin Anna Skriver beschreibt – unter Benutzung von Material der verstorbenen Hilde Claussen – in ihrer Fallstudie „Die spätromanischen Wandmalereien in der Soester Nikolaikapelle“ (S. 875-927) eingehend die in der Nikolaikapelle noch vorhandenen bedeutenden Wandmalereien, die in den 1960er-Jahren von ihrer Übermalung befreit wurden und der Forschung und der Öffentlichkeit wieder in „mittelalterlichem“ Zustand zugänglich sind. Der Kunsthistoriker Ulf-Dietrich Korn beschreibt in „Mittelalterliche Glasmalerei in und um Soest“ (S. 929-985) mittels erhaltener und rekonstruierter Glasfenster bzw. Fragmente, aber auch archäologischer Befunde die Glasmalkunst der Soester Sakralbauten. Die Bedeutung und Funktionen der Heiligen für die Stadt und ihre Bewohner behandelt wieder Wilfried Ehbrecht in seinem die Frömmigkeitsgeschichte thematisierenden Aufsatz „Das mittelalterliche Soest – eine Stadt der Heiligen“ (S. 987-1040). Auf Grundlage von Ikonographie und spätmittelalterlicher chronikalischer Überlieferung macht er die Bedeutung der Religiosität im Alltag der Soester begreiflich.

Der letzte Themenblock „Soest und der Mythos der Nibelungen“ ist der mit der Nibelungenthematik in Verbindung stehenden Thidrekssaga gewidmet, in der Soest als einer der Schauplätze des Geschehens genannt wird. Als erstes erörtert Wilfried Ehbrecht sehr knapp in „Die Nibelungen in Soest – Erinnerungskultur einer Stadt vor der Entstehung einer Bürgergemeinde“ (S. 1043-1048), welche Bedeutung die Erwähnungen Soests im Sagenstoff des Hochmittelalters für die Soester Zeitgenossen haben konnte und welchen Wert dies als Quelle für die Geschichtswissenschaft haben kann, aber auch welche Gefahren es birgt. Vom 1998 verstorbenen Dietrich Hofmann wurde der thematisch passende Aufsatz „‘Attilas Schlangenturm‘ und der ‚Niflungengarten‘ in Soest – Zur Geschichtsauffassung des Volkes im Mittelalter“ (S. 1049-1064) in den Band aufgenommen, der die mittelalterliche Rezeptionsgeschichte der Thidrekssaga bzw. den dort erwähnten Untergang der Nibelungen in Soest beleuchtet. Ebenfalls ein Nachdruck ist der letzte Aufsatz „Nibelungenstädte – mythische und historische Tradition in Worms und Soest“ (S. 1065-1084) von Peter Johanek. Er behandelt die mittelalterliche und neuzeitliche Rezeption des Nibelungenstoffes sowie dessen identitätsstiftende Wirkung für Soest und Worms.

Sich für eine große Stadtgeschichte in Form von mehreren, zeitversetzt erscheinenden Sammelbänden zu entscheiden, hat Vor- wie auch Nachteile. Gewinnbringend ist sicherlich, dass die Perspektiven und Herangehensweisen der beteiligten Fächer in einem Band vereint werden. Anders als bei derartigen Monografien ist so z. B. ein Historiker nicht gezwungen, bei der Sprach- oder Kunstgeschichte zu „wildern“ – vielmehr können mit der gewählten Herangehensweise auch aktuelle Forschungstrends der Disziplinen abgebildet werden. So wird eben auch nicht geschrieben, „wie es war“, sondern es werden durch das Abbilden unterschiedlicher, sich zum Teil auch widersprechender Forschungsmeinungen (z. B. Isenberg/Mersiowsky) die verschiedenen Deutungsmöglichkeiten der Geschichte vermittelt – durchaus gewinnbringend für den historisch Forschenden und interessierten Laien. Dies erleichtert immens die kritische Lektüre solch einer großen Stadtgeschichte. Den Mammutanteil bei der Erstellung dieses Bandes trug offensichtlich Wilfried Ehbrecht, der nicht nur Herausgeber ist, sondern auch sechs Aufsätze beisteuerte. Auch fällt positiv auf, dass viele Beiträge sich nicht nur auf das eigentlich verhandelte Früh- und Hochmittelalter beschränkten, sondern auch Wirkungen und Entwicklungen auf nachfolgende Epochen bis zur Moderne aufzeigen. Hervorzuheben sind weiterhin die sehr gute Arbeit von Redaktion und Lektorat sowie die Bemühungen der Autoren, ihre Beiträge bis zum Erscheinen des Bandes aktuell zu halten. Doch solch eine große Stadtgeschichte in Form eines oder mehrerer Sammelbände zu bearbeiten, hat auch Nachteile: Zwar ist hier gewissermaßen fast „alles drin“, doch ist es schwerer, einen derart konzipierten Band einfach durchzulesen als eine „durchkomponierte“ Monografie. Redundanzen sind dabei durchaus hilfreich – für den Leser nur einzelner Aufsätze ist es unabdingbar, dass in jedem Aufsatz und in den einzelnen Bänden alle relevanten Zusammenhänge verständlich erklärt werden, auch wenn es dabei Überschneidungen gibt; grundsätzlich versuchte man aber Mehrfachbearbeitungen zu vermeiden, wie Ehbrecht einführend schreibt (S. 9). Auch die Herausgeber beziehen im Vorwort dazu Stellung (S. 7f). Eher vermisst man aber ein Register, das leider erst als Gesamtregister für den fünften Band geplant ist. Immerhin ist am Beginn eines jeden Aufsatzes die Binnenstruktur dargestellt – leider ohne Seitenangaben zu den einzelnen Unterkapiteln. Wünschenswert wäre vielleicht noch ein eigenes Kapitel zu den städtischen Korporationen, die auch im zweiten Band nicht verhandelt wurden. Insgesamt aber schmälert dies nicht die hervorragende Qualität des vorliegenden Bandes und man darf auf die beiden verbleibenden Teile gespannt und gewiss sein, dass sich jede Wartezeit lohnen wird.

Köhler

Goldene Pracht. Mittelalterliche Schatzkunst in Westfalen (Ausstellungskatalog), hrsg. v. Bistum Münster und Domkammer der Kathedrale St. Paulus, Münster, Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Westfälische Wilhelms-Universität Münster. München 2012.

„Verborgene Schätze heben, prachtvolle Reliquienschreine, edelsteinbesetzte Kreuze, verzierte Kelche“ in ihrer Strahlkraft und Aussage wirken lassen, so heißt es im Vorwort des Katalogs zur Ausstellung „Goldene Pracht“ im Landesmuseum und Dom zu Münster. Im Glanz von Gold und Edelstein erstrahlt neben der politischen, kämpferischen und intellektuellen hier die faszinierende Seite der mittelalterlichen Geschichte. Die Goldschmiedekunst wird in den westfälischen Zentren um Münster und Osnabrück und nicht zuletzt um Soest neu verortet.

Prachtentfaltung ist nicht Verschwendung, sondern Andachtshilfe zur spirituellen Versenkung, so schon der berühmte Abt und Architekt Suger von St. Denis (+ 1151). In der Strahlkraft des Glanzes gelangt der Betende von der materiellen zur immateriellen Welt und fühlt sich in Sphären zwischen Dies- und Jenseits versetzt (S. 113).

Wie die Sorge um das Seelenheil und die Memoria zu einem breiten Stiftungswesen führt, wie Reliquienschreine und Skulpturen von der Wunderkraft der Heiligen künden, wie deren Mittragen bei Prozessionen gleichsam die Präsenz des Göttlichen real erscheinen lässt, dokumentiert der Katalog mit seinen kommentierenden kunsthistorischen Beiträgen.

Die Ausstellung widmet Soest einen eigenen Raum, der Katalog ein eigenes Kapitel. Der Raum wird dominiert von den acht Statuetten des Patroklusschreins aus Berlin, ausgestellt an den Wandungen eines Gehäuses, das in seinen Abmessungen dem ursprünglichen Schrein entspricht. Die Goldschmiede Christof und Michael Winkelmann haben in Nachschöpfungen den Kranz der Skulpturen auf die ursprüngliche Zahl ergänzt. Der Katalog spricht hier von Kunstwerken von eigenem Rang. Der Soester Klepping-Altar, die Kusstafel und die Patroklibüste aus der Stiftung des Kanonikers Johannes Husemann (+ 1496) illustrieren das Memorialwesen, fünf vergoldete Kelche aus den Soester evangelischen Kirchengemeinden sprechen das liturgische Geschehen an. Der Nesterkelch der Petrigemeinde mit seinem kunstvoll gestalteten Schaft zeugt von der hohen theologischen Bildung seiner Auftraggeber, wenn nach der Überlieferung des Physiologus (2. Jahrhundert) Pelikan, Phönix und Adler als Sinnbilder für Christi Kreuzesopfer, Auferstehung und Liebe zu den Menschen gestaltet werden.

Was in der Ausstellung nicht gezeigt werden kann, wie die Glasscheibe mit der Stifterfamilie von der Molen aus der Paulikirche oder die Messfeier auf der Sakramentshaustür in der Wiesenkirche, präsentiert der Katalog, das Messfeierbild ganzseitig zur Eröffnung des Kapitels „Gold und Silber im Dienste der Liturgie, die Stifterscheibe folgend der berühmten Grabplatte Gottfrieds von Cappenberg mit dem Barbarossa-Kopf. Ausstellung und Katalog haben das Bild der mittelalterlichen Kunstschatze in Westfalen und Soest eindrucksvoll illustriert und bewusst gemacht. Die These von dem Konkurrenzverhalten von Kanonikern und Stadtbürgern, das in der Auftragsvergabe des Patroklischreins 1313 und der Grundsteinlegung zur heutigen Wiesenkirche 1313 zum Ausdruck kommen soll (Beiträge E. Schloetheuber und H. Krohm), bedarf einer kritischen Auseinandersetzung, allerdings an anderer Stelle.

Löer

Stephanie Hellekamps, Hans-Ulrich Musolff (Hrsg.): Zwischen Schulhumanismus und Frühaufklärung. Zum Unterricht an westfälischen Gymnasien 1600-1750 (Westfalen in der Vormoderne. Studien zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Landesgeschichte 3). Münster 2009, 316 S.

Die vorliegende Aufsatzsammlung enthält die Ergebnisse eines von der DFG geförderten Forschungsprojektes an den Universitäten Münster und Bielefeld zur bisher wenig erforschten Bildungsgeschichte des Zeitraums von 1600-1750. Die zehn vorwiegend von Hans-Ulrich Musolff und Stephanie Hellekamps verfassten Aufsätze untersuchen die Frage, ob im Kontext des Dreißigjährigen Krieges ein curricularer Wandel und Merkmale einer Säkularisierung festzustellen sind. Dabei berücksichtigen sie fünf Gymnasien: das katholische Paulinum in Münster, die lutherischen Gymnasien in Soest und Dortmund und die reformierten in Hamm und Steinfurt. In den Blick genommen wird der Philosophieunterricht in den obersten Klassen, und Hauptquelle sind die gedruckten Disputationen, von denen über 1400 ermittelt und exemplarisch ausgewertet wurden. Dank der äußerst günstigen Quellenlage für das Soester Gymnasium hat dieses in den Studien einen hohen Stellenwert.

In seiner Einführung weist Musolff an den berücksichtigten Gymnasien nach dem Westfälischen Frieden das Ende des Schulhumanismus und eine curriculare Wende nach. Diese besteht in der Wiederkehr des Metaphysikunterrichts als der Lehre vom immateriellen Sein. Insbesondere in der Zurückweisung der Metaphysik von Descartes, einer Metaphysik ohne Ontologie, zeigen die Disputationen einen theorieorientierten, wissenschaftlichen Denkstil.

Susanne Denningmann schließt aus Disputationen aus dem Gebiet der Logik, dass in Soest die Logik des Petrus Ramus, der die aristotelischen Lehren zurückwies, rezipiert wurde. Diese war an den führenden lutherischen Universitäten verboten. Um die Jahrhundertmitte gehen Soester Disputationen auf Distanz zu Ramus und lehnen diesen schließlich entschieden ab. Damit war für die Oberklassen des Soester Gymnasiums die Voraussetzung für die Wiederkehr der Metaphysik geschaffen.

In ihrem Beitrag „Physikunterricht in Soest im 17. Jahrhundert“ vertieft Stefanie Hellekamps zunächst die in Soest umgesetzte Auffassung von Metaphysik und zeigt dann am Philosophie-Lehrbuch (1656) des Soester Rektors Johann Sybel und einschlägigen Disputationen bis zum Ende des Jahrhunderts auf, dass die Physik zwar noch metaphysisch verankert war, aber dass, abweichend von Aristoteles, vor allem die Erklärung von Ursachen und Wirkungen in dem Bereich der materiellen Körper Vorrang hatte. Diese kausalanalytische Vorgehensweise sei als eine Annäherung an die damals aufkommenden Naturwissenschaften zu werten.

Indiz für die Fortsetzung der curricularen Wende in der Frühaufklärung ist für Hellekamps und Musolff die Rezeption von Descartes am Gymnasium in Hamm und in Soest um 1700. In Soest wurde Descartes Affektenlehre im Ethikunterricht und in Disputationen behandelt. Letztere lassen erkennen, dass die Schüler lernen sollten, Gefühle und Charaktere zu erkennen und rational und weltklug mit ihnen umzugehen, auch das war ein Bruch mit dem Schulhumanismus.

Die Ausbildungsfunktion der unteren Klassen des Soester Gymnasiums auch für nichtakademische Berufe beweist Musolff mit einer fast verwirrenden Vielzahl von Diagrammen. Diese basieren auf einer EDV-unterstützten Auswertung des Schülerverzeichnisses von 1685-1708 und eines weiteren von 1683, dessen Lückenhaftigkeit nicht erkannt wird. Bei einer Gesamtzahl von 867 Schülern konnte mithilfe anderer Quellen von über 500 der spätere Beruf ermittelt werden. Davon wurden 33 Kaufleute, 66 Handwerker und 22 Gastwirte. Diese konnten das in Rechnen Gelernte anwenden.

Die sinkenden Schülerzahlen der Oberstufe um 1700 verweisen nach Musolff über den Rekrutierungsdruck hinaus auch auf eine Säkularisierungskrise des Soester Gymnasiums, die durch Streitigkeiten zwischen weltlichen und geistlichen Scholarchen sowie zwischen Konrektor und Subkonrektor sowie einen Rückgang der theologischen und eine Zunahme der philosophischen Disputationen bedingt war. Zudem stieg die Anzahl späterer Mediziner und Juristen signifikant an. Diese Vorgänge machen deutlich, dass das auf ein späteres Theologiestudium ausgerichtete Lehrangebot des Soester Gymnasiums nicht mehr ausreichte und säkular

erweitert werden musste. Ausgeprägte Säkularisierungsphasen gab es an den Gymnasien in Hamm und Steinfurt.

Rein empirisch weist Musolff für das 17. und frühe 18. Jahrhundert einen Prozess der Professionalisierung westfälischer Gymnasiallehrer nach, da die Anzahl akademisch gebildeter, vollberuflicher Lehrer, die ihre Lehrtätigkeit als Lebensberuf ausübten, zunahm. Dieser Vorgang entsprach der erweiterten Qualifizierungsfunktion der Gymnasien und bedeutete eine allmähliche Trennung des Lehramts von der Kirche.

Die Aufsatzsammlung überzeugt durch die Fülle der ermittelten und ausgewerteten gedruckten und ungedruckten Quellen sowie eine Vielzahl von bisher unbekannten Einzelergebnissen zum frühneuzeitlichen Unterrichtswesen. Ein Orts-, Personen- und Sachregister unterstützt die Erschließung des Bandes.

Im Gegensatz zu der bisherigen Auffassung der Bildungshistoriker heben die Herausgeber als übergreifende Ergebnisse hervor, dass es keine durchgehende Konfessionalisierung gab, sondern bereits frühe „Säkularisierungsphasen“ und „Säkularisierungstendenzen“. Ohne den komplexen Säkularisierungsbegriff zu thematisieren, wird dieser fixiert „im Sinne der Rationalisierung und funktionalen Differenzierung“ (S. 261f.), wie sie etwa in der Abkehr vom Schulhumanismus, der Erweiterung des Lehrangebots und dem Lebensberuf des Lehrers fassbar wurden. Warum es ab etwa 1720 wieder zu „Rechristianisierungsbestrebungen“ und theologischer Schwerpunktsetzung des Unterrichts kam, wird postuliert, aber nicht begründet. In Einzelfällen stellt sich angesichts geringer Grundmengen und kurzer Zeitsegmente die Frage, ob die Diagramme noch in der Lage sind, einen unverzerrten Eindruck zu vermitteln. Und aus Soester Sicht muss richtig gestellt werden: Das Soester Gymnasium gab es nicht erst seit 1570 (S. 61), sondern spätestens seit 1535.

Götz

Jutta Hülsewig-Johnen, Thomas Kellein (Hrsg.): Der Westfälische Expressionismus. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in der Kunsthalle Bielefeld vom 31.10.2010 bis 20.2.2011. München 2010, 239 S., zahlreiche farbige Abb.

„Wenn ich nicht die braunen Ackerschollen und die wehenden Kornfelder so lieb hätte, wäre ich überhaupt schon längst in Berlin.“ Das Zitat stammt von Wilhelm Morgner aus dem Jahr 1911 (S. 6).

Im Oktober 2010 machte die Ausstellung „Der westfälische Expressionismus“ in Bielefeld mit einer Fülle von Exponaten auf sich aufmerksam und erfüllte den Wunsch vieler interessierter Kunstkenner und Besucher, nun endlich in einer groß angelegten Schau jene Künstlerpersönlichkeiten vorgestellt zu sehen, die sich zu Beginn des letzten Jahrhunderts in Westfalen verwurzelt und sich trotz der großen Zentren in Berlin und München eindeutig der heimatischen Kunstszene intensiv verbunden fühlten. Wenn auch Reisen, Studienaufenthalte, Arbeits- und Freundschaftsgemeinschaften sie in diese Metropolen führten, war es doch der heimatische Bezug, der sich in ihren Werken durchsetzte.

Gleich zu Anfang stellt Thomas Kellein die entscheidenden Fragen nach der Bedeutsamkeit des Begriffes „Was ist Westfalen?“ und „Was ist eigentlich westfälisch am hiesigen Expressionismus?“ – im Gegensatz zu dem längst feststehenden und anerkannten Terminus des Rheinischen Expressionismus (S. 7). Im westfälischen Hagen war es Karl Ernst Osthaus, der am Anfang des 20. Jahrhunderts mit der Eröffnung seines Museums Folkwang als Herberge ferner Kulturen und gleichzeitig der Präsentation zeitgenössischer Kunst ein neues Zentrum der Avantgarde begründete. Gemeinsam mit dem belgischen Jugendstilkünstler Henry van de Velde hatte Osthaus seine Vorstellung der Künstlerkolonie Hohenhagen und des Wohnhauses Hohenhof in der Stadt umsetzen können. Als erstes Museum seiner Zeit für zeitgenössische Kunst verkörperte es die Idee, mit „Hagen als Großstadt des Westens“ einen markanten Gegenpol zu setzen zu der die kulturellen Werte zentralisierenden Reichshauptstadt Berlin. Mit der Gründung der „Gewerblichen Fortbildungsschule“ erhielt auch das westfälische Bielefeld ein Zentrum der neuen Künstlerausbildung, die sich am Werk Vincent van Goghs und an den Arbeiten der Gemeinschaft der „Brücke“ ausrichtete. Jutta Hülsewig-Johnen, die für die Ausstellung und den Katalog zuständige Kuratorin, spürt der Entwicklung des Expressionismus in der Provinz Westfalen nach und resümiert: „Die durchaus selbstbewusste, künstlerische Wertschätzung des eigenen, ländlichen Lebensraumes ist vielleicht das vorrangige Kennzeichen des westfälischen Expressionismus.“ (S. 11) Und in der Tat ist es die Vielfalt dieser Motive, die den Bezug zur Heimat herstellt.

In gemeinschaftlicher Arbeit mit vielen Autoren werden im Katalog die Biografien der aus einer Vielzahl gewählten Künstler kenntnisreich vorgestellt. Peter August Böckstiegel, Ludwig Godewols und die Schüler seiner Malklasse aus den ersten drei Jahrzehnten in Bielefeld, Paul Kottenkamp, Else Lohmann, August Macke, Carlo Mense, Wilhelm Morgner, Christian Rohlf, Heinrich Schlieff, Hermann Stenner, Eberhard Viegner – ihnen

sind Ausstellung und Katalog gewidmet. Mit weiterführenden Texten, die sich intensiv mit der Wirkung Einzelner im Besonderen auseinandersetzen, gibt der Ausstellungskatalog einen gelungenen Überblick über die gesamte Thematik: Peter August Böckstiegel und August Macke, den Maler, der auch außerhalb von Westfalen den größten Ruhm erreichen konnte, Wilhelm Morgner, Christian Rohlfis und Hermann Stenner, die ohne die Kontakte zu den Metropolen vermutlich nicht diese Inspiration und Auseinandersetzung erfahren hätten, aber doch dieser Landschaft verbunden blieben. Wenn auch nicht so populär wie ihre Künstlerkollegen, sind doch sie auch zu jenen zu zählen, die Neues entwickelt haben, ihre Formen und Farben expressiv und oftmals auch eruptiv einzusetzen wussten, mit Reduktionen gespielt und starke Farbkontraste genutzt haben wie ihre heute als großartig erachteten Vorbilder.

Überaus detail- und umfangreiche Abbildungen und gute Farbigkeit laden den Betrachter ein, sich mit dem Katalog auseinanderzusetzen. Über zweihundert Werke wurden aus privatem und öffentlichem Besitz der Ausstellung als Leihgabe zur Verfügung gestellt. So fanden sich auch Werke aus dem Kunstbesitz der Stadt Soest, großformatige Arbeiten wie der „Holzarbeiter“ von Wilhelm Morgner aus dem Jahr 1911. Dieser war auch für die Präsentation in dieser Ausstellung zuvor durch die Stadt und ihre Kunstfreunde restauriert worden.

Den Abschluss des Kataloges bildet eine doppelseitige Chronologie, die beginnend mit dem Jahr 1901 einen kurzen, prägnanten Überblick gibt bis in das alles entscheidende und massiv verändernde Jahr 1933.

Allein die doch gravierende Fehleinschätzung der Bedeutung und vermeintlichen Vorbildfunktion der Arbeiten des Soester Malers Heinrich Schlieff riefen in der Fachwelt großen Widerspruch hervor und waren für das Renommee der ihm benachbarten Maler wie vor allem Eberhard Viegener äußerst verletzend. Korrigierende Texte und eine Veränderung in der Zusammenführung einzelner Bildwerke in der Ausstellung suchten dies schnellstmöglich zu heilen. Doch trotz alledem ist der vorliegende Katalog als Gesamtkunstwerk eine äußerst gelungene Präsentation der Kunst des Westfälischen Expressionismus, ein mit einfühlsamen, guten Texten versehenes Dokument dieser in der Kunstgeschichte wichtigen Zeit, die bis heute prägend geblieben ist.

Werntze

Klaus Kösters: 100 Meisterwerke westfälischer Kunst. Münster 2011, 224 S.

„100 Meisterwerke westfälischer Kunst“ – einen ebenso werbewirksamen wie kunsthistorisch diskussionswürdigen Titel hat Klaus Kösters für seine Schau von 100 Kunstwerken vom frühen Mittelalter bis zum letzten Drittel des 20. Jahrhunderts gewählt. Mit den beiden zentralen Eingangsfragen, danach, was ein künstlerisches Meisterwerk ausmacht und ob es überhaupt eine regionalspezifische, hier also „westfälische“ Kunst gibt, problematisiert er nicht nur seine Titelwahl, sondern erläutert auch seine Kriterien, die zu dieser Auswahl führten.

Die Zusammenstellung dieser 100 Werke aus Malerei, Bildhauerei, Druckgraphik, Architektur und Silber- bzw. Goldschmiedekunst erhebt nicht den Anspruch, als abschließende Kunstwerkeskala die Quintessenz des Kunstschaffens in Westfalen zu dokumentieren. Es geht Kösters nicht um eine Kanonisierung dessen, was als künstlerisches Meisterwerk bzw. regionaltypische Erscheinungsform von „Kunst“ in den verschiedenen Jahrhunderten gelten könnte. Bei seiner Auswahl zieht er Werke in Betracht, die durch die Kunstgeschichtsschreibung bereits als „gesichert“ angesehen werden können und über eine Tradition als „westfälische Kunstwerke“ verfügen. Beginnend bei den Gewölbe- und Wandmalereien aus Corvey spannt er – unter bewusstem Ausschluss der Werke noch lebender Künstler – den historischen Bogen über Mittelalter, Neuzeit und Moderne bis zu den abstrakten Kunstwerken der Nachkriegszeit.

Angesichts des Problems, nicht auf die kunsthistorische Traditionsbildung zurückgreifen zu können, wenn der zeitliche Abstand zum Werk fehlt, bekennt sich Kösters ausdrücklich auch zu subjektiven Momenten, die als Kriterien bei der Auswahl gerade der Werke der jüngeren Vergangenheit eine Rolle spielten. Die Kategorie des „Westfälischen“ geht für ihn nicht von einer eindeutig zu definierenden geographischen Zuordnung der Kunst aus, geschweige denn von Stilmerkmalen, die regional zu verorten wären. Der geographische ist bei Kösters vor allem ein biographischer Aspekt. Seine 100 Meisterwerke wurden von Künstlern geschaffen, die innerhalb der Grenzen des heutigen Westfalen lebten bzw. für geraume Zeit arbeiteten und deren Werke auf die jeweilige „Kunstszene“ ihrer Zeit stilbildenden Einfluss hatten.

Die Werke Soester Herkunft in dem Band sind zahlreich und zeichnen eindrucksvoll die kunsthistorischen Höhepunkte im Leben der Stadt nach: Der wirtschaftliche Aufstieg Soests zu mittelalterlichen Großstadt von europäischem Rang führte auch zu einer kulturellen Blüte, für welche die einschlägigen Kunstwerke in den städtischen Kirchen und Klöstern stan-

den. Im Einzelnen widmet der Autor dem Marienchörchen in St. Patrokli (nach 1150), dem Antependium aus St. Walburgis (um 1170), der Werler/Soester Wallfahrts-Madonna (nach 1170), der Chorausmalung der Hohnkirche (um 1240), dem vormalig in der Wiesenkirche befindlichen Kreuzigungsretabel (um 1230) und dem Fenster- und Figurenschmuck im Chor der Wiesenkirche (14. Jahrhundert) einzelne Kapitel. Mit dem Totentanz von Heinrich Aldegrevier (1541) endet bei Kösters vorerst die Werkliste Soester Provenienz folgerichtig, hatte die Stadt mit dem Zeitalter der Reformation doch den Zenit ihres wirtschaftlichen und politischen Erfolges überschritten und sank in den folgenden Jahrhunderten auch kulturell zur Provinzstadt ab. Erst ihrer Entdeckung durch die Künstler der klassischen Moderne verdankte sie erneut den Anschluss an die künstlerische Avantgarde. Dafür stehen bei Kösters Wilhelm Morgners „Astrale Landschaft“ (1913), Arnold Topps „Komposition I“ (1916), Christian Rohlfss’ „Türme von Soest“ (1921), Wilhelm Wulffs „Kleines Relief“ (1924), Eberhard Viegeners „Stilleben mit Disteln und Kette“ (1928), Max Schulze-Söldes „Baum in einer Winterlandschaft“ (1942) und schließlich Hans Kaisers „Triptychon Ses Veles I-III“ (1980).

Die Rezensentin würdigt die Werke mit Soester Bezug nicht allein aus lokalpatriotischen Motiven. Gerade eine Zusammenschau verschiedener Kunstwerke aus Kösters Auswahl unter einem bestimmten Blickwinkel veranschaulicht deren eben doch repräsentative Qualität.

Obwohl die einzelnen Kapitel des Buches, die jeweils einem Kunstwerk gewidmet sind, durchaus eigenständig für sich stehen und als wissenschaftliche Essays singulär gelesen werden können, sind sie inhaltlich auf das engste miteinander verzahnt. Die Soester Beispiele zeigen, dass in der Zusammenschau verschiedener Kapitel kunst- und kulturhistorische Bezüge deutlich werden, die über die grundlegenden Informationen zum jeweiligen Werk hinausgehen. So erfährt der aufmerksame Leser viel über die lokalen Zentren des Kunstschaffens, über die biographischen Verbindungen verschiedener Künstler untereinander, über stilistische und inhaltliche Korrespondenzen in den Werken einer Epoche, über die soziopolitische Grundlegung der Kunstproduktion zu verschiedenen Zeiten.

Die Texte liefern diese komplexen Informationen durchgängig auf dem aktuellen Stand der Forschung, dabei aber in anschaulicher, ja unterhaltsamer Art und Weise, also im besten Sinne populärwissenschaftlich. Durchgängig gute Fotografien runden das Lese- und Schauvergnügen ab. An dieser Stelle sei auch auf die große Sorgfalt bei Redaktion, Druck und Ausstattung des Buches durch den Aschendorff-Verlag hingewiesen. Diese nur scheinbar banalen Grundlagen machen aus der vorliegenden Publi-

kation zudem noch ein schönes Buch, das man gerne in die Hand nimmt. Es spiegelt die offensichtliche Freude, mit der Kösters „seine“ 100 Meisterwerke auswählte und vorstellt, unmittelbar wider.

Cöppicus-Wex

Margarete-Anne und Ulrich Löer (Hrsg): Max Schulze-Sölde 1887-1967. Ein Mensch seiner Zeit. Gemälde - Zeichnungen - Druckgrafik (Soester Beiträge. 61). Soest 2012, 183 S. mit zahlreichen Abb.

Max Schulze-Sölde hat ein umfangreiches Werk hinterlassen und über seine Malerei hinaus politisch-soziale Ziele verfolgt. Diesen außergewöhnlichen Maler und Menschen würdigte der Soester Verein für Geschichte und Heimatpflege in einer umfangreichen, überregional beachteten Retrospektive, die nach der in Soest zum 60. Geburtstag Schulze-Söldes gezeigten großen Ausstellung längst überfällig war und dank des unermüdlichen Engagements von Margarete-Anne Löer realisiert werden konnte.

Der zur Ausstellung erschienene Katalog mit dem vielsagenden Untertitel „Ein Mensch seiner Zeit“, der auf Schulze-Söldes Autobiografie von 1930 und den Titel eines Selbstporträts anspielt, bietet dem Leser mit fünf aus unterschiedlicher Perspektive verfassten Aufsätzen die Möglichkeit, sich intensiv mit Werk und Leben dieses Malers zu befassen. Außer kleinformatischen, für die Lektüre relevanten Abbildungen am Rand der Textseiten enthält der ‚Katalog der Werke‘ fast alle in der Ausstellung gezeigten Bilder in exzellentem Farbdruck in großem Format.

Als Schlüssel zum Verständnis des ruhelos Suchenden Malers deutet Annette Werntze in ihrer kunsthistorischen Betrachtung Schulze-Söldes Selbstbildnis „Ein Mensch dieser Zeit“ (1950) mit dem realistisch ausgeführten, zerquälten Gesicht, das von abstrakten Formen und Linien umgeben ist. Mit differenzierten Bildbeschreibungen leitet sie zu genauem Sehen an und zeigt die stilistischen Phasen des Werkes von Schulze-Sölde auf: Nach impressionistischen Anfängen beeinflussen Arbeiten von Cézanne, Picasso und Braque, die er in Frankreich, wo er während des Ersten Weltkrieges interniert war, kennengelernt hatte, seinen Stil. So sind Menschendarstellungen expressionistisch gehalten und Bilder von gotischen Kathedralen kubistisch. Als künstlerischen Durchbruch stellt Werntze die Ausstellung von 1919 in der Galerie Flechtheim in Düsseldorf heraus. Nach mehrjähriger Abwendung von der Malerei entstehen ab der zweiten Hälfte der 1920er- bis in die 1930er-Jahre hinein Bilder der Neuen Sachlichkeit, die die Industrialisierung und die Situation der Arbeiter kritisieren. Zwar konstatiert Annette Werntze die Qualität von

Schulze-Sölde realistischer Landschaftsmalerei, der er sich in den letzten 30 Jahren vornehmlich widmete, aber die bis etwa 1930 entstandenen Arbeiten bewertet sie als die besten und wichtigsten. Nach dem Zweiten Weltkrieg sei ihm kein Neuanfang gelungen und er so nicht über die Region hinaus beachtet worden.

Margarete-Anne Lör verarbeitet in ihrem Aufsatz „Leben und Werk des Malers Max Schulze-Sölde“ alle nur möglichen Quellen: Autobiografische Schriften, künstlerische und sozial-politische Manifeste des Malers, Briefe, Tagebücher und Ausstellungskataloge. Auf dieser Basis beschreibt sie detailliert die Beziehung zwischen Biografie, Werk und historischem Hintergrund. Zudem führt sie dessen sämtliche Ausstellungen auf und ermittelt verschollene Bilder.

Sie charakterisiert Schulze-Sölde, den Sohn des Hammer Generalstaatsanwaltes, als zerrissenen und suchenden Menschen, dabei geht sie ein auf sein Studium an der Kunstakademie Düsseldorf, die Internierung in Frankreich während des Ersten Weltkrieges, die Wende zur klassischen Moderne, das wichtige Jahr 1919 mit Ausstellungen in Galerien und Museen in Hamm, Dortmund, Düsseldorf, Frankfurt, München, die Förderung durch Karl Ernst Osthaus, die Aufnahme in die Hagener Bohème, die Begegnung mit Eberhard Viegner, dann in den frühen 1920er-Jahren den Ausstieg aus der erfolgreichen Karriere als Maler, seine verschiedenen Lebensweisen und sozialpolitischen Intentionen. Durch diese Ausführungen M.-A. Lörers wird die vielseitige Themenwahl der neusachlichen Phase Schulze-Sölde plausibel. Sie beleuchtet ferner die ambivalente Situation des Malers im Nationalsozialismus, aus der sie seine Hinwendung zur Landschaftsmalerei erklärt, würdigt seine Faszination durch die Soester Börde, die schließlich dazu führt, dass er sich 1938 auf der Haar in der Nähe seines Freundes Eberhard Viegner niederlässt. Für die Nachkriegszeit verfolgt M.-A. Lör weitere lebensreformerische Aktivitäten Schulze-Sölde, hebt seine Bemühungen um abstrakte Malerei hervor und konstatiert stilistische Veränderungen der Landschaftsbilder.

In ihrem auf das Wesentliche einzelner Lebensphasen ausgerichteten Beitrag „Max Schulze-Sölde und Eberhard Viegner: Begegnungen, Trennungen, Nähe und Distanz“ gelingt es Bärbel Cöppicus-Wex, Gemeinsamkeiten und Besonderheiten der beiden Maler der zweiten Generation des westfälischen Expressionismus zu erfassen.

Im Zeitraum von 1919 bis 1925 stellt sie dem Großbürgersohn Max Schulze-Sölde den aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammenden Eberhard Viegner gegenüber, der als Dekorationsmaler in Soest begonnen hatte. Die Krise, in der sich beide künstlerisch und menschlich zu Beginn

der 1920er-Jahre befanden, bewältigten sie unterschiedlich: Schulze-Sölde erprobte angesichts der bedrohlichen technisierten Welt verschiedene Lebensentwürfe, stellte sich in den Dienst von sozial-politischen Bewegungen, was sich dann in seinen industriekritischen und sozialromantischen neusachlichen Bildern niederschlug. Dagegen setzte sich Viegener 1920 auf der Haar fest, hatte keine politisch-sozialen Intentionen und kam zu innerer Ruhe durch diszipliniertes Arbeiten, nicht mehr im Stil des Expressionismus, sondern ebenfalls der Neuen Sachlichkeit. Seine Motive fand er in seiner unmittelbaren Umgebung. Dabei gehen seine Bilder weiter in der Abstraktion und der Reduktion auf geometrischen Formen als die Schulze-Söldes.

Das nächste Zeitfenster öffnet Cöppicus-Wex für die Jahre ab 1934, in denen Schulze-Sölde die Beziehung zu E. Viegener intensivierte, in dessen Nähe zog und beide Künstler mit ihren realistischen Landschaftsbildern ohne Modernisierungskritik einen Stilwandel vollzogen. Diesen erklärt die Verfasserin überzeugend als ein Lavieren „zwischen innerer Emigration und affirmativer Anpassung an den offiziellen Zeitgeschmack“, das auch der Existenzsicherung diene.

Im Hinblick auf die Nachkriegszeit streift Cöppicus-Wex stilistische Experimente der beiden Maler und weist darauf hin, dass Schulze-Sölde Vorsitzender des „Kunstrings Soest“ und Viegener Präsident des „Westdeutschen Künstlerbundes“ war und die Tendenz bestand, beide zu Malern der heimatlichen Landschaft zu reduzieren. Eine neue Seite im Schaffen von Schulze-Sölde, die Verbindung von Malerei und Musik, zeigt Walter Weihs in seinen Überlegungen zur „Hinterglasmalerei im Werk von Schulze-Sölde“, die in nur ganz wenigen Exemplaren erhalten ist. Vor allem am Beispiel des abstrahierenden Hinterglasbildes „Prélude“ von 1946 und des Gemäldes „Zusammenbruch“ von 1945 weist er anhand von aus der Musik entlehnter Formen überzeugend nach, dass Schulze-Sölde seine Absicht, „wie ein Komponist“ zu malen, qualitativ umgesetzt hat.

Im letzten Beitrag des Katalogs nimmt Ulrich Lör die Reden, Briefe, Aufsätze in einschlägigen Zeitschriften, samt den damit verbundenen Personen, und die Aktionen Schulze-Söldes von 1920-1933 in den Blick: zum Beispiel seinen Aufenthalt in einer kommunistischen Landkommune, seine agitatorischen Reden im Zusammenhang mit seiner Arbeit als Bergmann, den missionarischen Wanderprediger, der einen christlichen Sozialismus und in den 1930er-Jahren einen auf dem Führerprinzip beruhenden „revolutionären Nationalismus“ forderte, der vorübergehend Erwartungen in den Nationalsozialismus setzte, der sich für Lebensreformprojekte und auf einem Vegetariarkongress engagierte.

Innerhalb des kulturgeschichtlichen Spektrums der Weimarer Republik ordnet Löer Schulze-Sölde den Inflationsheiligen zu, also jenen Gruppen „von Aussteigern, Wanderpredigern und Sektierern und Schwärmern“, die sich nach der Überwindung der Inflation von 1923 den vielerlei Gruppierungen der bündischen Jugend anschlossen. Schulze-Sölde habe überhöht und sprunghaft in seinen Reden, Briefen und Aufsätzen zwischen völkischen, kommunistischen und nichtkirchlich-christlichen Einstellungen nach Sinn gesucht und sich für die Gestaltung der Zukunft engagiert. Seine radikalen und unfertigen Konzepte blieben zwar ohne breitere Wirkung, hatten aber eine destabilisierende Funktion für „die unvollendete Demokratie“ von Weimar.

Jeder einzelne Aufsatz bietet einen speziellen Zugang zum Werk und Leben Schulze-Söldes, und durch alle zusammen erhält der Leser ein klares Profil vom Werk, Denken und Handeln dieses Malers, wozu auch die inhaltlichen Überschneidungen beitragen. Zudem wird deutlich, dass der Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest mit Schulze-Sölde ein geradezu ideales Thema für die Ausstellung samt Katalog und das hochkarätige Rahmenprogramm ausgewählt hat, weil dieser Künstler über seine Malerei hinaus auch für Historiker von Bedeutung ist.

Götz

Ilse Maas-Steinhoff: Das Beispiel Soest. Vom Rettungshaus zum Perthes-Zentrum. In: Hans-Walter Schmuhl, Ulrike Winkler (Hrsg.): Das Evangelische Perthes-Werk. Vom Fachverband für Wandererfürsorge zum diakonischen Unternehmen. Bielefeld 2009, S. 304-322.

Zum 200. Geburtstag von Clemens Theodor Perthes erschien eine über 350 Seiten starke Chronik der nach ihm benannten diakonischen Einrichtung in Westfalen. Aus der ursprünglich für die „Herbergen zur Heimat“ zuständigen Institution entwickelte sich ein insgesamt 68 Einrichtungen umfassendes, „vielfältig verflechtes“ Unternehmen mit Sitz in Münster, das für Alten-, Behinderten- und Suchtkrankenhilfe, Menschen in besonderen sozialen Schwierigkeiten, für den Betrieb von Übernachtungs- und Sozialberatungsstellen sowie anderer gemeinnütziger Einrichtungen zuständig ist. Insgesamt werden über 4.300 Mitarbeiter beschäftigt.

Nicht ohne Grund ist Soest ein besonderer Abschnitt gewidmet, denn „nirgendwo sonst unterhält das Evangelische Perthes-Werk mehr Einrichtungen, und fast das ganze Spektrum seiner sozialen Arbeit ist hier vertreten“ (S. 304). Ilse Maas-Steinhoff spürt in ihrem Beitrag den Ursprüngen der Diakonie in Soest anhand des Walpurgishauses nach, zunächst

ein „Rettungshaus für verwahrloste Mädchen“, heute eine Einrichtung für Menschen mit Behinderungen. An anderer Stelle des Buches (S. 229-234) ist zudem noch der „Skandal im Walpurgis-Kinderheim“ dokumentiert, der 1970 Diskussionen um die Unterbringung behinderter Kinder auslöste. Am Heinsbergplatz entstand 1954 das Walburgis-Altenheim, nicht zufällig nach derselben Heiligen benannt, heute Adolf-Clarenbach-Haus. Der dritte Baustein des Perthes-Werks in Soest, die 1880 eingerichtete Herberge zur Heimat für „Wanderarme“, erfuhr manchen Ortswechsel, bevor heute ein Haus an der Waldstraße dafür eingerichtet werden konnte.

Das Perthes-Zentrum am Bleskenweg, das als Diakoniezentrum 1976 eingeweiht wurde, bietet heute mit den angegliederten Wohnheimen, Werkstätten und Beratungsstellen vielfältige Hilfen für Alte, Kranke und Behinderte. Mit 466 Arbeitskräften entspricht es einem „respektablen mittelständischen Unternehmen“ (S. 319), das mit der Stadt und den Kirchengemeinden durch Kuratorien verbunden ist. Auf 19 Seiten gelang hier eine fundierte, faktenreiche Chronik einer diakonischen Einrichtung, deren Größe und Vielfalt selbst alteingesessenen Soestern nicht bekannt sein dürfte.

Elbert

Ilse Maas-Steinhoff (Hrsg.): Nachkriegszeit in Soest. Soest 2011. (Soester Beiträge. 60 = Soester Zeitschrift 122/123 (2010/2011)). 376 S. mit 112 Abb.

Der Zweite Weltkrieg war für Deutschland eine bedeutende, wenn nicht die bedeutendste Zäsur der neueren Geschichte. Nichts war mehr so, wie es zuvor gewesen war, die staatliche Ordnung war untergegangen, alte Überzeugungen waren fragwürdig oder vollends inakzeptabel geworden. Ein Bruch mit der Vergangenheit und ein Neuanfang schienen unabdingbar, zumal eine Fortschreibung des Status quo allein schon durch die Präsenz der Alliierten unmöglich war. Es verwundert daher nicht, dass das Kriegsende schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit als „Stunde Null“ apostrophiert wurde. Nur: Wie belastbar war diese Bezeichnung? Die ebenfalls schon zeitgenössisch vorgebrachte Kritik hat sich über die Jahre in der Bundesrepublik durchgesetzt, eine „Stunde Null“ wird heute kaum noch beschworen. Allerdings bleibt die Frage, wie denn das Kriegsende oder die Nachkriegszeit sonst beschrieben werden kann. Die Antwortversuche waren aus mehreren Gründen immer äußerst uneinheitlich und auch schwierig. Erstens kam das Kriegsende nicht für alle zur selben Zeit. Sieht man einmal von Kriegsgefangenen oder Emigranten ab (für die der Krieg

in seiner akuten Form im Einzelfall schon sehr früh zu Ende war) und blickt auf das Gebiet des vormaligen Deutschen Reiches, so lag zwischen der Eroberung der ersten deutschen Stadt durch alliierte Truppen (Aachen am 21.10.1944) und der endgültigen deutschen Kapitulation immerhin über sechs Monate. Das Kriegsende war somit zwar für den Einzelnen bestimm- und erfahrbare, nicht aber für „die“ Deutschen insgesamt. Zweitens wurden Beschreibungsversuche von Kriegsende und Nachkriegszeit durch die Zeitgenossen dadurch erschwert, dass die Bewertung des Endes zwischen Befreiung und Niederlage oszillierte und damit auch entsprechend polarisierte. Auch einen dritten Grund mag man heranziehen: Unabhängig davon, wie das Kriegsende und damit die Nachkriegszeit durch den Einzelnen oder durch gesellschaftliche Gruppen bewertet wurde, die prägenden Erfahrungen der Menschen jener Zeit waren der Mangel des unmittelbar Lebensnotwendigen, war der Hunger, der zerstörte Wohnraum und die Sorge um Angehörige. Etwas später trat dazu auch die Frage nach der Ausgestaltung des Gemeinwesens, nach der Existenz von Zeitungen oder Parteien, nach dem Umgang mit belasteter Vergangenheit. Die Bezeichnung „Nachkriegszeit“ erweist sich so als Sammelbezeichnung für äußerst unterschiedliche Entwicklungen und Umstände. Auch „Befreiung“ oder „Niederlage“ waren somit bei weitem nicht die einzigen und oft auch nicht die vordringlichsten Kategorien für die Beschreibung jener Zeit.

Der im Jahr 2011 erschienene Band „Nachkriegszeit in Soest“, vorgelegt von einer Gruppe Soester Lokalhistoriker, sucht sich diesem Thema am Beispiel von Stadt und (Alt-)Kreis Soest zu nähern. Indem sie die Bedeutung der „lokalen Erfahrung“ für die Untersuchung von Kriegsende und Nachkriegszeit betonen, folgen sie einem Trend in der Geschichtswissenschaft, der in den letzten Jahren die Bedeutung sowohl des Regionalen wie des Lokalen betont und gewissermaßen auch wiederentdeckt hat. Die Autoren suchen der Frage nachzugehen, in welchem Verhältnis Kontinuitäten und Diskontinuitäten standen, wie der Zusammenhang zwischen äußerer (Un-)Versehrtheit und innerer Neuorientierung aussah und wie Neugestaltung und -ausrichtung der Gesellschaft konkret funktionieren konnte. Das Buch sucht diesen Fragen durch das weite Spektrum der 14 Beiträge abzudecken, die sich außerdem in zwei Gruppen unterteilen lassen. Auf der einen Seite stehen die Beiträge, die sich dem materiellen Aufbau, etwa der Infrastruktur, zuwenden. So behandelt Wilhelm Becker den Wiederaufbau der Elektrizitätsversorgung und Friedrich Wilhelm Landwehr in zwei Aufsätzen die Planungen zum städtischen Wiederaufbau und das Problem der Wohnungsnot bzw. den Wiederaufbau von Wohnraum. Der

städtische Wiederaufbau manifestierte sich daneben aber auch symbolisch im Wiederaufbau der Kirchen St. Petri und St. Patrokus, die Gegenstand der Aufsätze von Bernd-Heiner Röger und Jürgen Peters sind, oder aber in der Wiederaufnahme der Kulturarbeit, wie sie Ulrike Sasse-Voswinkel am Beispiel des neu entstehenden Theaterlebens nach 1945 zeigt. Mindestens genauso wichtig war aber auch der gesellschaftliche Wiederaufbau. Vorrangiges Ziel der Alliierten und der führenden deutschen Nachkriegs-politiker war dabei die Demokratisierung der Gesellschaft. Diese ließ sich Ablesen etwa an der Herausbildung von neuen politischen Strukturen wie der (Wieder-)Gründung von Parteien, was Guido Niermann anhand der Gründung der CDU untersucht, oder aber an der Herausbildung einer neuen Presselandschaft, was Martin Huckebrink am Beispiel Soest für die Jahre 1945-1950 in den Blick nimmt. Gerade die Ausbildung der Presse-landschaft zeigt aber auch, dass Demokratisierung nicht allein Ausdruck des Umgestaltungswillens der deutschen Bevölkerung war, sondern dass die Nachkriegszeit gerade in diesem Bereich Bedingungen und Interessen der (hier westlichen) Alliierten unterworfen war (Lizensierungsverfahren von Zeitungen, Materialzuteilungen usw.). Diese präformierten diesen Prozess, begleiteten und verkomplizierten ihn zum Teil auch. Einen weiteren wichtigen Bereich des gesellschaftlichen Wiederaufbaus stellte zweifelsohne der Umgang mit der Vergangenheit dar. Dieser Bereich wird vor allem durch drei Aufsätze auszuloten gesucht. Wolfgang Stelbrink schaut auf die Entnazifizierung in Soest, Gerhard Köhn nimmt die Wiedergutmachung für Verfolgte des Nationalsozialismus in den Blick und Michael Römling befasst sich schließlich mit den Displaced Persons im Raum Soest. Abgerundet wird dieser Themenkomplex durch zwei Aufsätze, die sich den Kirchen als zentralem Akteur im Kontext des Wiederaufbaus zuwenden. So befasst sich Ulrich Lör mit dem katholischen Milieu und Ilse Maas-Steinhoff mit den evangelischen Gemeinden als wichtigen Größen im gesellschaftlichen Orientierungsprozess. Der letzte Beitrag, die Tagebuchnotizen von Hans Rudolf Hartung, bündelt beinahe alle angesprochenen Felder und vermitteln so einen plastischen Eindruck von der Nachkriegszeit im Fokus einer Person.

In den Beiträgen wird vor allem die Vielschichtigkeit der Probleme in der Nachkriegszeit deutlich. Nachkriegszeit bedeutete vor allem Wiederaufbau, aber auch die Suche nach Normalität. Drängende Alltagsprobleme standen neben der Herausforderung, mit Verlusten in den Familien umzugehen. Die Bedürfnisse vor Ort kollidierten mitunter mit alliierten Interessen und Forderungen. Parallel dazu galt es Unterbringung, Versorgung und Umgang mit den als Displaced Persons bezeichneten vormaligen Ar-

beitssklaven zu bewältigen und obendrein verschärfte die Anwesenheit der aus dem Osten vertriebenen Deutschen das ohnehin drängende Wohnungsproblem auf längere Sicht. Soest war ebenso mit einer Verschiebung seiner Sozialstruktur konfrontiert wie mit den Fragen, wie ein neues Gemeinwesen aussehen solle, wie mit belasteten Personen umgegangen, wie Zeitungen und Parteien neu gegründet und wie generell das kulturelle Leben wiederaufgenommen werden konnte. Deutlich wird das hohe Maß an zivilgesellschaftlichem Engagement, das für den Wiederaufbau notwendig war, aber auch die Unwägbarkeiten, die Notwendigkeit Kompromisse einzugehen und die Tatsache, wie hochspezifisch die Nachkriegszeit war. Wie die Nachkriegszeit aussah, das hing von den Verhältnissen vor Ort ab: vom Ausmaß der Zerstörung, von der jeweiligen Besatzungsmacht, von der Existenz und Größe vormaliger Kriegsgefangenen- oder Zwangsarbeiterlager, von den Flüchtlingsströmen, aber auch von den zentralen Akteuren in Verwaltung, Politik und Kirchen.

Insgesamt ist mit dem Band „Nachkriegszeit in Soest“ ein sowohl gut konzipiertes als auch gut umgesetztes Buch entstanden, zu dem allerdings noch zwei Bemerkungen gemacht werden sollen. Trotz des breiten Spektrums der Beiträge bleiben Felder offen (die wirtschaftliche Entwicklung beispielsweise wird in einigen Beiträgen berührt, aber nicht eigens behandelt). Da die „Lücken“ aber auch nicht dramatisch sind und derartige Sammelbände notwendigerweise auswählen und sich beschränken müssen, soll dies lediglich angemerkt werden. Daneben sind die Beiträge auch mal mehr, mal weniger detailverliebt bzw. kleinteilig. Dies ist ein Umstand, der gerade bei lokalhistorischen Arbeiten häufiger anzutreffen ist. Detailkenntnis und -präsentation sind eigentlich der „natürliche“ Vorteil lokalhistorischer Forschung, da allgemeiner gehaltene Arbeiten allein schon aus pragmatischen Gründen oft darauf verzichten müssen bzw. interessante Details sich überhaupt nur bei intensiver Beschäftigung mit konkreten Orten, Institutionen oder Personen finden lassen. Die Chance, die sich für lokalhistorische Arbeiten ergibt, ist, dass diese konkreter und anschaulicher sein können. Die Gefahr liegt dagegen in einer Detailversessenheit, die kaum noch Erkenntnisgewinn bringt. Auch in diesem Band lässt sich beides finden. Beispielhaft herangezogen sei nur der erste Aufsatz von Wilhelm Becker über den Wiederaufbau der Elektrizitätsversorgung in Soest, wobei sich Beispiele aber auch in fast allen anderen Beiträgen finden ließen. Neben eher unerheblichen Details wie der Bezifferung von Kriegsschäden am Elektrizitätsnetz bis auf den Pfennig (S. 17) oder Angaben zum Querschnitt verwendeter Kabel (S. 22) sind Ausführungen dazu, was die Einschränkung der Stromversorgung und die Zuteilung von

Kilowattstunden für die Haushalte bedeutete, äußerst illustrativ: Man kann sich die schwierigen Verhältnisse der Nachkriegszeit deutlich besser vorstellen, wenn die eher abstrakte Angabe über die Zuteilung von 18 KWh pro Monat für einen Zwei-Personen-Haushalt in die tägliche Leuchtdauer einer Glühlampe und die Nutzungsdauer einer Kochplatte übersetzt wird (S. 20). Die vielfältigen Abbildungen geben einen zusätzlichen Eindruck von den behandelten Themen.

Lokale Studien haben neben einem generell identitätsstiftenden Zweck im Allgemeinen noch mindestens zwei Funktionen: Sie können Beiträge zur Erforschung eines Gegenstandes sein und daneben die lokale Diskussion um die Vergangenheit entfachen oder weiterführen. Dieser Band kann beides leisten. Mit seinem begrüßenswerten Ansatz schlägt er eine „Schneise“ für die Erforschung der Nachkriegszeit in und um Soest und es ist zu wünschen, dass diese Bemühungen sowohl in Soest fortgesetzt als auch andernorts ähnliche Veröffentlichungen entstehen werden.

Goldbeck

Fritz Otto Peters: Brockhausen, Kreis Soest: Eine ehemalige Dorfschule von 1834 und ihre Nachbarinnen beiderseits der Ahse. Iserlohn/Lippetal 2011, Manuskript, 86 Seiten, 71 Abb.

Im Zuge des Projekts „Kulturlandschaft am Hellweg“ entstand ein üppig bebildertes Heft zur Dorfschule in Brockhausen, das der Verfasser noch als Lehrer kennen gelernt hatte. Das Schulgebäude wurde 1834 eingeweiht und bestand bis 1961 fort, als ein Neubau erforderlich wurde. Nun dient das alte Gebäude als Einfamilienhaus, das unter Beachtung der alten Raumaufteilung behutsam restauriert wurde. Welchen Anteil der Weslarner Amtmann Wilhelm Arnold Pilger beim Bau der Brockhauser Schule hatte, muss offen bleiben. Ob er als 17-jähriger schon im Rang eines Majors am Frankreichfeldzug teilnahm, sollte noch einmal überprüft werden.

Das Bemühen des Verfassers wird deutlich, alle Nachrichten über die Schule und das mit ihr Zusammenhängende zu sammeln und weiterzugeben. Dass der Rahmen eines Kaiser-Wilhelm-Bilds 1960 für Kunstarbeiten von Schülern verwendet wurde, soll nur als Beispiel dienen.

Befremdlich wirkt die Aufteilung des Inhalts. Bereits der erste Abschnitt „Darstellung des Objekts /Vergleich mit den Nachbarschulen“ umfasst mit 48 Seiten mehr als die Hälfte des gesamten Umfangs. Er ist im Inhaltsverzeichnis unter B eingeordnet, der mit A bezeichnete Text beginnt nicht mit der Schule, sondern dem ersten Lehrer. Von der Oestinghauser Schule erfahren wir in diesem ersten Abschnitt nur den Namen eines Lehrers,

dass 1806 der Dachstuhl einstürzte, wie groß die Schule zwischen 1808 und 1896 war und den Standort des Neubaus. Eine bis in die Quellenzitate, Genealogie der Lehrer und Abbildung (!) ausführliche Schulgeschichte Hultrops über sechs Seiten erfolgt merkwürdigerweise im ungeordneten Quellen- und Literaturverzeichnis. Dort sind auch einige Abkürzungen im Text (BK) aufgelöst, andere (FN = Familienname, BPW = Friedrich Wilhelm Bauks: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen, Bielefeld 1980) Auflösungen sucht man vergebens. Die folgenden Abschnitte („Regionalhistorische Voraussetzungen des Objekts/Entscheidungssträger“ und „Entstehungs- und Umbauphasen des Objekts“) sind bis auf die Literaturhinweise und Abbildungserläuterungen nur zwei bis vier Seiten stark.

Die im Titel angekündigten Nachbarschulen tauchen leider nur sporadisch im Vergleich zur Brockhauser Schule auf.

Der gegenwärtige Erhaltungszustand des Objekts (S. 62f.) beschränkt sich auf die Quadratmeterzahl der einzelnen Räume und den Zeitplan der Umbaumaßnahmen, während auf S. 32 Details der Fensterausbauten geschildert werden.

Ein Lektorat hätte der Veröffentlichung zur Vermeidung unschöner Tippfehler (Enterieur, Doester Wohlfahrtsanstalten, evangelische Schule, Dorfkronik) gut getan. Um ein beliebtes Zitat zu verwenden: Weniger wäre mehr gewesen!

Elbert

Hannalore Reuter: Historische Orgeln in Soest. Münster: 2009. 192 S., zahlr. sw-Abb.

Den meisten Liebhabern alter Musik und westfälischer Klöster ist der Name Johann Patroklos Möller ein Begriff, dessen Vorname bereits nach Soest weist und dessen großartige Orgeln in Marienmünster, Büren oder Hoinkhausen alljährlich Scharen von Konzertbesuchern anziehen. Die durch langjährige Forschungsarbeiten zum Thema westfälischer Orgelbau („Historische Orgeln in Westfalen-Lippe“, Münster 2006) bestens ausgewiesene Münsteraner Musikwissenschaftlerin Dr. Hannalore Reuter, die bereits 1995 im Rahmen der eindrucksvollen Ausstellung „Barocke Orgelkunst in Westfalen - 300 Jahre Johann Conrad Schlaun“ in Soest und Münster die bedeutendsten westfälischen Orgeln und Orgelbauer dieser Zeit vorgestellt hat, setzt mit dem vorliegenden, umfassenden Werk der Orgelkunst in und um Soest das von ihrem 1983 verstorbenen Ehemann Prof. Rudolf Reuter begonnene Werk würdig fort. Das großformatige, zweispaltig gesetzte Buch ist qualitativ hervorragend ausgestattet und regt

mit seinen zahlreichen, teil historischen, teils aktuellen Abbildungen zum intensiven Lesen an. Nach einer kurzen Einführung in die Forschungssituation werden die Orgeln der verschiedenen Kirchen in und um Soest und die außerkirchlichen Instrumente in ihrer Baugeschichte detailliert vorgestellt, es werden Dokumente wie Angebote, Korrespondenzen, Dispositionen und Pressemitteilungen abgebildet und die jeweiligen Dispositionen angegeben und analysiert. Jedem Werk ist eine ausführliche kritische Auswertung der Quellen in den Anmerkungen beigegeben. Das 4. Kapitel stellt die aus Soest gebürtigen bzw. in Soest tätigen Orgelbauer mit ihren Biographien, dem Werkverzeichnis und den Stilmerkmalen vor. Hier vermisst der Rezensent allerdings Angaben zu Peter Henrich Varenholt, der um 1720 in oder bei Soest verstorben sein dürfte und der als Mentor Johann Patroklos Möllers gilt.

Das folgende Kapitel nimmt die Biographien und Werke zeitweise an Soester Orgeln tätiger Orgelbauer vom 15. bis zum 20. Jahrhundert in den Blick und leitet über zu dem organologisch wichtigsten Kapitel „Der Soester Orgelbau im Überblick“, in dem die Typologie der einzelnen Werke, technische Angaben und Angaben zur Erhaltung und Pflege behandelt werden. Als eine Art Zusammenfassung werden dann die erhaltenen historischen Orgeln und Orgelprospekte noch einmal dargestellt.

Besonders wertvoll, weil über den üblichen Rahmen von „Orgel-Monographien“ hinausgehend, sind die beiden Schlusskapitel zur Prospektgestaltung Soester Orgeln und die Ikonographie von Musikinstrumenten in Soester Kirchen. Damit und mit einem weiteren Kapitel über Wappen und Inschriften an Orgeln wird eine Brücke zur Kunstgeschichte geschlagen und die allgemein-kulturhistorische Bedeutung der westfälischen Orgelkunst noch einmal eindrucksvoll untermauert.

Ein Glossar, ein Quellen- und Literaturverzeichnis und ein Register schließen das Werk ab. Bei der gewählten Einteilung ist es unvermeidbar, dass gewisse Wiederholungen vorkommen; sie werden aber durch die Geschlossenheit der Darstellung, die Fülle der Angaben und die gelungene Einordnung in den regionalen kunsthistorischen Kontext unbedingt wettgemacht. Das relativ preisgünstige Werk kann daher allen Kunst-, Musik- und Orgelfreunden wärmstens empfohlen werden.

Aumüller

Karlfriedrich Schikora: Wir wollen bei dem Evangelium leben und sterben. Geschichte der Kirchenkreise Soest und Arnsberg. Von den Anfängen christlicher Gemeindegründungen bis heute. Mit einem ökumenischen Teil von Matthias Haudel. Bielefeld 2011, 485 S.

Eine zusammenhängende Darstellung der Geschichte des evangelischen Kirchenkreises Soest gab es bisher nicht, wohl aber eine Fülle von Veröffentlichungen zu einzelnen Phasen der Entwicklung oder zur Geschichte einzelner Kirchengemeinden. Das umfangreiche, wissenschaftlich fundierte und allgemein verständliche Buch des Theologen K. Schikora füllt hier eine empfindliche Lücke. Es begleitet den Leser von den Anfängen im frühen Mittelalter über die Reformationszeit bis in das erste Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts. Zahlreiche Abbildungen von Kirchen und markanten Persönlichkeiten veranschaulichen die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Gemeinden und des Kirchenkreises. Die historischen Kirchen werden als Bauwerke und mit ihrer Ausstattung ausführlich beschrieben. Zu jedem Kapitel findet sich ein umfangreicher Anmerkungsteil.

Durch die Neuordnung des evangelischen Kirchenwesens im 19. Jahrhundert erweiterte sich das Gebiet des Kirchenkreises, das bis dahin vor allem die Städte Soest mit Börde und Lippstadt umfasste, um die neu entstandenen Diasporagemeinden im kurkölnischen Sauerland in den Landkreisen Arnsberg, Meschede und Brilon. Diese gehörten von 1834 bis 1964 zum Kirchenkreis Soest und bilden seitdem den Kirchenkreis Arnsberg. Sie werden – wie auch die Kirchengeschichte Lippstadts – in einem eigenen Kapitel dargestellt. Im Mittelpunkt des Buches stehen jedoch die Stadt Soest und die mit ihr eng verbundenen Dörfer der Börde.

Schikora kann auf die reichhaltige Literatur zur Reformation in Soest zurückgreifen. Für das bisher wenig beachtete kirchliche Leben im 17. und 18. Jahrhundert hat er wichtige Quellen in Archiven ausfindig gemacht und für seine Darstellung ausgewertet. Besondere Aufmerksamkeit dürfte seine Darstellung der Kirche im Dritten Reich und der Neubeginn nach 1945 finden.

In einem besonderen Kapitel behandelt Prof. Dr. Matthias Haudel, früher Pfarrer an St. Petri-Pauli in Soest, die Geschichte der Ökumene in beiden Kirchenkreisen. Der Soester Altsuperintendent Hans König ergänzt Schikoras Geschichtsdarstellung in einem Nachtrag über die Jahre 2000 bis 2009. Schließlich erfährt der Leser in einem Anhang Näheres über kirchliche Institutionen, die im Kirchenkreis beheimatet sind oder waren, z. B. über das Predigerseminar, die Frauenhilfe, das Pertheswerk oder das Evangelische Gymnasium in Lippstadt.

Als Titel seines Buches wählte Schikora aus gutem Grund die letzten Worte des 1533 zum Tod durch das Schwert verurteilten Soester Wollenwebers Johann Schachtrop: „Wir wollen bei dem Evangelium leben und sterben“ - zugleich eine Reminiszenz an die Vergangenheit und eine Verpflichtung für den künftigen Weg der Kirche der Reformation.

Gaffron

Hans J. Sperling (Hrsg.): Soest St. Patrokli. Geschichte und Kunst. Regensburg 2012, 156 S., 129 Abb.

Ein höchst anregendes und gelungenes Buch ist anzuzeigen: ein gründlich gearbeiteter Kunstführer zu St. Patrokli in Soest, seiner Geschichte, Baugestalt und Ausstattung, geschrieben von vier ausgewiesenen Kennern und mit Aufnahmen von Andreas Lechtape in der wohlbekannten herausragenden Qualität. Format und Umfang empfehlen es zunächst für die konzentrierte Lektüre zu Hause, es ist dann aber durchaus auch für das Studium vor Ort geeignet.

Der Historiker Ulrich Lör führt mit einer Geschichte des Kollegiatstiftes von seiner Gründung im 10. Jh. bis zur Aufhebung 1811 ein, und zwar so, dass er die einzelnen Gebäude und Gebäudeteile unter Berücksichtigung ihrer Funktionen in Liturgie, Totenmemoria und im Leben der Klerikergemeinschaft erläutert und mit historischer Überlieferung anschaulich macht. Er ruft auch nur noch archivalisch nachweisbare Tatsachen in Erinnerung, wie die zahlreichen spätmittelalterlichen Altäre mit maximal bis zu 24 Vikaren, die eine eigene Kommunität bildeten, oder zahlreiche Grabmäler, die die Beziehungen zum regionalen Adel belegen. Ein eigener Schwerpunkt ist die Lokalisierung und Beschreibung der Kurien, die seit der Auflösung des gemeinsamen Lebens seit dem beginnenden 13. Jh. (S. 21) in der Umgebung des Stifts entstanden. Peter Ruhnau, bis 2008 als Diözesanbaumeister für die Kirche zuständig, behandelt die Baugeschichte von der Gründung bis in das 12. Jh. und darüber hinaus bis zum Wiederaufbau nach 1945 und den Restaurierungsmaßnahmen der Gegenwart. Seine Beschreibungen des Inneren und des Äußeren, die unterstützt werden durch die brillanten Aufnahmen Lechtapes und ein Layout, das Text und Bild hervorragend koordiniert, bieten gleichsam eine Schule des Sehens. Ulf-Dietrich Korn, bis 2001 stellvertretender Landeskonservator in Westfalen und seit seiner Dissertation in den 60er-Jahren mit den romanischen Scheiben aus Soest bestens vertraut, erzählt die Geschichte der Fenster und erklärt die Rekonstruktion und die Bildprogramme der älteren Glasmalerei in den drei Exemplaren des Hochchores, „die kein Stückchen mittelalterlichen Glases mehr (enthalten), aber [...] in den von Osterrath geschaffenen Teilen und in den kopierten Stücken die Vorstellungen der Auftraggeber und Künstler von 1878 getreu wieder(geben)“ (S. 86), sowie das sog. Aldegrever-Fenster von 1549. Er führt in einem zweiten Beitrag durch das „Dommuseum“ im Westbau der Kirche, wobei das besondere Interesse den erhaltenen romanischen Scheiben gilt, die „einen umfangreichen, kostbaren Schatz an romanischer Glasmalerei [bilden], wie es ihn

sonst nirgends in Deutschland gibt“ (S. 86). Aber auch die anderen Kostbarkeiten (z. B. das höchst seltene gestickte Reliquienkissen, Weihwassereimer und Gießlöwe, Patroklusbüste und -schrein und das Altarkreuz von A. Eisenhoit) kommen zu ihrem Recht. Die Kunsthistorikerin Annette Werntze verschweigt in ihrem Beitrag nicht das jahrzehntelange Ringen, ja den Streit um „die moderne Neuverglasung nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs“. Sie betont zu Recht, dass für die Betrachtung Muße und Ruhe notwendig sind, weil die Fenster sich nicht auf den ersten Blick mit ihrem biblisch-theologischen Glaubenshintergrund erschließen. Sie erläutert diese Hintergründe für die Arbeiten von Hans Kaiser, Wilhelm Buschulte und Hubert Spierling, der zuletzt seit 2005 die Fenster im Marienchörchen schuf, einschließlich knapper biographischer Hinweise zu den Künstlern. Leider fehlt in dem Band eine eigene Darstellung zur Ausmalung der beiden Chöre (s. aber S. 62, 64, 85, 112f.).

Es ist offensichtlich, dass die Autoren ihre Manuskripte gegenseitig nicht kannten. Daher kommt es zu Wiederholungen, die aber wegen der je eigenen Akzentsetzungen noch tolerabel erscheinen. Auch wird in Anmerkungen auf Literatur verwiesen, wo ein Verweis im Buch hilfreicher wäre (z. B. von S. 94, Anm. 9 auf S. 130ff.). Wenn der „Dehio“ genannt wird, ist das nicht die Auflage von 2011, eine völlige Neubearbeitung, die den Autoren jedoch noch nicht zur Verfügung stand. Die erhaltenen Statuetten des Patroklus-Schreins wurden zuletzt in der Münsteraner Ausstellung „Goldene Pracht“ (26.2.–28.5.2012) gezeigt und im Katalog mit den Nachbildungen der Gebrüder Winkelmann (Möhnesee) beschrieben (S. 200–207). Diese Hinweise sollen dem Leser dienen. Sie mindern in keiner Weise die Qualität des Buches, das detailreich, aber nicht spezialistisch ist und dazu einlädt, sich die Kirche St. Patrokli, diese „Verkörperung des Inbegriffs romanischer Baukunst“ (U. Lobbedey, S. 9) und ihre „hochbedeutende künstlerische Ausstattung“ (S. 7) neu und gründlich zu erschließen.

Balzer

Wilhelm Wulff (1891–1980). Katalog zur gleichnamigen Wanderausstellung, hrsg. vom LWL-Museumsamt für Westfalen und der Stadt Soest. Münster 2010. Konzept u. Redaktion Klaus Kösters. 180 Seiten, 150 Abb. und Fotografien im Text, 50 Abb. im Katalog der Werke.

Seit vielen Jahren schon stellt sich das LWL-Museumsamt der Aufgabe, westfälischen Künstlerinnen und Künstlern des 20. Jahrhunderts nachzuspüren, ihnen im Kontext mit ihren über die Grenzen hinweg bekannt gewordenen zeitgenössischen Künstlerkollegen eine anerkannte Position

zu schaffen, ihre Persönlichkeiten und ihre Werke angemessen zu präsentieren. Dabei geht es nicht darum, diese dem Vergessen zu entreißen, denn zumeist sind sie im lokalen und regionalen Kunstgeschehen längst etabliert. Vielmehr gilt es aufzuzeigen, dass auch in Westfalen, jenseits der großen Zentren in Deutschland und auch in Europa, Künstlerinnen und Künstler anspruchsvolle künstlerische Arbeiten schufen. (S. 8) Auch sie haben an der Avantgardeentwicklung teilgenommen, sich aber bewusst für ihre westfälische Heimat entschieden.

Vor diesem Hintergrund entstand der Ausstellungskatalog und die dazu gehörige Wanderausstellung des Soester Bildhauers und Zeichners Wilhelm Wulff (1891-1980). Ebenfalls mit der Hilfe des LWL-Museumsamts war es zuvor der Stadt Soest möglich, den künstlerischen Nachlass zu übernehmen, so dass der vorliegende Katalog zur Dokumentation eines reichen künstlerischen Schaffens geworden ist.

Wilhelm Wulffs Lebensgeschichte und sein Werk zeigen vor allem die Entwicklung der bildenden Kunst im 20. Jahrhundert auf, wobei er selbst zu einem Repräsentanten der deutschen Geschichte vornehmlich dieser ersten ereignisreichen Jahrzehnte wird.

In einer Vielzahl differenzierender Beiträge ist es den Autoren gelungen, die Persönlichkeit Wilhelm Wulffs mit den unterschiedlichen Einflüssen, Begebenheiten und der Entwicklung zu einem anerkannten Bildhauer aufzuzeigen. Beginnend mit einem eigenhändigen Lebenslauf vom 26. März 1951 und einer Schrift über seine eigene künstlerische Arbeit wird der Leser neben biografischen Fotografien eingeführt (S. 11-15). In einem ausführlichen Kapitel befasst sich Stefanie Riboni mit Wilhelm Wulff – dem Bildhauer aus Soest (S. 16-45). Einsetzend bei den ersten künstlerischen Schritten als Zeichner und Grafiker spürt sie den oftmals nur noch im Foto erhaltenen Arbeiten nach, die vor allem in den Zeichnungen eine erste Auseinandersetzung mit europäischen Kunstströmungen erkennen lassen. Eindrucksvolle Schnitzarbeiten zeigen das große bildhauerische Potenzial. Reduzierungen auf das Wesentliche, die Darstellung von direkt greifbarer Dynamik und Expressivität zeichnen gerade die Werke der frühen Zeiten vor und nach dem Ersten Weltkrieg aus. Neben Porträtköpfen, hier vor allem das Bildnis von Will Frieg von 1921 (S. 51), sind es nun Arbeiten, die sich einer inhaltlichen Aussage entziehen und ganz der Materialität des Holzes verschreiben. „Das Augenfälligste ist aber die unruhige Oberfläche, die nun in einzelne kantige, prismatisch zersplitterte Formen aufgeteilt worden ist.“ (S. 23) Vergleichend mit anderen Künstlern wie z. B. Wilhelm Lehmbruck, Pablo Picasso, Naum Gabo, Alexander Archipenko werden die Arbeiten von Wilhelm Wulff auf dem Weg in ei-

ne eigenständige Kunst gewürdigt. Die Ablösung von der naturalistischen Form zugunsten einer expressiven und kubistischen Formsprache unter Hinzunahme des sie umgebenden Raumes bzw. der Auflösung der gebildeten Massenvolumen wird auch für Wilhelm Wulff zum erklärten Ziel. Ausführlich beschreibt die Autorin anhand vieler Beispiele die weitere Entwicklung des künstlerischen Werkes und ebenso die Verbundenheit mit den Kunsttheorien des Bauhauses und der Zusammenarbeit mit dem Architekten Bruno Paul, der in Soest die noch heute erhaltenen Villen der Fabrikanten Sternberg, Plange und Jahn baute. Von ihm erhielt Wulff den Auftrag für die monumentalen Wandreliefs mit der Silhouette von Soest.

Mehrere Aufenthalte in der Kunstmetropole Paris bleiben nicht ohne entscheidende Wirkung auf die nachfolgenden Arbeiten Wilhelm Wulffs. (S. 35) Im Wesentlichen konzentriert er sich von dieser Zeit an auf zwei verschiedene bildhauerische Themenbereiche, die Bildnisbüste und Motive aus dem Bergbau.

1928 porträtiert er den Ruhrindustriellen Emil Kirdorf, seine erste große Auftragsarbeit. Sie führt ihn zurück in die naturalistische Darstellungsweise, eine in dieser Zeit bei vielen Künstlern zu beobachtende Veränderung, und eröffnet ihm gleichzeitig ein neues Klientel an Auftraggebern – Industriellenfamilien aus dem Ruhrgebiet. Seit dieser Zeit wird sein künstlerischer Werdegang zunehmend von diesen Menschen bestimmt, die Denkmäler und Bildnisbüsten von sich und ihren Familien bei ihm in Auftrag geben.

Besondere Wertschätzung erfährt Wilhelm Wulff durch seine herausragende Fähigkeit, neben der Wahrung der äußeren Ähnlichkeit des Darzustellenden auch dessen Charakter zu erfassen und diesen ins Plastische umzusetzen. Seine Beliebtheit als Porträtist bei Politikern und Industriellen hält bis in die 1960er-Jahre an. Bekannt wurde vor allem das aus dem Jahr 1964 stammende Bronzeporträt des Bundespräsidenten Heinrich Lübke.

Wie wichtig und bedeutsam die Freundschaft Wilhelm Wulffs mit Wilhelm Morgner und Eberhard Viegner war, beschreibt Walter Weihs in seinem Exkurs „Wilhelm Wulff – frühe Einflüsse durch Wilhelm Morgner und Eberhard Viegner“ (S. 59-75). Gut gewählte, sich gegenüber gestellte Bildbeispiele von allen drei Künstlern zeigen interessant und aufschlussreich die große Nähe Wilhelm Wulffs zu seinen Freunden und auch die in der Anfangszeit noch wichtige Einflussnahme auf seine Bildmotive und Linienführung, bis er sich allein schon bedingt durch das neue Medium der Holzschnitzerei von ihnen zu lösen weiß.

In zwei großen, ausführlichen Beiträgen befasst sich Klaus Kösters mit Wilhelm Wulff und der Soester Kunstszenen (1929-1945) (S. 76-101) und weiterführend mit Wilhelm Wulff und dem Ruhrgebiet (S. 102-125). Die Entwicklung der Soester Kunstszenen seit Dezember 1929, dem Jahr der Gründung des städtischen Verkehrsamtes, die verschiedenen Ausstellungen der modernen Kunst, die Auseinandersetzung der Soester Bevölkerung, deren Akzeptanz des Neuen im Gegensatz zur Rückbesinnung auf traditionelle Werte und Zeugnisse deutscher Kunst und Geschichte, der Forderung nach Heimat- und Volksnähe werden hier unter Zuhilfenahme verschiedenster Quellen detailliert sachlich ausgeführt. Die schwierige Zeit der sich verändernden politischen Verhältnisse in Deutschland ab 1933 und die ersten Maßnahmen der NSDAP nach der Machtergreifung, die Zerschlagung und Gleichschaltung aller Vereine und Organisationen, die in Organe der Parteiführung verwandelt wurden, beleuchtet Klaus Kösters im Soester Umfeld, wie den Mikrokosmos im Makrokosmos. Äußerst sensibel weiß er dieses nach wie vor schwierige Thema der gelenkten Kunst, der überaus großen Macht der Reichskulturkammer, der Überwachung und Kontrolle, der Verpflichtung jedes Kunst- und Kulturschaffenden zur Mitgliedschaft, der Problematik der „entarteten Künstler“, „scharfe Ablehnung der modernen Kunst und Anlehnung an das allgemein verständliche Schönheitsideal der traditionellen Plastiktradition, vom klassischen Griechenland bis zum 19. Jahrhundert [...]“ (S. 85) zu beschreiben und die Situation in Soest einzubeziehen.

Wilhelm Wulffs Stellung in dieser Zeit, seine Mitgliedschaft in der Reichskulturkammer und seine Kunst bewertet Klaus Kösters eindeutig als nicht „nationalsozialistisch“. Ihnen „fehlt die oberflächliche Heldenverehrung muskelbepackter Übermänner oder hingebungsvoller weiblicher Akte, zukünftiger Mütter von neuen Helden. Wulffs Plastiken der dreißiger Jahre sind einem traditionellen Kunstsönen verpflichtet, das auf der mimetischen Wiedergabe basiert. Nach einer Orientierung an der abstrakten Avantgardekunst Anfang der Zwanziger Jahre wandte er sich einer naturalistischeren Bildsprache zu, die in der antiken und klassizistischen Tradition der Skulptur steht.“ (S. 85f.) Es war auch ein Zeichen seiner Zeit, es lag im Stil der Zeit. Vermutlich hätte auch ohne die Nationalsozialisten ein Ende oder ein veränderter Neuanfang in der Bildenden Kunst stattgefunden, zugunsten einer realistischeren Bildersprache.

In seinem zweiten Kapitel erforscht Klaus Kösters ebenfalls eindrucksvoll und mit einer Vielzahl von Abbildungen dokumentiert die Kunst Wilhelm Wulffs, die er für das Ruhrgebiet geschaffen hat: Porträtbüsten, Denkmäler, Gedenkstätten, Plastiken, Bergarbeiterskulpturen und die pro-

blematische Stellung der Auftragskunst in der Zeit des Dritten Reiches. „Dennoch, wie sehr ihn das NS-System benutzte, das zeigen vor allem seine Denkmäler, die er während der Nazizeit im Ruhrgebiet schuf [...].“ (S. 101)

Ein klares und eindeutiges Plädoyer spricht Klaus Kösters sowohl am Ende seines ersten Kapitels (S. 101) als auch am Schluss „Wilhelm Wulff – ein Künstlerleben in Deutschland“ (S. 177-179) für den Künstler Wilhelm Wulff, trotz seiner vermutlich bewussten Gratwanderung. Und im Umkehrschluss benennt der Autor auch die große Schwierigkeit, „als Nachgeborener, der das Glück hatte, diese Zeit nicht erleben zu müssen, ein Urteil zu fällen.“ (S. 101)

Mit diesem Katalog ist es den Autoren gelungen, ein wichtiges, noch immer mit viel Sorge und nachhaltigen Verletzungen besetztes Stück deutscher Zeitgeschichte aufzugreifen, kritisch zu betrachten, sich für eine Künstlerpersönlichkeit einzusetzen, dessen tragische Entwicklung sie mit vielen anderen Künstlern teilte, die Tragik als solche auch zu benennen, dass es im Nationalsozialismus keine unpolitische Kunst gab und geben konnte und doch die Gelegenheit der Reputation, der gewissenhaften Einschätzung und Einordnung dieser Künstlerpersönlichkeit in die Kunstgeschichte nicht verstreichen zu lassen.

Werntze

ILSE MAAS-STEINHOFF

JAHRESBERICHT DES VEREINS FÜR GESCHICHTE UND HEIMATPFLEGE SOEST E. V. FÜR DAS JAHR 2010

Am 15. August des Jahres konnte der Herausgeber Dr. Wilfried Ehbrecht im Blauen Saal des Rathauses den lange vermissten Band 1 der Soester Stadtgeschichte vorstellen, ein Festtag auch für den Geschichtsverein, der sich im Auftrag der Stadt Soest als begleitender Herausgeber an dem wissenschaftlichen Projekt beteiligt hat. In dem insgesamt auf fünf Bände konzipierten Gesamtwerk war das Früh- und Hochmittelalter zunächst gegenüber Band 2 und 3 zurückgestellt worden, damit für diese Epoche noch möglichst viele Ergebnisse der 1990 eingerichteten Stadtarchäologie berücksichtigt werden konnten. Die Neuerscheinung, deren Bildredaktion Vorstandsmitglied Dr. Annette Werntze erarbeitete, umfasst vierzehn Beiträge unter dem Titel: „Der Weg ins städtische Mittelalter – Topographie, Herrschaft und Gesellschaft“. Vorstandsmitglied Dr. Walter Melzer, der einzige Soester Autor, liefert darin den erhofften aktuellen Ertrag der Stadtarchäologie-Forschung zur Frage der Soester Stadtentwicklung.

Dem westfälischen Mittelalter galten auch Vortrag und Exkursion zur Ausstellung „Aufruhr 1225! – Das Mittelalter an Rhein und Ruhr“ des LWL-Museums für Archäologie in Herne. Sie griff im Rahmen der Kulturhauptstadt Europas „Ruhr 2010“ mit prominenten Ausstellungsstücken auch aus Soest die folgenreiche Ermordung Erzbischof Engelberts von Berg vor 785 Jahren auf.

Zwei Veranstaltungstermine zielten dagegen auf Fragen *moderner* Stadtentwicklung. Dr. Friedrich Wilhelm Landwehr, ehemals Leiter des Soester Planungsamtes, richtete auf einem Stadtgang den Blick auf Beispiele Soester Baukultur. Prof. Dr. Eva Maria Seng, Inhaberin des UNESCO-Lehrstuhls für materielles und immaterielles Kulturerbe der Universität Paderborn, referierte über Stadtplanung als Gratwanderung zwischen Denkmalpflege und Moderne.

Arbeitsgemeinschaften zur Lokalgeschichte aus spezifischem Blickwinkel entwickelten und leiteten die Vorstandskollegen Stephan Haverland und Günter Kükenshöner M.A mit einem Seminar zur genealogischen Arbeit an Quellen des 12. bis 17. Jahrhunderts aus den Bördedörfern bzw.

einer Schreibwerkstatt mit jungen Autorinnen mit dem Ziel eines Kriminalromans vor der Kulisse der Stadt Soest um 1890.

Als mittelfristiges Projekt wirft die bereits zum 125-jährigen Jubiläum erstmals geplante Ausstellung unseres Vereins zu Leben und Werk des Malers Max Schulze-Sölde vom 11.3.-22.4.2012 im Morgnerhaus ihre Schatten voraus. Frau Margarete-Anne Lörer und Vorstandsmitglied Dr. Annette Werntze bereiten sie maßgeblich vor. Allen Aktiven sage ich herzlichen Dank für ihre Arbeit.

I. Mitgliederbewegung

Am 1. Januar 2010 zählte der Verein	774 Mitglieder.
Ausgeschieden sind im Jahr 2010	20 Mitglieder
a) durch Tod	13 Mitglieder
b) aus anderen Gründen	7 Mitglieder
Es traten dem Verein bei:	24 Personen
Entsprechend hatte der Verein am 31.12.2010	778 Mitglieder

Der Verein bewahrt seinen verstorbenen Mitgliedern ein ehrendes Gedenken:

Henny Balks, Soest
 Dr. Karlfriedrich Bartlewski, Bad Sassendorf
 Anneliese Beckmann, Soest
 Franz-Joseph Feuerborn, Soest
 Benno Hempen, Soest
 Willi Krift, Möhnesee
 Wendelin Leidinger, Hamm
 Emilie Nunnemann, Soest
 Dr. Ingeborg Pieper, Soest
 Karl Rienhöfer, Soest
 Ruth Siebenborn, Soest
 Matthias Ulke, Soest
 Manfred Weise, Bad Sassendorf

Im Berichtsjahr konnte der Verein als neue Mitglieder begrüßen:

Adalbert Beretta, Lippetal
Theo Borghoff, Soest
Ingrid Bracht, Düsseldorf
Ferdinand Ferber, Soest
Annika Fischer, Soest
Christa Göbel, Soest
Hans-Joachim Grote, Soest
Martin Hückebrink, Soest
Helmut Ismar, Möhnesee
Walter Kallenbach, Soest
Christiane Mackensen, Soest
Wolfgang Marciniak, Soest
Jürgen Müller, Soest
Sebastian Petersen, Borken-Burlo
Resi Rienhöfer, Soest
Tobias Schmidt, Welper
Paul-Guido Schomberg, Soest
Katharina Schuchardt, Soest
Christa Steffens, Welper
Gisela Wagner, Welper
Peter Wapelhorst, Soest
Luise Wenner, Bad Sassendorf
Alexander Wilshaus, Soest
Imke Wrede, Soest

II. Der Vorstand

Der Vorstand traf sich zu sieben regulären Sitzungen. Die geplanten Projekte, der Fortgang des Sonderbandes „Nachkriegszeit“ der Soester Zeitschrift und die geplante Ausstellung des Malers Max Schulze-Sölde, beschäftigten ihn durchgehend. Dazu galt die Arbeit verschiedenen Problemen der Stadtentwicklung. Der Vorstand besuchte die Baustelle zur Renaturierung des Soestbachs mit dem Leiter der Maßnahme, Herrn Alfred-Werner Koll (Kommunale Betriebe Soest). Das Kolumbarium in der Paulikirche stellte Petripfarrer Dr. Christian Welck dem Vorstand vor. Einige Vorstands- und Vereinsmitglieder beteiligten sich an der Ausgestaltung des Bunkers auf dem Burghof-Gelände: Prof. Dr. Becker, Frau

Brand, Dr. Löer, Dr. Römling., Frau Sasse-Voswinckel, Dr. Norbert Wex und Ilse Maas-Steinhoff erarbeiteten Texte für Schautafeln zur Geschichte der Stadt Soest im Nationalsozialismus.

Die Vorsitzende nahm an zwei Sitzungen der Kreisheimatpfleger zur Kulturlandschaft am Hellweg und zur Regionale teil.

III. Vorträge und Führungen

- Ab 19.1.: Stephan Haverland: Quellenarbeit zur Geschichte der Bördedörfer vom 12. bis zum 17. Jahrhundert;
Achtstündiges Seminar mit Exkursion;
- 26.1.: Dr. Volker Jakob, LWL-Medienzentrum für Westfalen
Münster: Bürger filmen ihre Stadt. Bildvortrag;
- 7.2.: Dr. Axel Heimsoth: Der Eisenbahnstreit zwischen Hamm
und Soest in der Mitte des 19. Jahrhunderts;
- 23.3.: Andreas Elsner: Soester Bürger als französische Bürger im
Siebenjährigen Krieg (im Rahmen des Herrenessens
mit Damen);
- 28.4.: Christiane Lammert, WDR: „Wir schalten um
nach nebenan“ – die Regionalstudios des WDR;
- 11.5.: Dr. Annette Werntze: Zur Geschichte des spätklassizistischen
Amtsgerichtsgebäudes; Vortrag anlässlich der Einweihung
des Umbaus (auf Einladung des Amtsgerichts);
- 19.5.: Dr. Stephan Leenen: „Aufruhr 1225! – Das Mittelalter an Rhein
und Ruhr“ – Einführung in die Ausstellung;
- 14.7.: Katharina Hartmer: Das alte Freibad; Oliver Dahn:
Die Jugendbauhütte – Vorträge im Rahmen der Sommerfete;
- 14.9.: Dr. Heinrich Otten: Die neuen Kirchen – Sakralbauten des
Zwanzigsten Jahrhunderts in Soest und Umgebung;
- 6.10.: Mechtild Brand: Verschleppt und entwurzelt. Zwangsarbeit
zwischen Soest, Werl, Wickede und Möhnetal
(Buchvorstellung außerhalb des Jahresprogramms);
- 9.11.: Prof. Dr. Eva-Maria Seng: Stadtentwicklung zwischen
Denkmalpflege und Moderne;
- 12.12.: Dr. Annette Werntze: Wilhelm Buschulte und seine Fenster.

Der Arbeitskreis Burghoffführungen führte zwei Termine durch, ergänzend dazu führte Stephan Haverland fünf Kindergruppen durch das Burghofmuseum.

IV. Studienfahrten und Exkursionen

- 11.3., 9.9.: Führung zu dem Bruno-Paul-Möbelensemble in der Villa Plange;
- 23.4.: Betriebsbesichtigung der Wäscherei Kampschulte;
- 4.6.-6.6.: Wochenendstudienfahrt nach Celle und zu den Heideklöstern;
- 26.6.: Ausstellungsbesuch: „Aufruhr 1225! – Das Mittelalter an Rhein und Ruhr“ im LWL- Museum für Archäologie in Herne;
- 21.8.: Schnadegang nach Mawicke; Ostönnner Linde, Enkesen;
- 29.8.: Halbtagesexkursion zur Stiftskirche in Meschede, Adelssitz von Lüninck, Bestwig;
- 25.9.: Halbtagesexkursion zum Literaturmuseum Nottbeck;
- 23.10.: Stadtrundgang zu Fragen der Stadtentwicklung.

V. Druckzuschüsse

Mechtild Brand: Verschleppt und entwurzelt. Zwangsarbeit zwischen Soest, Werl, Wickede und Möhnetal. Essen 2010. 328 S.

VI. Veröffentlichungen von Vorstandskollegen

Wilhelm Becker: Hugo Kükelhaus wird Soester Bürger. Sonderdruck der Kükelhaus-Gesellschaft des Beitrages mit gleichem Titel in der SZ 120 (2008), S. 157-197;

Dirk Elbert, Ilse Maas-Steinhoff: Maria zur Höhe in Soest, „Hohnekirche“. München 2010 (DKV Führer Nr. 659);

Ulrich Löer: Symbolische Repräsentation zur Barockzeit im adligen Kanonissenstift: Anna Luberta von Calenberg, Äbtissin zu Geseke (1703–1756). In: Westfälische Zeitschrift 160 (2010), S. 71-89;

Ulrich Löer: Äbtissin im Protest: Judith von Northeim vor Papst, König und Abt (1143-1151). In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 82 (2010), S. 177-200;

Walter Melzer: Die Befestigungsanlagen auf dem Gebiet der Stadt Soest. In: Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum 7 (2010), S. 371-384 : 15 Ill;

Walter Melzer: Eine Künstlerwerkstatt der Renaissance in Soest. In: Thomas Otten (Hrsg.): Fundgeschichten – Archäologie in Nordrhein-Westfalen; Mainz, 2010., S. 274-277, : 6 Ill;

Walter Melzer: Archäologisch-historischer Rundgang durch die Altstadt von Soest. In: Thomas Otten (Hrsg.): Fundgeschichten – Archäologie in Nordrhein-Westfalen. Mainz 2010, S. 412-414 : 3 Ill.;

Walter Melzer [Hrsg.]: Imperium Romanum produxit – Römische Sachgüter in Soest und im mittleren Hellwegraum. Soest 2010, 173 S., 96 Ill. (Soester Beiträge zur Archäologie. 11);

Walter Melzer: Soest – von den Anfängen zur mittelalterlichen Großstadt. In: Wilfried Ehbrecht (Hrsg.): Soest: Geschichte der Stadt. Bd. 1. Soest 2010; S. 39-146. 69 Abb.

Norbert Wex stellte die nach Herne ausgeliehenen prominenten Exponate des Stadtarchivs im Katalog zur Ausstellung beschreibend vor: Brunhilde Leenen (Bearb.): Aufruhr 1225 – Ritter, Burgen und Intrigen. Das Mittelalter an Rhein und Ruhr. Mainz 2010.

Annette Werntze: Zeit ist Bewegung im Raum – Das malerische Oeuvre der Victoria Kettschau. In: Heimatkalender Kreis Soest 2011, S. 104-107. Die Mitteilungen des Vereins enthielten Beiträge zu „Soest um 1860“, die aus Anlass des 150-jährigen Bestehens des Musikvereins zuvor als Zeitungsserie erschienen waren

VII. Arbeitskreise

Der neue Arbeitskreis „Tod in Soest“ tagte insgesamt etwa 18 Mal.

Der Arbeitskreis Nachkriegszeit tagte am 16.02.2010.

Der „Geschichtsarbeitskreis Soester Börde“ unter Federführung von Horst Braukmann bot Exkursionen nach Oestinghausen und Vellinghausen an.

Der Arbeitskreis Genealogie unter Federführung von Ulrich Klöne mit Dr. Michael Römling als Ansprechpartner im Vorstand tagte dreimal.

ILSE MAAS-STEINHOFF

JAHRESBERICHT DES VEREINS FÜR GESCHICHTE UND HEIMATPFLEGE SOEST E. V. FÜR DAS JAHR 2011

Im Jahr 2011 jährte sich die Vereinsgründung zum 130. Mal. Vor diesem Hintergrund galt das Augenmerk im Jahresprogramm zweimal einem der Hauptgegenstände der Arbeit des Vereins, der Soester Zeitschrift. Der Festvortrag im März von Vorstandsmitglied Martin Hucklebrink griff den inneren und äußeren Wandel in der inzwischen langen Reihe ihrer Ausgaben auf und der Doppelband mit dem Titel „Nachkriegszeit in Soest“ wurde als Heft 122/123 vorgestellt.

Weitere Programmpunkte galten der Neueren Geschichte: Zwei prominente Zeithistoriker ließen sich für Vorträge in Soest gewinnen: Prof. Dr. Constantin Goshler, Ruhr-Universität Bochum und Prof. Dr. Thomas Großbölting, Universität Münster. Zwei ebenfalls zeitgeschichtlich orientierte Veranstaltungen ergaben sich außerhalb des Jahresprogramms: Zum einen Namenverleihung und Baumwidmung für den neuen Soestbach-Fußweg zu Ehren der langjährigen Bürgerin unserer Stadt, Luise Meier, die im Zweiten Weltkrieg als Berlinerin verfolgten Juden zur lebensrettenden Flucht verholfen hatte; zum anderen die Einweihung eines neuen Museumsteils auf dem Gelände des Burghofes in dem freigelegten unterirdischen Luftschutzdeckungsgraben aus dem Jahr 1942. Die Informationstafeln im Inneren über die Zeit des Nationalsozialismus in Soest entstanden unter Mitwirkung einer Arbeitsgruppe des Geschichtsvereins-Vorstandes.

Der Zeitgeschichte traten zwei herausragenden Vorträge zur Frühgeschichte gegenüber: die Buchpräsentation der nach über achtzig Jahren ersten zusammenhängenden wissenschaftlichen Analyse des bedeutenden fränkischen Gräberfeldes am Lübecker Ring gemeinsam mit der Altertumskommission für Westfalen (Daniel Peters) und der Bericht über interdisziplinär ausgewertete Befunde aus Grabungen im Soester Westen (Dr. Ingo Pfeffer), die die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen der römischen Kaiserzeit in Westfalen neu bewerten. Von den Veranstaltungen zur mittelalterlichen Kunst- und Kulturgeschichte ist der außerordentlich gut besuchte Vortrag von Dr. Ulrich Lör hervorzuheben: „Unse frowe

thor Wese – Zur Soester Vergangenheit des Werler Gnadenbildes“.

I. Mitgliederbewegung

Am 1. Januar 2011 zählte der Verein	778 Mitglieder.
Ausgeschieden sind im Jahr 2011	35 Mitglieder
Davon verstarben	17 Mitglieder
Es traten dem Verein bei:	19 Personen
Entsprechend hatte der Verein am 31.12.2011	763 Mitglieder.

Der Verein bewahrt seinen verstorbenen Mitgliedern ein ehrendes Gedenken:

Rosemarie Bunk, Soest
 Doris Düchting, Soest
 Dr. Karl-Heinz Enste, Soest
 Elisabeth Huck, Soest
 Adolf Jurisch, Soest
 Wilhelm Karrie, Welter
 Dr. Gerhard Köhn, Soest
 Prof. Dr. Theodor Kohlmann, Welter
 Marianne Lehde, Soest
 Margarete vom Lehn, Soest
 Werner Müller, Dortmund
 Helga Nickel, Soest
 Hans-Peter Presuhn, Bremen
 Heinrich Rüter, Hamm
 Marie-Luise Stasius, Soest
 Harry Ziebarth, Bad Sassendorf
 Juliane Ziegert, Bielefeld

Der Verein konnte folgende neue Mitglieder begrüßen:

Elisabeth Braun, Soest
 Ulrich Engelmann, Soest
 Brigitte Frentrop, Welter
 Ute Fuisting, Soest
 Elke Gerdes-Röben, Soest
 Susanne Geselbracht, Soest
 Jan-Fabian Humann, Kaiserslautern
 Brigitte Jahn, Soest

Oswald Jahnig, Soest
 Susanne Jolk, Soest
 Barbara Kümper-Seinsch, Soest
 Gisela Merchel, Soest
 Petra Müller-Balling, Dortmund
 Karl-Heinz Pröpsting, Soest
 Drs. Karl-Viktor und Carmen von Schöning, Möhnesee
 Michael Schuchardt, Soest
 Klaus Störmer, Soest
 Werner Szybalski, Münster
 Jana Wienken, Soest

II. Der Vorstand

Der Vorstand traf sich zu sieben Sitzungen, in denen Schwerpunkt-Themen die Ausstellung des Malers Max Schulze-Sölde und die Herausgabe des Doppelbandes der Soester Zeitschrift unter dem Titel „Nachkriegszeit in Soest“ waren. Kontinuierlich galt das Augenmerk der Stadtentwicklung. Der Vorstand nahm öffentlich Stellung zu den Plänen der Neubebauung des ehemaligen Rotkreuzgeländes an der Höggenstraße. Die Eingaben trugen zur Modifizierung des dortigen Bauvorhabens bei. Herr Olaf Steinbicker, neuer Leiter der Abteilung Stadtentwicklung und Bauordnung der Stadt Soest, wurde als Gast zu einem ersten Gespräch in eine Vorstandssitzung eingeladen.

III. Vorträge und Lesungen

- 27.1.: Vortrag: „Das fränkische Gräberfeld vom Lübecker Ring in Soest“ in Verbindung mit der Altertumskommission für Westfalen (Dr. Daniel Peters, Frankfurt);
- 27.2. Vortrag: „Unse frowe thor Wese – Zur Soester Vergangenheit des Werler Gnadenbildes“ (Dr. Ulrich Lör);
- 16.3.: Vortrag: „Stichtag heute“ – Die Sendung „Zeitzeichen“ im WDR (Hildegard Schulte, Köln);
- 23.3.: Vortrag im Rahmen des „Herrenessens mit Damen“: „Die Soester Zeitschrift als Vademecum“ (Martin Huckebrink);
- 10.6.: Vortrag zur Buchvorstellung: „Nachkrieg in Europa: Wiederaufbau, Säuberungen und Wiedergutmachung“ (Prof. Dr. Constantin Goshler, Bochum);

- 13.9.: Vortrag: „Vom Augustiner-Chorherrenstift zum Museum – Das neue LWL-Landesmuseum für Klosterkultur in Dalheim“ (Dr. Julia Hallenkamp-Lumpe, Soest);
- 17.10.: Lesung der Jugend-Schreibwerkstatt aus ihrem vor der historischen Kulisse von Soest um 1890 spielenden Roman „Die Botanikerin“ (Federführung Günter Kükenshöner);
- 23.11.: Vortrag: „„Sonnenallee‘ oder ‚Schurkenstaat‘ – wie umgehen mit der DDR?“ (Prof. Dr. Thomas Großbölting, Münster);
- 11.12.: Vortrag: „Ein bedeutender Siedlungsplatz der römischen Kaiserzeit im Soester Westen“ (Dr. Ingo Pfeffer, Soest).

IV. Führungen

- 27.4.: Einweihung des Luise-Meier-Weges mit Widmung eines Baumes (Ilse Maas-Steinhoff);
- 21.5.: Eröffnung des Luftschutzdeckungsgrabens als neuer Museumsteil (Dr. Walter Melzer u. a.);
- 17.8.: Stadtwanderung zu Soester Altären (Dr. Hans-Georg Gaffron, Ilse Maas-Steinhoff, Joachim Grade);
- 18.9.: Zwei Führungen am geologischen Aufschluss am Silberg beim „Tag des Geotops“ des Geologischen Dienstes NRW (Dr. Klaus Köhler);
- 8.10.: Wanderung entlang der WLE-Trasse (Stephan Haverland).

V. Studienfahrten und Exkursionen

- 9.4.: Ganztagesexkursion zu den Museen Rautenstrauch-Joest, Schnütgen und Kolumba in Köln (Gerhild H'loch, Dr. Annette Werntze);
- 27.-29.5.: Wochenendstudienfahrt nach Lorsch, Speyer und Darmstadt: Kaiserdom und Jugendstil (Anne und Dr. Ulrich Löer);
- 20.7.: „Zur Pflege des Geistes und des Körpers“: Letzte Führung durch die Thomä-Hauptschule vor der Schließung im Rahmen der „Sommerfete“ (Gertraud Nottebohm);
- 28.8.: Halbtagesexkursion: Stiftskirche Freckenhorst und Doppelschloss Harkotten (Dr. Ulrich Löer);
- 3.9.: Schnadegang (Eberhard Happich);
- 25.9.: Halbtagesexkursion zur Stiftung Kloster Dalheim, LWL-Landesmuseum für Klosterkultur (Henny Heitmann);

- 15.10.: Halbtagesexkursion nach Westönnen: Wandel der Landwirtschaft im Dorf (Elisabeth Prolingheuer, Willy Sasse).

VI. Arbeitskreise

- 6.1: Jugendschreibwerkstatt zum Roman „Die Botanikerin“;
Leitung: Günter Kükenshöner;
- 6.2: Arbeitskreis Genealogie; Leitung: Ulrich Klöne;
- 6.3: Geschichtsarbeitskreis Soester Börde;
Leitung: Horst Braukmann;
- 6.4: Arbeitskreis „Bauernbefreiung“: Sammlung und Erforschung von Dokumenten auf den Höfen der Soester Börde zur Bauernbefreiung im 19. Jahrhundert; Leitung: Joachim Grade.

VII. Veröffentlichungen:

Ilse Maas-Steinhoff (Hrsg.): Nachkriegszeit in Soest (Soester Zeitschrift 122/123, Soester Beiträge. 60). Soest 2011;
Mitteilungen Nr. 41 (erschienen Dezember 2011).

Soester Beiträge

Herausgegeben im Auftrag
des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest

1	H. Schwartz, Kurze Geschichte d. Hansestadt Soest (1949) 84 S.	vergriffen
2	Wolf-Herbert Deus, Die Soester Fehde (1949) 173 S.	vergriffen
3	Wolf-Herbert Deus, Pacta Ducalia (1951) 82 S.	2,50 €
4	Wolf-Herbert Deus, Soester Chronik 1942-1948 (1951) 304 S.	vergriffen
5	Schmoeckel u. Blesken, Wörterb. d. Soester Börde (1952) 342 Sp.	vergriffen
6	Alfred Hinne, Beiträge zur Geschichte v. Lohne (1952) 179 S.	vergriffen
7	W. Handke, Die Pflanzenwelt des Kreises Soest (1954) 92 S.	vergriffen
8	Andreas Heinrich Blesken, Erinnerungen (1954) 260 S.	vergriffen
9	H. Deus, Baugeschichte der Kirche St. Thomae (1954) 100 S.	vergriffen
10	Wolf-Herbert Deus, Die Herren von Soest (1955) 552 S.	vergriffen
11	F. G. v. Michels, Genealogien Soester Geschlechter (1955) 716 S.	vergriffen
12	Soester Chronik 1948 - 1954 (1957) 336 S.	vergriffen
13	Ludwig Prautzsch, Das Soester Gloria (Neuaufgabe 2009) 100 S.	9,80 €
14	H. Schwartz, Soest in seinen Denkmälern, 1. Bd. (1977) 252 S.	15,50 €
15	H. Schwartz, Soest in seinen Denkmälern, 2. Bd. (1978) 251 S.	15,50 €
16	H. Schwartz, Soest in seinen Denkmälern, 3. Bd. (1979) 205 S.	15,50 €
17	H. Schwartz, Soest in seinen Denkmälern, 4. Bd. Bildband 3 Teile, Teil 1: 11,50 €, Teile 2 und 3	vergriffen
18	Marga Koske, Geschichte der Stadtparkasse Soest (1959) 64 S.	4,- €
19	Marga Koske, Das Bördekataster von 1685 (1960) 810 S.	vergriffen
20	H. Schwartz, Soest in seinen Denkmälern, 5. Bd.: Die Kirchen der Soester Börde (1961) 212 S.	vergriffen
21	H. Schwartz, Soest in seinen Denkmälern, 6. Bd.: Soester Wappenbuch (1962) 121 S.	vergriffen
22	Friedrich Siegmund-Schultze, Inventarverzeichnis des Ökumenischen Archivs in Soest (1962) 281 S.	vergriffen
23	Philipp Nicolai, Freudenspiegel des ewigen Lebens, Faksimile nach 1599 (1963) 426 S.	vergriffen
24	Hubertus Schwartz, Gesammelte Aufsätze (1963) 167 S.	12,50 €
25	Gisela Jacobi-Büsing, Die Drüggelter Kapelle (1964) 65 S.	vergriffen
26	Der heilige Patroclus, Festschrift (1964) 52 S.	vergriffen
27	Soester Chronik 1954-1960 (1965) 112 + 14 S.	vergriffen
28	H. Schwartz, Die Straßennamen der Stadt Soest (1966) 77 S.	vergriffen
29	Hermann Delfs, Ökumenische Literaturkunde (1966) 580 S.	vergriffen
30	Wolf-Herbert Deus, Scheibenkreuze (1967) 92 S.	vergriffen
31	E. Dösseler, Toversichtsbrieft (1969) 506 S., 1 Karte, 12 Taf.	vergriffen
32	W.-H. Deus, Soester Recht 1. Lfg. Statuten (1969)	12,50 €
33	W.-H. Deus, Soester Recht 2. Lfg. Statutarisches Recht (1970)	12,50 €
34	W.-H. Deus, Soester Recht 3. Lfg. Ältere Ordnungen (1971)	12,50 €
35	W.-H. Deus, Soester Recht 4. Lfg. Observanzen (1974)	12,50 €
36	W.-H. Deus, Soester Recht 5. Lfg. Andere Ordnungen (1975)	12,50 €
37	Siegfried Vogelsänger, Musik im Lehrerseminar (1973) 227 S.	vergriffen
38	Clarenbach/Rudack, Die Familien auf den Höfen und Kotten zu Welver-Borgeln von 1532-1946 (1977) 243 S.	13,- €
39	W.-H. Deus, Soester Recht 6. Lfg. Eidesformeln (1978)	12,50 €
40	J. J. Joest, Wirtschaftliche u. soziale Entwicklung des Soester Raumes im 19. Jh. (1978) 384 S.	15,50 €
41	Soest - Stadt - Territorium - Reich, Festschrift z. 100jährigen Bestehen d. Vereins f. Geschichte u. Heimatpflege Soest (1981) 870 S.	25,- €
42	K. Heinemann, Zur Geschichte des Lehrerseminars in Soest (1982) 335 S.	vergriffen
43	Archigymnasium Soest 1534-1984 (1984) 368 S.	30,- €
44	G. Oemeken, Soester Kirchenordnung 1532 (1984) 432 S.	vergriffen
45	Clarenbach/Rudack, Die Familien in den Wohnhäusern zu Welver-Borgeln bis 1946 (1984) 146 S.	10,- €
46	Lucja Nerowski-Fisch, Wilhelm Morgner (1891-1917). E. Beitr. z. dt. Expressionismus (1984) 239 S.	14,50 €
47	Archigymnasium Soest. Erinnerung und Aufruf (1985) 88 S.	5,00 €
48	H.-D. Heimann, Wie man wol eyn statt regyrn sol. Didaktische Literatur und berufliche Schreiben des Johann von Soest, gen. Steinwert (1986) 78 S.	18,- €
49	E. Dösseler, Soests auswärtige Beziehungen, besonders im hansischen Raum (1988) 184 S.	16,- €
50	M. Brocke, Der jüdische Friedhof in Soest/G. Köhn, Die jüdische Gemeinde Soest (1993) 296 S. mit 275 Abb.	30,- €
51	Bomben auf Soest. Tagebücher ... und Fotos zur Erinnerung an die Bombardierungen und das Kriegsende vor 50 Jahren, zusammengest. v. Gerhard Köhn (1994) 352 S. mit 256 Abb.	vergriffen
52	Soest - Geschichte der Stadt, Bd. 1. Der Weg ins städtische Mittelalter. Topographie, Herrschaft, Gesellschaft (2010), 1088 S. mit 333 Abb.	50,- €
53	Soest - Geschichte der Stadt, Bd. 2. Die Welt der Bürger. Politik, Gesellschaft und Kultur im spätmittelalterlichen Soest (1996) 936 S.	50,- €
54	Soest - Geschichte der Stadt, Bd. 3. Zwischen Bürgerstolz und Fürstenstaat - Soest in der Frühen Neuzeit (1995) 980 S.	50,- €
55	Soest - Geschichte der Stadt, Bd. 4 (noch nicht erschienen)	
56	Soest - Geschichte der Stadt, Bd. 5 (noch nicht erschienen)	